



GREIFSWALDER BEITRÄGE

zur

Stadtgeschichte
Denkmalpflege
Stadtsanierung

Sepulkalkultur in Mittelalter und Neuzeit

Jahrgang 12 - 2018 - Sonderheft





Inhaltsverzeichnis

Die Autoren	2
Editorial	3
800 Jahre Begräbniskultur im Spiegel der Greifswalder Stadtgeschichte: Ein Überblick Michael Lissok	4
Archäologische Untersuchungen auf Greifswalder Bestattungsplätzen Jörg Ansorge	22
Bestattungen in Greifswalder Kirchen Jürgen Herold	34
Kammern unter dem Fußboden Gruftanlagen in den mittelalterlichen Kirchen Greifswalds Torsten Rütz	44
Es im Tode noch einmal allen zeigen! Barocke Grabmäler in Greifswalder Kirchen Detlef Witt	60
Der Alte Friedhof in Greifswald Geschichte und bauliche Besonderheiten Anja Kretschmer, Regina Ströbl und Andreas Ströbl	90

Die Autoren

Dr. Jörg Ansorge

Horst
geb. 1965
Dipl.-Geologe, Archäologe

Jürgen Herold M. A.

Greifswald
geb. 1957
Historiker

Dr. Anja Kretschmer

Bad Doberan
geb. 1981
Kunsthistorikerin

Dr. Michael Lissok

Greifswald
geb. 1958
Kunsthistoriker

Torsten Rütz M. A.

Greifswald
geb. 1965
Archäologe, Bauhistoriker

Dr. Regina Ströbl

Lübeck
geb. 1964
Archäologin, Kunsthistorikerin

Dr. Andreas Ströbl

Lübeck
geb. 1964
Archäologe, Kunsthistoriker

Detlef Witt M. A.

Sundhagen
geb. 1962
Kunsthistoriker

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

in diesem Jahr hat sich das Redaktionsteam unserer „Greifswalder Beiträge“ eines besonderen Themas der Stadtgeschichte angenommen: der Begräbniskultur des Mittelalters und der Neuzeit in der Universitäts- und Hansestadt Greifswald.

Uns war es wichtig, gerade dieses Thema einmal intensiver zu beleuchten, nicht nur, weil es viele gute Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet gibt, sondern auch deswegen, weil die Begräbniskultur in der Vergangenheit einen weit höheren Stellenwert im Leben der Menschen hatte als in der heutigen Zeit.

Vielen Greifswaldern ist der „Alte Friedhof“ in der Wolgaster Straße bekannt. Viele wissen auch um die besonders gestalteten Grabplatten in den Kirchen; aber gibt es da noch mehr? Diesen und anderen Fragen gehen unsere Autoren nach. So gibt uns Michael Lissok einen Überblick über 800 Jahre Begräbniskultur im Spiegel der Greifswalder Stadtgeschichte. Jörg Ansorge beschäftigt sich mit archäologischen Untersuchungen auf Greifswalder Bestattungsplätzen, insbesondere auf den Kirchhöfen von St. Marien und St. Jacobi. Jürgen Herold bringt uns Bestattungen innerhalb der Gotteshäuser näher und befasst sich vor allem mit den dort noch zahlreich vorhandenen Grabplatten.

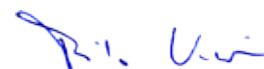
Besonders interessant ist der Artikel von Torsten Rütz, gewährt er doch Einblicke in die unsichtbaren Bereiche unserer Kirchen, die unter dem Fußboden angelegten, gemauerten Gruftanlagen.

Mit der jüngeren Geschichte, den barocken Grabmälern, beschäftigt sich Detlef Witt in einem sehr umfassenden und besonders anschaulichen Beitrag. Dabei geht es um Deutungen von Bildprogrammen an Schauwänden und Epitaphien in den Greifswalder Kirchen sowie um die Abschaffung der Kirchenbestattung Ende des 18. Jahrhunderts und das daraus entstehende neue, kommunale Begräbniswesen.

Den Abschluss bildet der Artikel von Anja Kretschmer sowie Regina und Andreas Ströbl über den „Alten Friedhof“. Es werden die Geschichte der Entstehung des Friedhofes beleuchtet und die baulichen Besonderheiten vorgestellt: die leider abgerissene neugotische Kapelle aber auch die noch vorhandenen, zum Teil erst vor kurzem aufwendig sanierten Grufthäuser.

Ich hoffe, Ihr Interesse für dieses außergewöhnliche Thema geweckt zu haben und wünsche Ihnen wie immer viel Spaß beim Lesen. Bleiben Sie neugierig.

Ihr Thilo Kaiser



800 Jahre Begräbniskultur im Spiegel der Greifswalder Stadtgeschichte: Ein Überblick

Michael Lissok

Einführung

Die rituelle, nach einem verbindlichen Regel- und Formenkanon vorgenommene Bestattung der Toten gehört zu den elementarsten und ältesten „Kulturtechniken“ der Menschheit. Dazu geeignete Orte auszuweisen, besondere Stätten einzurichten sowie Objekte zu schaffen (z. B. Grabmonumente oder Gedächtnismale), ist aus Glaubensgründen und diversen zivilisatorischen Motiven stets von Bedeutung gewesen und stand bei vielen Religionen und Gesellschaften sogar im Zentrum. Dieses anthropogene Kontinuum brachte auch eine immense Fülle materieller Zeugnisse hervor, unter denen sich herausragende Werke menschlichen Schöpfertums befinden. Zu denken ist dabei etwa an Gegenstände, die etliche Museen zu ihren Glanzstücken zählen und die, während sie heute als handwerkliche und künstlerische Arbeiten von Rang bewundert werden, ursprünglich für den Toten- und Ahnenkult gefertigt wurden, kostbare Grabbeigaben oder wichtige Symbol- und Funktionsträger innerhalb eines religiös-sepulkralen Opfer- und Gedenkritus waren. Auch im hiesigen Pommerschen Landesmuseum tragen die meisten der in der ur- und frühgeschichtlichen Abteilung ausgestellten archäologischen Objekte diesen Charakter.

Rückschau in die Ur- und Frühgeschichte

Viele der ältesten dinglichen Hinterlassenschaften von Begräbniskulturen, die auf pommerschem Boden entdeckt wurden, stammen aus der Jungsteinzeit und frühen Bronzezeit, sind also rund 3500 bis 4000 Jahre alt. Während dieser Epochen entstanden in Vorpommern die Grabhügel und Megalithgräber („Hünengräber“) als frühe kollektive Leistungen, deren Errichtung mit viel Aufwand betrieben wurde. In dieser Gruppe sepulkraler Großbauten artikuliert sich erstmals der Drang nach Dauerhaftigkeit und Monumentalität (Abb. 1). Zugleich weisen sie auf eine permanente Besiedlung der Region und die Existenz wirtschaftlich und sozial differenzierter Siedlungsgemein-

schaften hin. Belege hierfür bieten auch die sogenannten „Urnenfelder“, also jene prähistorischen Begräbnisplätze, auf denen oft über einen langen Zeitraum mehr oder weniger kontinuierlich Feuer- und Erdbestattungen vorgenommen wurden.

Urnenbeisetzungen auf einem solchen frühgeschichtlichen „Friedhof“, die während der vorrömischen Eisenzeit stattgefunden haben (ca. 600 v. Chr. - um 0), waren sogar namensgebend für eine unweit Greifswalds gelegene Ortschaft, für Potthagen.¹ Dabei ist dieser heutige Ortsteil von Weitenhagen natürlich keine Gründung der vorrömischen Eisenzeit; er geht auch auf kein im Hochmittelalter entstandenes Rodungsdorf zurück, wie es die Silbe „hagen“ in seinem Namen eigentlich nahelegt. Diese Ansiedlung ist weitaus jünger, sie entstand erst während der 1730er Jahre. Nahe ihrem zukünftigen Standort hatte man 1727 ein prähistorisches Gräberfeld entdeckt und auf ihm nach und nach über 150 Urnen mit reichen Grabbeigaben geborgen (Abb. 2).² Wegen dieses spektakulären archäologischen



Abb. 1 Nadelitz auf Rügen. Großdolmen der Jungsteinzeit. Grabmonumente wie dieses dokumentieren frühe kollektive Leistungen vor dem Hintergrund von Totenkult und Jenseitsvorstellungen. Außerdem weisen sie auf die Ortsgebundenheit ihrer Erbauer und eine ausgebildete soziale Differenzierung innerhalb der neolithischen Bevölkerung. Abbildung: Gillys.-tosh6.1d (<https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hünenbett.jpg>), „Hünenbett“, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode> (Aufnahme 2006, Abruf 12.11.2018)

¹ Benthien u. a. 1968, S. 137 f.

² Der von 1724 bis 1743 an der Universität Greifswald tätige Rechtsgelehrte Christian Nettelblatt (1696-1775) hatte 1727 bei Weitenhagen die ersten 35 Graburnen geborgen, untersucht und über sie noch im selben Jahr eine Veröffentlichung herausgebracht. Damit gehört Nettelblatt zu den Begründern der prähistorischen Forschung und Archäologie in Pommern. Auf dem Greifswalder Altstadtgebiet wurden 1994 hinter der Häuserreihe an der Marktostseite Reste eines Urnengrabes entdeckt (Mangelsdorf 2000, S. 18 f.).

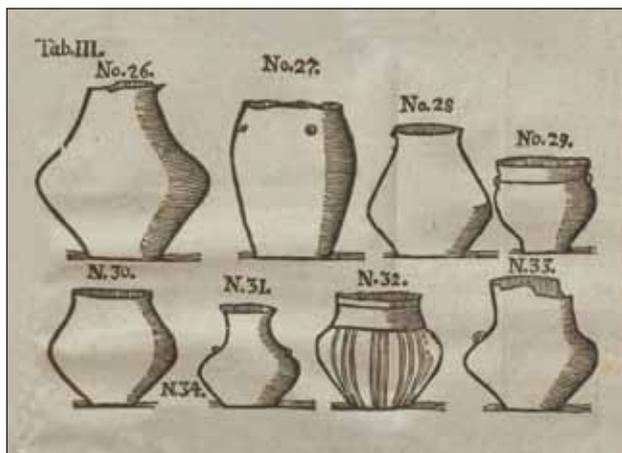


Abb. 2 Weitenhagen bei Greifswald. Zeichnungen einiger Urnen, die im Jahr 1727 auf einem Gräberfeld der vorrömischen Eisenzeit wenige Kilometer südlich von Greifswald entdeckt wurden. Der kurz darauf publizierte, heute als verschollen geltende Fund zahlreicher „Pötte“ gab später dem in dieser Gemarkung gegründeten Ort Potthagen seinen Namen. Ascheurnen aus gebranntem Ton gehören zu den bekanntesten Hinterlassenschaften ur- und frühgeschichtlicher Begräbniskulturen in Vorpommern. Abbildung: Nettelblatt 1727, Tafel III (Ausschnitt)

Fundes und weil dazumal für die bauchigen Tongefäße mit dem Leichenbrand auch die populäre Bezeichnung „Pötte“ gebräuchlich war, ist es dann zu jener einigermaßen seltsamen Namengebung gekommen. So sind in dem Ortsnamen Potthagen gleich drei große historische Perioden präsent: die vorrömisch-eisenzeitliche, die des Mittelalters sowie die Frühe Neuzeit in Verbindung mit den Anfängen der Archäologie im 18. Jahrhundert.

Das christliche Begräbnis im Mittelalter

Während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und dann besonders im 13. Jahrhundert etablierte sich auch in Pommern eine christliche Sepulchrkultur. Überall dort, wo Kirchen gegründet und errichtet wurden, entstanden zugleich Begräbnisstätten. Christlicher Kultbau und christliches Grab gehörten zusammen, bildeten eine religiös-spirituelle wie auch reale kirchenrechtliche Einheit, die den Umgang der Lebenden mit den Toten bestimmte, etwa die Formen ihrer Bestattung und der Erinnerung an sie. So gehörte es zu den vornehmlichen Funktionen sakraler Bauwerke, die Toten aufzunehmen, ihnen letzte Ruhestätte zu sein und der heilige Ort, an dem man sich ihrer „auf ewig“ erinnert. Damit erhielt in den Gotteshäusern die universale Gemeinschaft von (noch) lebenden und verstorbenen

Angehörigen der Christenheit, wie sie nach theologischem Verständnis und als religiöses Ideal existierte, ihre quasi irdische, konkret erfahrbare Dimension.³

Jenseitsvorstellungen und Heilserwartungen, ausgehend vom Glauben an die Auferstehung von den Toten und an ein ewiges Leben, hatten für die Begräbnisriten und -formen wie auch für wichtige Teile der Ausstattung mittelalterlicher Kirchen maßgebliche Bedeutung. Hier liegen letztlich die Gründe für das Bestreben, sich Grabstätten möglichst in unmittelbarer Nähe von Altären sowie der Aufbewahrungsorte von Reliquien und geweihten Hostien einzurichten und zu sichern.⁴ Es bestand die religiöse Pflicht und wurde allgemeiner Brauch, wegen des Seelenheils intensive Vorsorge zu betreiben. Dafür wurden Altäre und Priesterstellen (Vikariate) gestiftet und Schenkungen gemacht, etwa in Form von liturgischem Gerät, Paramenten und Kerzen. Ebenso bestellte man Seelenmessen und Totenandachten zur Befreiung von den Qualen des Fegefeuers bzw. um diese zu vermindern. Dem widmeten sich auch Priester- und Laienbruderschaften, deren vorrangige Aufgabe es war, ihren Mitgliedern und Spendern ein würdiges christliches Begräbnis auszurichten und die zu diesem Zweck Grabplätze und -kapellen erwarben sowie Kassen unterhielten.

An fast jedem Kirchenbau bzw. um diesen herum lag ein Begräbnisplatz, der Kirchhof (Abb. 3). Durch ihn wurde der sakrale Außenraum besetzt und definiert. Wie die Gotteshäuser waren die Kirchhöfe im Mittelalter geweihte und daher heilige Orte („loci sacri“).⁵ Sie galten somit auch als Rechtsbezirke, die einen öffentlichen Status besaßen. Diese kirchenähnliche bzw. -verwandte Stellung wurde mit einer Abgrenzung und deutlichen Markierung des Geländes sanktioniert und kenntlich gemacht. Dies geschah durch Gräben, Hecken, Zäune und Mauern, mit denen die Begräbnisplätze umfriedet wurden, wovon sich die Bezeichnung „Friedhof“ herleitet (nach „Fried-Hof“). Dort auf den Kirchhöfen standen gewöhnlich auch Kapellen („Kärner“) oder Beinhäuser („Ossarien“), in denen die sterblichen Überreste aus aufgelassenen Gräbern verwahrt wurden. Ebenso gehörten sogenannte Totenampeln mit dem „ewigen Licht“ zur Ausstattung mittelalterlicher Kirchhöfe, des Weiteren konnte es noch kleine Kapellen und Altarplätze zur Andacht und für Prozessionen geben. Kei-

³ Schweizer 1956, S. 27-32.

⁴ Derwein 1931, S. 16-18.

⁵ Ebda., S. 30-44.

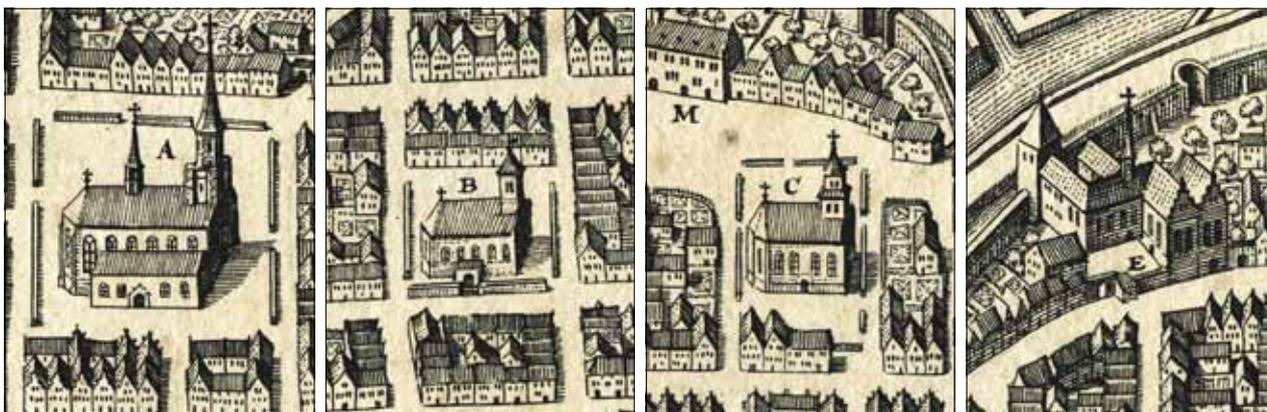


Abb. 3 Die drei Greifswalder Stadtpfarrkirchen (von links: St. Nikolai, St. Marien, St. Jacobi) mit ihren jeweiligen Kirchhöfen sowie der Begräbnisplatz nordöstlich neben der Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters (ganz rechts) auf einem Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. aus dem Jahr 1653. Abbildung: Pommersches Landesmuseum K2/879 (Ausschnitte, vgl. S. 23)

neswegs jedoch waren die Kirchhöfe ausschließlich den Toten und dem frommen Dienst an ihnen vorbehalten. Im vollen Sinn des Wortes sind sie darüber hinaus Stätten des öffentlichen *Lebens* gewesen. Auf ihnen trafen die Menschen auch zusammen, um über profane Dinge und Angelegenheiten zu reden bzw. zu verhandeln; dort wurden Verträge geschlossen, Streitfälle geregelt und ist Recht gesprochen worden.

Seit ihrer Gründung und Erstweihe im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts waren die Greifswalder Stadtpfarrkirchen St. Nikolai, St. Marien und St. Jacobi *die* religiösen Zentren für die gesamte christliche Einwohnerschaft. Kommunale Autoritäten (mit dem Rat bzw. Senat an der Spitze), geistliche und weltliche Korporationen (Bruderschaften, Zünfte) nahmen sie als Versamlungs- und Repräsentationsorte in Anspruch und in ihre Verantwortung. Damit waren die drei Pfarrkirchen auch die bevorzugten Begräbnisstätten und das seit der Stadtwerdung Greifswalds bis zum Anbruch der Neuzeit. Rund fünfzehn Jahrhunderte wurde in den Gotteshäusern beerdigt, bettete man innerhalb ihrer Mauern die Toten in engen schachtartigen Gräbern dicht an dicht, neben- und übereinander zur letzten Ruhe. Dort wurden Erbbegräbnisse unterhalten sowie repräsentative Grabkapellen und Gedächtnismale errichtet. Erfahrbar wird diese Kontinuität beim Gang durch St. Marien und St. Nikolai, deren Fußböden streckenweise den Eindruck vermitteln, als wären sie mit Grabplatten regelrecht „gepflastert“ (Abb. 4).⁶ Die überwiegend aus

skandinavischem Kalkstein und im rechteckigen Format angefertigte Grabplatte, allgemein auch als „Grabstein“ bezeichnet, ist einer der Haupttypen des Grabmals im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit.⁷ Mit ihr wurden Gräber und Grüfte abgedeckt, geschützt und kenntlich gemacht. Die meisten dieser Steinplatten befinden sich nicht mehr an ihrem ursprünglichen Platz, manche wurden nachträglich auch aufgerichtet und an die Kirchenwände gestellt. Etliche tragen Inschriften bzw. Textfragmente und Symbole aus drei oder vier verschiedenen Jahrhunderten, weil ihr Besitz üblicherweise wechselte und sie als Grabmale mehrfach in Gebrauch waren.

Es ist davon auszugehen, dass mit der Bestimmung und Vorbereitung des Baugrundes für die drei Pfarrkirchen auch das Gelände der jeweils zugehörigen Kirchhöfe abgesteckt wurde. In Teilen waren diese sicherlich schon geweiht, umfriedet und in Nutzung, als die Errichtung der Gotteshäuser noch ganz am Anfang stand.⁸ So begann die Geschichte der innerstädtischen Begräbnisplätze Greifswalds, die erst im frühen 19. Jahrhundert enden sollte.

Mit den Niederlassungen der beiden großen Bettelorden im jungen Gemeinwesen Greifswald entstanden innerhalb seiner Stadtgrenzen noch zwei weitere Begräbnisorte. Das Kloster der Franziskaner (Graues Kloster, ab 1262 nachweisbar) genoss die Protektion der Grafen von Gützkow und der Überlieferung nach war die Klosterkirche St. Peter und Paul auch Grablege von Mitgliedern dieser gräflichen Dynastie.⁹ Die ersten namentlich bekannten Personen,

⁶ Herold/Magin 2009, S. 16 f. und 26.

⁷ Zu den mittelalterlichen Grabplatten siehe auch den Beitrag von Jürgen Herold in diesem Heft (S. 34 ff.).

⁸ Was im Umkehrschluss auch bedeutete, dass bei Erneuerung und Vergrößerung der Kirchen, etwa durch Kapellenbauten, Gräber und ganze Begräbnisquartiere überbaut wurden und auf diese Weise verschwanden.

⁹ Igel 2012, S. 4-6.

welche dort beerdigt wurden, waren Graf Jaczo II. und dessen Gemahlin Cecislawa; beide gelten auch als Stifter des Klosters. Die andere Ordensniederlassung in Greifswald, die der Dominikaner (das Schwarze Kloster mit der St.-Katharinen-Kirche, gegründet 1254), geht indessen auf eine Stiftungs-Initiative der Pommernherzöge zurück oder kam zumindest durch deren Förderung zustande.¹⁰

Ebenso bemühten sich Angehörige der stadtbürgerlichen Oberschicht um Begräbnisplätze in den Kirchen, die dann auf Dauer in Familienbesitz blieben und mit Altarstiftungen und Priesterstellen (Vikariate) verbunden waren. St. Jacobi wurde beispielsweise zur bevorzugten Begräbnisstätte der kapitalkräftigen und einflussreichen Familie Letzenitz.¹¹ Die gleichfalls an der Spitze des Greifswalder Patriziats stehende Familie Hilgemann reservierte sich die Franziskaner-Kirche als Sepulkral- und Memorialort. Sie übernahm damit nach 1350 quasi die Rolle des Gützkower Grafengeschlechts. Auch der mit den Hilgemanns verschwägte Bürgermeister und Universitätsgründer Heinrich Rubenow erhielt seine letzte Ruhestätte bei den Franziskanerbrüdern.¹² Nach Gründung der Universität im Jahr 1456 zählte deren Professorenschaft zu den Personenkreisen in Greifswald, die Anspruch auf bevorzugte Begräbnisplätze und eine ehrenvolle Memoria hatten. Ein dafür prädestinierter Ort war das Schwarze Kloster, bestanden doch zwischen dem Dominikaner-Orden und den hohen Bildungsanstalten traditionell enge Beziehungen. Unter den Klerikern, die an Hochschulen studierten und lehrten, waren die Dominikaner besonders stark vertreten, gleichzeitig gehörten viele Professoren dem Orden als Laienbrüder an. Wäre er streng chronologisch aufgebaut, so hätte dieser Überblick zur Geschichte des Begräbniswesens in Greifswald eigentlich mit der 1199 gegründeten Zisterzienser-Abtei Eldena (Hilda) beginnen müssen, ist sie doch die „Keimzelle“ der Stadt am Ryck. Selbstverständlich kam man auch dort den christlichen Pflichten nach, die Toten zu begraben und sich um deren Seelenheil zu bemühen. Hierzu gab es ordensinterne Regelungen, u. a. jene, dass in den Kirchen vornehmlich Angehörige der Klosterkonvente beerdigt werden sollten. Eine derartige



Abb. 4 Greifswald, St. Marien. Blick nach Westen in die südliche Turmseitenhalle. Die zahlreich in den Fußbodenbelag integrierten Grabplatten deckten Einzelgräber oder auch größere Gräfte ab und markierten diese. Nach jüngeren Umgestaltungen und Sanierungen liegen die wenigsten von ihnen noch am ursprünglichen Platz. Foto: D. Brandt (2018)

Einschränkung konnte jedoch kaum für weltliche Standespersonen gelten, von denen die Klöster mit Stiftungen und Schenkungen reichlich bedacht wurden, und schon gar nicht für deren Gründer, mächtigste Förderer und Beschützer. Traten als solche etwa Herrscher bzw. Dynasten in Erscheinung, so geschah dies schließlich oft mit der Absicht, für sich, die nächsten Verwandten und Nachkommen auch eine standesgemäße Grablege und Memorialstätte zu besitzen. In Bezug auf Eldena ist hier zuerst an das pommersche Herzoghaus zu denken. Mehrere seiner Mitglieder wurden in der Abtei zur letzten Ruhe gebettet, dies sicherlich an privilegierten Plätzen, d. h. in den Ostpartien der Kirche, nahe dem Hauptaltar.¹³ Ebenso hatten sich Repräsentanten einiger anderer hochadeliger

¹⁰ Ebda.

¹¹ Herold/Magin 2009, S. 19.

¹² Igel 2012, S. 9-12.

¹³ Im Chorbereich befindet sich eine unterirdische gemauerte Grabkammer. Mittelalterliche Begräbnisstätten wie diese sind recht selten gewesen, weshalb davon auszugehen ist, dass die steinerne Gruft in Eldena für Angehörige der herzoglichen Familie bestimmt war. Hierzu siehe den Beitrag von Torsten Rütz in diesem Heft (S. 45) sowie Rütz 2015, S. 30-36. An der Chorsüdwand ist auch eine Tafel angebracht, auf der die Namen von sechs Mitgliedern des herzoglichen Hauses stehen, welche im Kloster begraben wurden.



Abb. 5 Greifswald, Klosterruine Eldena. Nördlicher Bereich des Klausur-Ostflügels. Grabplatte für Nikolaus Friso, eingemauert in die Westwand. Die Platte aus rotem Öland-Kalkstein wurde noch vor 1300 hergestellt und liefert den Beleg für die Bestattung eines Bürgerlichen innerhalb der Klostermauern. Foto: J. Herold (2005)

Geschlechter und Angehörige des Ritteradels ihre Begräbnisse in der Geborgenheit und frommen Gemeinschaft der Zisterzienser gesichert. Heute künden im Bereich der Klosterruine nur noch wenige Sachzeugen von den Grabstätten, die es in der Kirche, aber bestimmt auch in den Kreuzgängen sowie auf dem Klausurhof gegeben hat. Geblieben sind davon lediglich eine Handvoll steinerner Grabplatten und Plattenfragmente, welche nachträglich in die mittelalterlichen Backsteinwände der Ruine eingemauert oder an ihnen aufgestellt wurden. Hinzu kommen einige wenige Steine, die ursprünglich zu Grabstellen im Kloster gehörten, aber sich seit langem schon andersorts befinden.¹⁴ Sie wurden aus Eldena fortgeschafft, als es zum Abbruch von Klostergebäuden kam, nachdem diese bereits während des Dreißigjährigen Krieges Schaden genommen hatten. Sofern die mittelalterlichen Grabplatten dann nicht zu Türschwellen, Treppenstufen u. ä. verarbeitet wurden, sind sie als Grabsteine weitergenutzt bzw. wiederverwendet worden. Das geschah etwa mit

den Steinen zweier Äbte vom Zisterzienser-Kloster, die in die Greifswalder Nikolaikirche gelangten.¹⁵

Mag dieser Fundus an mittelalterlichen Grabmälern in und aus Eldena quantitativ eher bescheiden sein, so kann er für seine Zeit und Denkmalgruppe als durchaus repräsentativ gelten, beispielsweise was die Gestaltung der Steinplatten und den Stand der Personen anbelangt, über deren Ruhestätten sie einst lagen. Die meisten stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert und zeigen in den Stein eingeritzte figürliche Darstellungen der Verstorbenen. Sieben von ihnen waren nachweislich für Äbte des Klosters bestimmt. Dass es mehrheitlich Angehörige des Klerus und Adels waren, für die diese Grabmale geschaffen wurden, steht mit den hierarchischen Gesellschaftsstrukturen des Mittelalters in Übereinkunft. Wenn einige der erhaltenen Monumente den Beleg dafür liefern, dass auch Mitglieder der bürgerlichen Oberschicht Greifswalds Inhaber exklusiver Grabstätten im Kloster gewesen sind, so ist dies durchaus bemerkenswert. Die älteste sicher datierbare Grabplatte Eldenas (und Greifswalds), welche noch vor 1300 geschaffen wurde, gehörte nachweislich dem Greifswalder Patriarch Nikolaus Friso (gest. 1296, Abb. 5).¹⁶

Während es in der Kirche und im Klausurbereich die privilegierten Grabstellen gab, lag im Osten und Nordosten des Kirchengebäudes der Klosterfriedhof, auf dem die Mehrzahl der Mönche und Laien bestattet wurde. Vor Ort erinnert nichts mehr an diesen christlichen Begräbnisplatz, der hier für rund vier Jahrhunderte existiert hat. Da, wo er sich befand, erstreckt sich ein grasbewachsenes, von Büschen bestandenes Areal, das peripherer Teil des Eldenaer „Ruinenparks“ ist. Durch Grabungen konnte eine relativ dichte Belegung des Friedhofs mit Erdbegräbnissen nachgewiesen werden. Für die bisher dort entdeckte älteste Bestattung wird eine Datierung bereits Anfang des 13. Jahrhunderts als höchstwahrscheinlich angenommen.¹⁷

Die Hospitäler und ihre Friedhöfe

Zur Erfüllung diverser sozial-karitativer Aufgaben, etwa in den Bereichen der Kranken-, Armen- und Altenpflege, sowie um Reisende und Pilger (generell Ortsfremde) zu beherbergen, waren Hospitäler in früheren Zeiten unverzichtbare öffentliche Einrichtungen jedes städtischen Gemeinwesens. Ihr Platz war überwiegend vor den Haupt-

¹⁴ Herold 2015, S. 38-43.

¹⁵ Herold/Magin 2009, S. 15 f.

¹⁶ Ebda., S. 51 f.; Herold 2015, S. 39 f. Vgl. Anm. 7.

¹⁷ Kaute 2012; vgl. Schäfer 1996.

toren bzw. in deren Nähe und somit an den wichtigen Verkehrswegen. Die für Hospitäler typische Lage außerhalb des Stadtraumes oder an dessen Peripherie hatte auch sanitäre Gründe. Weil etliche von ihnen gestiftet und unterhalten wurden, um vorrangig Menschen mit ansteckenden Krankheiten aufzunehmen, beispielsweise Opfer der Lepra, sollte damit die Gefahr einer weiteren Übertragung minimiert werden. Obligatorisch für ein Hospital war, dass es neben seinem Gotteshaus auch einen Friedhof besaß. Wenn die Begräbnisstätten von Hospitälern vielerorts als Armen-, Fremden- und Seuchenfriedhöfe bezeichnet wurden, so entsprach dies ihrer Funktion und zugleich ihrem im Allgemeinen niedrigen Status. Oft sind es Hospitalfriedhöfe gewesen, die dann bei hohen Sterberaten infolge von Kriegen, Hungersnöten und grassierenden Epidemien auch zu Notfriedhöfen wurden, auf denen man die vielen Toten in Gemeinschafts- und Massengräbern beerdigte. Durch ihre weitere oder auch erneute Nutzung blieben die Begräbnisstätten etlicher mittelalterlicher Hospitalgründungen noch lange erhalten. Manche sind mit Anbruch der Neuzeit sogar zu modernen Friedhöfen umgestaltet worden.

Greifswald hatte drei Hospitäler, die bereits zur Zeit des Hochmittelalters bestanden: St. Georg / St. Jürgen, St. Gertruden und St. Spiritus / Heiliggeist. Die letztgenannte Einrichtung ist die älteste von ihnen. Das Heilig-Geist-Hospital fand 1262 erstmals urkundliche Erwähnung, wurde aber wohl schon um 1250 gegründet. An seinem ursprünglichen Standort, nordwestlich der Nikolaikirche, sind bis heute wesentliche Bauteile erhalten.¹⁸ St. Georg gab es seit Beginn und St. Gertruden etwa seit Mitte des 14. Jahrhunderts, diese beiden Hospitäler lagen vor dem Mühlen- tor, östlich der Stadt.¹⁹

Einen besonderen Platz in der Geschichte des Greifswalder Begräbniswesens nimmt der Friedhof des Gertruden-Hospitals ein. 1375 erstmalig in einer Schriftquelle genannt, wurde er für mehr als viereinhalb Jahrhunderte als Beer- digungsstätte genutzt. Der Friedhof blieb noch lange in Gebrauch, auch nachdem sämtliche Hospitalgebäude, ein- schließlich der Kapelle, während des Dreißigjährigen Krie-

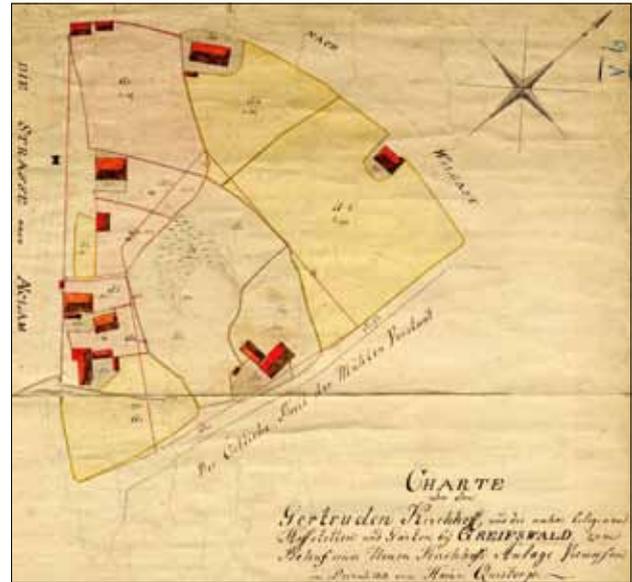


Abb. 6 Kolorierter Plan mit dem Gelände des Greifswalder St.-Gertruden-Hospitals aus dem Jahr 1811. Die von Heinrich Quistorp erstellte Zeichnung entstand nur gut zwei Jahrzehnte vor der endgültigen Auf- lassung des auf diesem Areal seit dem Mittelalter bestehenden und bis zuletzt noch stark frequentierten Friedhofes. Abbildung: STAG Pläne V 6

ges (1631) zerstört wurden und vom Erdboden verschwanden (Abb. 6).²⁰ Nach den Insassen des Hospitals waren es vorrangig Bewohner einer weiteren sozial-karitativen Institution, des 1564/1566 in den Mauern des ehemaligen Franziskanerklosters gegründeten städtischen Alten- und Armenheims, die hier ihre letzte Ruhestätte fanden.²¹ Generell sollte der Gertruden-Friedhof für diejenigen der Greifswalder Einwohnerschaft zum Begräbnisort werden, welche sich eine Grabstelle auf den drei Pfarrkirchhöfen nicht leisten konnten oder wollten. Ebenso nahm der „St. Gertruden Kirchhoff“, wie er weiterhin genannt wurde, auch in der Zeit nach der Zerstörung und Aufgabe des Hospitals die Toten von Epidemien auf. Zudem bekamen dort während des 17., 18. und noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts Soldaten verschiedener Nationen und Heere ihre schlichten, oft anonymen Gräber.²²

Als 1810 die Planungen für einen neuen kommunalen Be- gräbnisplatz anliefen (siehe unten), hatte man die Idee, hierfür den „Armen- und Soldaten-Friedhof“ von St. Gertruden zu erweitern und umzugestalten (Abb. 6).²³ Jedoch

¹⁸ Rütz 2010. Auch in der einstigen Hospitalkirche wurden 2001 acht spätmittelalterliche Bestattungen entdeckt, die jedoch in eine Zeit nach der Verlegung des Heilig-Geist-Hospitals nördlich vor die Stadt zu datieren sind (ebda., S. 38).

¹⁹ Buske 2000, S. 164 und 172; Kattinger 2000, S. 48-50.

²⁰ Witt 1996, S. 10 f.

²¹ Zur Nutzung der Klostergebäude nach der Reformation siehe auch Fassbinder 2003, S. 159 f.

²² Witt 1996, S. 10 f.

²³ Ebda., S. 15.

wurde davon Abstand genommen und stattdessen bis 1818 ein neuer Stadtgottesacker (der Alte Friedhof) an der Wolgaster Straße angelegt. Trotzdem blieb der Gertruden-Friedhof vorläufig weiter in Nutzung; erst im Spätherbst 1833 wurde er auf Anweisung der Stadtoberkeit endgültig geschlossen. Kurz davor hatten auf ihm noch hunderte Beerdigungen stattgefunden. Ein Hauptgrund für die enorme Frequentierung dieses alles andere als prestigeträchtigen Begräbnisortes ist wohl darin zu suchen, dass eine Bestattung dort kostenfrei war. Abgesehen von den Angehörigen der ärmeren Bevölkerungsschichten nahmen auch wohlhabende Bürger diese Möglichkeit von Bestattungen in privater Regie und ohne großen Finanzaufwand in Anspruch.²⁴ Sicherlich standen keine repräsentativen Grabmale auf dem Terrain des Gertruden-Friedhofs, der in seiner Gesamterscheinung eher wie das Hof- und Gartengelände einer großen Ackerbürgerwirtschaft gewirkt haben dürfte. Der Friedhof wurde zeitweilig in Pacht gegeben und der Pächter durfte auf einem Teil seines Grundes das Vieh weiden lassen sowie Obst und Gemüse anbauen. Dafür musste er ihn in einem akzeptablen Zustand halten und hatte insbesondere für dessen Umfriedung zu sorgen. Diese bestand ursprünglich aus einer massiven Mauer und später aus Holzzäunen, Hecken und einem Schirm dicht gepflanzter Weiden.²⁵ Damit unterschied sich der Hospitalfriedhof nicht allzu sehr von den angrenzenden Gartenparzellen und Wiesengründen in diesem Teil der Greifswalder Mühlenvorstadt, der noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein keine stringent urbanen Strukturen aufwies.

Nach völliger Entwidmung des Friedhofes im Jahr 1846 wurde sein Gelände in Neuparzellierungs- und Bebauungsplanungen einbezogen,²⁶ eine sporadische Überbauung erfolgte jedoch erst ab Beginn des 20. Jahrhunderts. Noch auf Stadtplänen aus der Zeit um 1900 erscheinen die Umriss des Friedhofsareals im Bereich zwischen Anklamer, Wolgaster und Roonstraße (heutige Breitscheidstraße).²⁷ Dann aber sollte dieser historische Begräbnisort aus der Stadttopografie und dem öffentlichen Bewusstsein (fast) gänzlich verschwinden.

Das Begräbniswesen nach der Reformation (von 1535 bis Ende des 18. Jahrhunderts)

In Pommern traf die von Wittenberg ausgehende Reformationsbewegung früh auf fruchtbaren Boden. Seit etwa Mitte der 1520er Jahre wuchs die Zahl ihrer Anhänger besonders in den Städten des Herzogtums rasch an. Der dynamisch verlaufende Konfessionswechsel vom Katholizismus zum Protestantismus wurde territorialstaatlich im Jahr 1534 auf dem Treptower Landtag und 1535 durch eine erste pommersche Kirchenordnung fixiert.

Die Reformation brachte natürlich auch Veränderungen im Begräbniswesen mit sich, von denen eine prägende Wirkung auf die Sepulkralkultur der nachfolgenden Jahrhunderte ausging.²⁸ Am Anfang stand der Bruch mit dem traditionellen, von katholischer Religion und Frömmigkeit bestimmten Totenkult. Dessen Wesen beruhte auf dem Glaubensgrundsatz von einer wirksamen Handlung bzw. Sorge für die Toten und deren Seelenheil durch Fürbitten, Seelenmessen, Andachten und Stiftungen. Mit diesem Dogma brach der Protestantismus. Zugleich wurde von den Reformatoren die heilsame Wirkung der Nähe des Grabes zum Altar und zu Reliquien bestritten und für die Seelsorge als gänzlich nutz- bzw. sinnlos erklärt. Generell waren in den Augen der evangelischen Gläubigen christliche Friedhöfe auch keine Orte von dinglicher „Heiligkeit“. Folglich gab es nach protestantischem Verständnis keinerlei Gründe dafür, die Einheit von Begräbnisplatz und Sakralraum, Kirche und Kirchhof als theologisch notwendig und sakrosankt zu betrachten. Auf die drängende Frage, wie denn ein protestantischer Friedhof beschaffen sein sollte, reagierte Martin Luther mit seiner berühmten Schrift „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ (1527).²⁹ In ihr empfahl Luther gerade unter dem Eindruck der Pestepidemien, die Begräbnisplätze aus den Wohngebieten der Städte zu entfernen, wobei er sehr pragmatisch, d.h. nach hygienischen Gesichtspunkten, argumentierte. Einen Vorteil der abgesonderten Lage der Friedhöfe sah der Reformator zudem darin, dass diese somit erst dem städtischen Alltagstreiben entzogen wären und zu wahrhaft stillen und würdigen Orten der Andacht und in-

²⁴ Ebda., S. 11.

²⁵ Ebda.

²⁶ Ebda.

²⁷ Auf dem Plan, den der 1907 in dritter Auflage publizierte „Führer durch Greifswald und Umgebung“ enthält, erscheint das Terrain des Gertruden-Friedhofs noch markiert.

²⁸ Peiter 1968, S. 49-77; Happe 1991, S. 177-179.

²⁹ Happe 1991, S. 179-183.

neren Einkehr werden könnten. Die Synoden der jungen evangelischen Gemeinden formulierten dann auch erste Normen im Bemühen um ein neues Regelwerk für das Begräbniswesen. Die Pommersche Kirchenordnung von 1535 enthält dazu nur wenige Worte. Ausgehend von der Prämisse, dass ein Friedhof keineswegs „heilig“ ist, steht dort lediglich, er solle „ehrlich“ und „billig“ sein, d. h. in einem ordentlichen bzw. würdigen Zustand gehalten werden: ›Nicht dat wy der stede sänderlicke hilligkeit geuen, sunder dat solckt eerlick, billig unde Christlick ys.³⁰

Die religiösen Auffassungen der Reformation umsetzend, aber ebenso medizinischen und hygienischen Aspekten folgend, sind im 16. Jahrhundert für manche Stadtgemeinden auch neue Friedhöfe getrennt von den Kirchen angelegt worden, also fern der Wohnquartiere, auf vorstädtischem Terrain.³¹ Nach ihren außerurbanen Standorten wurden sie auch als „Gottes-Acker“ oder „Feldbegräbnisse“ bezeichnet.³² Zwischen ihnen und den mittelalterlichen Hospitalfriedhöfen gab es etliche Gemeinsamkeiten, die sich nicht allein auf ihre Lage beschränkten. Diese Gruppe von Friedhöfen des Reformationszeitalters und Konfessionalismus steht quasi in der Tradition der Hospitalfriedhöfe, zumal nicht wenige von ihnen einen solchen älteren, vor den Toren gelegenen Begräbnisplatz zum Vorgänger hatten, dessen Aufgaben sie dann mit übernahmen.

Bis auf eine Ausnahme blieben in Greifswald auch nach Durchsetzung der Reformation die schon seit dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts im Verein mit den Kirchenbauten bestehenden innerstädtischen Friedhöfe weiter in Nutzung. Nunmehr handelte es sich bei ihnen um *evangelische* Kirchhöfe, die etwa an den drei *evangelischen* Pfarrkirchen lagen. Ebenso verhielt es sich beim einstigen Franziskanerkloster. Nachdem in seinen Mauern ein städtisches Armen- und Altenheim eingezogen war, gab es dort weiterhin Bestattungen. Der „Klosterfriedhof“ zwischen dem gotischen Chor der früheren Mönchskirche und der Mühlenstraße nahm nun verstorbene Angehörige dieses nach wie vor als „Graues Kloster“ bezeichneten Hospitals auf.³³ Fortgesetzt genutzt, zumindest bis in die Zeit

des Dreißigjährigen Krieges, wurden auch die im Mittelalter außerhalb der Stadt angelegten Hospitalfriedhöfe von St. Gertruden, St. Georgen und St. Spiritus. Lediglich mit der Säkularisierung des Dominikanerklosters und dem Teilabbruch bzw. der Umnutzung seiner Bauten, einschließlich der Kirche, verschwand infolge der Reformation eine der „alten“ Begräbnisstätten Greifswalds.³⁴

Ein *neuer* „ehrlicher“, „stiller“ und „ordentlich“ gehaltener Begräbnisplatz, etwa nach dem Muster protestantischer „Feldfriedhöfe“, ist für Greifswald zunächst nicht angelegt worden. Vielmehr wurden, ebenso wie in den meisten Kommunen Pommerns, die Pfarrkirchhöfe und Hospitalfriedhöfe des Mittelalters dem Konfessionswechsel gemäß umgestaltet und, etwa durch Neuaufteilung und -anordnung der Grabfelder, den veränderten Zeiterfordernissen angepasst. Auch blieb es dabei, dass man innerhalb der Kirchen bestattete und diese weiterhin als angesehenste und vornehmste Begräbnisorte galten.³⁵ Für Angehörige gesellschaftlicher Eliten kam eine standesgemäße Beerdigung eigentlich nur im Kirchenraum, an einem möglichst exklusiven Platz infrage. Einzelpersonen und Familien trachteten nach dem Besitz von vererbaren Grabstellen bzw. Erbbegräbnissen in einer der drei Pfarrkirchen. Zur Einrichtung von Grüften und Grabkapellen in den backsteingotischen Kirchenbauten eigneten sich besonders deren Chor- und Seitenkapellen sowie die Turmhallen. Diese bildeten in vorreformatorischer Zeit bevorzugte Standorte von Altären und oftmals war dort auch schon beerdigt worden. Die meisten der Einzel-, Doppel- und Familiengräber hatten ihren Platz unter den Böden der Kirchenschiffe. Weil die Belegungskapazitäten knapp waren, gab es für die Größe der Gräber strenge Normen.³⁶ Sie sollten eine mögliche Überfüllung verhindern und zur Wahrung der Pietät beitragen. Jedoch kam man nicht umhin, auch hier Entgegenkommen zu zeigen und Normabweichungen zuzulassen, zumal das Verpachten und der Verkauf von Grabstellen für die Kirchen eine wichtige Einnahmequelle waren. Die eingenommenen Mittel wurden dann z. B. dafür verwendet, Reparaturen an den Gotteshäusern zu bezahlen.

³⁰ Quellenzitat nach: Derwein 1931, S. 80.

³¹ Happe 1991, S. 188-207.

³² Ebda.

³³ Auf einem Plan Johann Gottfried Quistorps vom Komplex des Grauen Klosters, den dieser im Zusammenhang mit dem Abbruch der Kirche (1789-1792) und dem folgenden Schulneubau (1793-1795) angefertigt hatte, trägt der Bereich zwischen Chor und Mühlenstraße (noch) die Bezeichnung ›Kirchhof‹. Erst mit Errichtung der Stadtschule verschwand dieser Begräbnisplatz, der als solcher vom Hospital, zumindest sporadisch, wohl weiter genutzt wurde (StAG Rep. 5 Nr. 7314, Bd. 2, fol. 260).

³⁴ Pyl 1887, S. 1166-1168.

³⁵ Derwein 1931, S. 67 und 88; Peiter 1968, S. 120.

³⁶ Beumer/Gesterding 1885, S. 2.

Grab- und Gedenkmal aus der Zeit der Renaissance und des Barock

Wie im Mittelalter, so war auch während der nachfolgenden Epochen bis in das 19. Jahrhundert hinein die steinerne Grabplatte (der „Grabstein“) ein Haupttyp des Grabmals. Dessen wichtigste Typen lassen sich als Inschriften-, Wappen- und Figuren-Grabsteine bezeichnen. Bei den Epitaphen/Gedenkmalen setzten sich mit der Reformation und dem Anbruch der Renaissance im protestantischen Pommern als Grundformen das Hängeepitaph und das Standepitaph durch, die wiederum jeweils in Inschriften-Epitaph, Wappen-Epitaph und Porträt-Epitaph unterschieden werden. Für deren Text-Inschriften, Symbole und bildliche Darstellungen wurden Standards einer evangelisch-lutherischen Ikonografie gebräuchlich, bei der die Hoffnung bzw. Gewissheit göttlicher Gnade und Auferstehung im Zentrum stand. Ausdruck dessen war etwa das Anführen entsprechender Bibelzitate. Für eine Reihe von Personengruppen bildeten sich auch besondere Formen des Erinnerungsmals heraus. So kamen beispielsweise um die Mitte des 16. Jahrhunderts Gedenk-Porträts für Pastoren auf. Sie wurden in jenen Gotteshäusern situiert, wo der Dargestellte sein geistliches Amt ausgeübt und auch die letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Unter der beachtlichen Zahl an sepulkralen Denkmälern, die in der Greifswalder Marien- und in der Nikolaikirche anzutreffen sind, verfügen diejenigen aus der Epoche des Barock über die größte optische Präsenz. Besonders ins Auge fallen dabei einige Grabkapellen, die über repräsentative Schauwände verfügen, sowie mehrere Epitaphen von ikonografischer und formaler Opulenz.³⁷ Oft kam es bei ihrer Realisierung zu einem Zusammenwirken von Plastik, Malerei, Architektur und Kunsthandwerk, und so entstanden barocke „Gesamtkunstwerke“ mit umfänglichem symbolischem und allegorischem Apparat sowie reichem Dekor. Ausgeführt wurden die meisten von ihnen im letzten Viertel des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also zur sogenannten „Schwedenzzeit“. Dementsprechend handelte es sich, neben Vertretern der höheren Geistlichkeit und Universitätsgelehrten, vorwiegend um ranghohe Militärs und Beamte in schwedischen Diensten, deren Grabstätten und Gedenkmalen mit großem Aufwand gestaltet wurden. Entweder altadeliger Herkunft oder dem



Abb. 7 Greifswald, St. Nikolai. Ostwand von Kapelle V im nördlichen Seitenschiff. Das Epitaph für den 1698 verstorbenen Juristen und Vizepräsidenten des Wismarer Tribunals Joachim Rüdiger von Owstin verweist auf dessen einstige Grablege in dieser Kapelle. Foto: D. Witt (2005)

Verdienstadel angehörig, folgten sie damit den geltenden Konventionen ihres Standes und ihrer Profession. Dies bedeutete u. a. auch, dass Erbbegräbnisse und Epitaphen den Charakter von Ehren-, Ruhmes- und Triumphmalen erhielten (Abb. 7). Für eine prononcierte Selbstdarstellung bekamen diese Monumente weitschweifige pathetische Inschriften und wurden mit allegorischen und metaphorischen Bildwerken ausgestattet. Verwendung fanden dabei auch persönliche Gegenstände, die zugleich Rangabzeichen und Statussymbole waren. So sind zusammen mit den Epitaphen etwa Degen, Handschuhe, Brustpanzer und Standarten an die Kirchen- und Kapellenwände gehängt oder auf Sarkophage gelegt worden.

Begräbnis- und Grabmalformen auf den Friedhöfen

Zum Erscheinungsbild der alten Friedhöfe Greifswalds im Mittelalter und bis zu ihrer Schließung vor rund 200 Jahren lässt sich kaum etwas sagen.³⁸ Nur wenige historische Dokumente bieten diesbezüglich genaue Informationen, zudem fehlen Sachzeugen fast vollständig. Lediglich durch das Heranziehen und Befragen vorhandener vergleichba-

³⁷ Zu den Grab- und Gedenkmalen der Renaissance und vor allem des Barock siehe die Beiträge von Detlef Witt und Torsten Rütz in diesem Heft (S. 44-59 und 60-89).

³⁸ Hingegen haben Grabungen und Notbergungen auf dem Gelände der Friedhöfe von St. Marien und St. Jacobi etliche interessante Funde zutage gebracht, die auch sozial- und kulturhistorisch von Belang sind. Hierzu siehe den Beitrag von Jörg Ansoerge in diesem Heft (S. 22-33) sowie Ansoerge 1998 und Ansoerge 2003.

rer Quellen und Monumente ist es möglich, hierzu Angaben allgemeiner oder hypothetischer Art zu machen.³⁹ Die überregional gebräuchlichste, seit dem Hochmittelalter tradierte Form des Grabmals war das schlichte, hölzerne Kreuz, welches über bzw. auf der Grabstätte errichtet wurde. Diese bestand obererdig für die Mehrheit der auf den Kirchhöfen und Hospitalfriedhöfen bestatteten Personen aus einem Erdaufwurf, dem Grabhügel (Abb. 8). Neben den Kreuzen waren es brettartige Wangen und schmale Pfosten aus Holz, sogenannte „Totenstäbe“ oder „Grabpfosten“, die einstmals das Bild der Friedhöfe prägten. Weitere simple Grabzeichen bildeten grob behauene Feldsteine kleineren Formats mit lediglich einer geglätteten Seite, auf welcher der Name, die Geburts- und Sterbedaten und manchmal auch eine Hausmarke eingemeißelt wurden.⁴⁰ Früheste erhaltene Beispiele schmiedeeiserner Grabkreuze in Pommern stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, darunter manche handwerklich meisterhafte Arbeiten. Der Denkmalbestand auf den ländlichen Kirchhöfen Vorpommerns lässt darauf schließen, dass seit dem frühen 18. Jahrhundert bis etwa 1840 die Stele bzw. schmale Wange aus nordischem Kalkstein oder heimischem Granit sehr populär war. Die variierende Formgebung und das Dekor der Stelen wie auch der übrigen Grabmaltypen wurden bis Ausgang des 18. Jahrhunderts von Stilformen des Barock und Rokoko bestimmt und danach durch die des Klassizis-



Abb. 8 Stralsund, Frankenfriedhof im westlichen Vorgelände der Festungswälle auf einem Kupferstich der Zeit um 1735. So ähnlich dürfte es auch auf den Greifswalder Kirchhöfen noch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgesehen haben. In schematisierter Darstellung erscheinen hier die dicht aneinander gereihten Gräber mit ihren Erdhügeln und Kreuzen, welche von einem großen, zentral positionierten Kreuz überragt werden. Abbildung: Stadtarchiv Stralsund E Ib 2 (Ausschnitt)

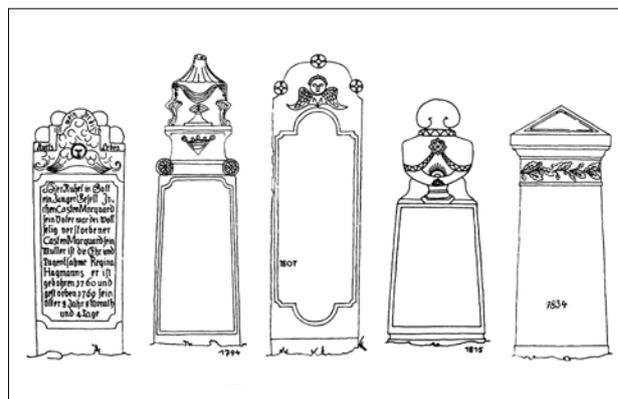


Abb. 9 Levenhagen bei Greifswald. Zeichnung einiger Grabstelen vom Kirchhof. Zu den gebräuchlichsten Grabmal-Typen des 18. Jahrhunderts und noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zählte die Stele bzw. Wange. Etliche erhaltene Exemplare, zumeist aus nordischem Kalkstein, sind noch auf den alten Kirchhöfen in den Dörfern des Greifswalder Umlandes anzutreffen. Abbildung: Baier u. a. 1973, S. 184

mus (Abb. 9). Hinzu kam ab 1815/1820 ein anfangs noch bescheidenes Repertoire an Formen und Motiven im Stil der frühen Neogotik. Etwa zu dieser Zeit kamen auch seriell hergestellte Kreuze aus Gusseisen auf, die dann weite Verbreitung fanden. Dass nicht allein Gräber und Grüfte innerhalb von Sakralbauten, sondern auch Bestattungen auf Kirchhöfen mit schweren Steinplatten abgedeckt wurden, gehört auch in Pommern zu den langen, sich bis in die ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts haltenden Traditionen der Sepulkralkultur.

Es ist mit einiger Berechtigung davon auszugehen, dass alle hier genannten Grabmaltypen und -formen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit auch auf den Greifswalder Pfarrkirchhöfen und dem Friedhof des Gertrudenhospitals vertreten waren.

Die Durchsetzung eines modernen Begräbniswesens (1808-1833): Vom Kirchhof zum Friedhof

Unser heutiges, von ziviler Gesetzgebung und sozialhygienischen Vorschriften geregeltes, bürokratisch verwaltetes und zum Teil kommerzialisiertes Begräbniswesen entstand während eines längeren, sich etwa zwischen 1750 und 1850 vollziehenden Entwicklungsprozesses. Dieser setzte im Zeitalter der Spätaufklärung ein und vollzog sich mit der Umsetzung von bestimmten Reformideen und -programmen in der politischen, administrativen und juristischen Praxis.⁴¹

³⁹ Derwein 1931, S. 131-135.

⁴⁰ Ebda.

⁴¹ Schweizer 1956, S. 119-121; Happe 1991, S. 17-25.

Auch in Schwedisch-Pommern stand hier am Anfang ein für die Zeit typisches Dokument aufgeklärt-absolutistischer Reform- und Fürsorgepolitik, das im Namen König Gustavs III. von Schweden erlassene Dekret vom 29. Mai 1778.⁴² In ihm wurde auf die gesundheitlichen Gefahren hingewiesen, welche von der großen Zahl in den Kirchen bestatteter Leichen ausgehen, und dringlich empfohlen, die als unvernünftig und unzeitgemäß kritisierte Sitte innerkirchlicher Beerdigungen aufzugeben. Diese Verordnung richtete sich vor allem an die Städte. Zukünftig sollten allein außerhalb der Orte liegende Begräbnisplätze weiter genutzt werden (etwa die der Hospitäler, siehe oben) und sich die Kommunen perspektivisch darum bemühen, neue Friedhöfe vor ihren Toren einzurichten.

Diese Direktiven der Regierung umzusetzen, kam man jedoch in den wenigsten Städten nach. Auch in Greifswald wurde an den alten sepulkralen Bräuchen festgehalten und fanden weiterhin Beisetzungen in den Kirchen statt. Überlegungen zur Schaffung neuer Begräbnisplätze, die der Stadtrat 1796 und 1803 angestellt hatte, blieben folgenlos. Erst mit der Kriegs- und Besatzungszeit 1807-1810 wurde daraus eine Angelegenheit von höchster Priorität. Der Anstoß kam von der napoleonischen Militärverwal-

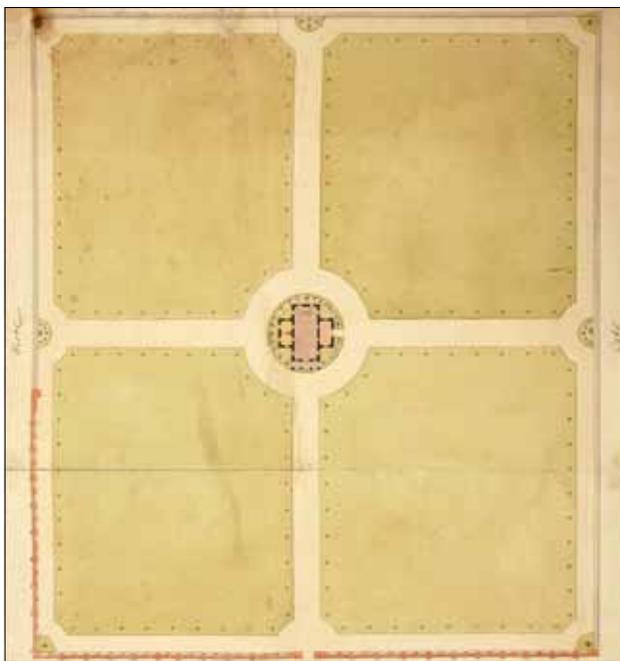


Abb. 10 Greifswald, Alter Friedhof. Erster kommunaler Begräbnisplatz Greifswalds. Entwurf Johann Gottfried Quistorps von 1818, nach Vorbild des Stadtgottesackers in Dessau. Abbildung: StAG Pläne III 79 (Ausschnitt)



Abb. 11 Greifswald, Alter Friedhof. Auf dem zentralen Rondell des im Jahr 1818 eingeweihten Friedhofs (vgl. Abb. 10) entstand nach Plänen Christian Johann Gottlieb Gieses erst 1821-1826 eine Kapelle in neogotischen Formen. Der Bau wurde 1987 abgerissen. Foto: T. Rütz (1987)

tung unter Marschall Soult. Dieser verbot am 16. Juli 1808 kategorisch weitere Begräbnisse in den Gotteshäusern und auf den Kirchhöfen. Zugleich wurden die Stadtgemeinden streng angewiesen, neue Friedhöfe nach zeitgemäßen Standards zu schaffen.⁴³

Da sich beim Greifswalder Senat mittlerweile auch die Erkenntnis durchgesetzt hatte, dass das Begräbniswesen dringend einer Modernisierung bedarf, wurde diesmal mit konkreten Planungen und einem umfassenden Projekt reagiert. Noch 1810 erließ der Senat ein Verbot innerstädtischer Bestattungen. Zugleich wurde sondiert, ob eventuell der Friedhof des Gertruden-Hospitals zum großen kommunalen Begräbnisplatz umgestaltet werden könne (siehe oben). Man ließ diese Idee aber fallen und der alte Hospitalfriedhof diente lediglich als Interimslösung, bis der neue „Allgemeine Begräbnisplatz“ fertiggestellt war. Der sollte vor dem Mühlentor an der Wolgaster Straße situiert werden; das dafür geeignete Gelände war ein „Ziegeleiacker“, auf dem die Stadtziegelei vormals Lehm abgebaut hatte. Dort begannen 1814 umfangreiche Erdarbeiten, wobei die vorhandene Senke mit dem Abraum der zur gleichen Zeit geschliffenen Festungswerke im östlichen Abschnitt der Greifswalder Wallanlagen aufgefüllt wurde.⁴⁴

Es dauerte fast vier Jahre, bis am 13. September 1818 die Einweihung von Greifswalds erstem modernen Stadtfriedhof erfolgte. Der Entwurf von Johann Gottfried Quistorp (1755-1835) orientierte sich an einem frühen Mustertyp neuzzeitlicher Friedhofsanlagen, welcher zuerst mit dem

⁴² Witt 1996, S. 1.

⁴³ Ebd., S. 13-15. Zu den Vorgängen um die Reglementierung und Abschaffung der Kirchenbestattungen siehe auch den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 61 f.). Zu einem 1791 geführten Streit um eine Bestattung in der Marienkirche siehe dort auch S. 71 f.

⁴⁴ Witt 1996, S. 15-17.

berühmten Stadtgottesacker in Dessau 1787-1789 realisiert wurde.⁴⁵ Seinem Vorbild folgend, wurden auf dem „Allgemeinen Begräbnisplatz“ Baumreihen gepflanzt sowie Rasenflächen und Blumenbeete angelegt (Abb. 10). Eine von Quistorp als markantes Bauwerk im Zentrum des Friedhofareals geplante Leichenhalle kam nicht zur Ausführung. Stattdessen wurde 1821-1826 eine Kapelle nach Entwurf von Christian Johann Gottlieb Giese (1787-1838) errichtet: ein achteckiger, backsteinsichtiger Zentralbau in neogotischen Formen (Abb. 11). Von 1819 an entstanden auf dem Friedhofsterrain noch etliche weitere, klein dimensionierte Bauwerke als Familien- und Erbbegräbnisse. Insgesamt waren es 25 Grab- oder Gruftkapellen.⁴⁶ Nachdem der neue Stadtfriedhof an der Wolgaster Straße fertiggestellt war, konnten die drei Pfarrkirchhöfe entwickelt und aufgelassen werden. 1832 erfolgte die Abtragung der Umfassungsmauern vom Nikolaikirchhof, 1836 bzw. 1837 fielen die Mauern um St. Marien und St. Jacobi. Wo während fünfeinhalb Jahrhunderten zigtausende Beerdigungen stattgefunden und die Gräber dicht an dicht gelegen hatten, entstanden nun begrünte Freiflächen.⁴⁷ Dort wurden neue Fußwege geschaffen sowie Linden und Kastanien in die Erde gebracht. In den Gotteshäusern fanden die letzten Bestattungen während der 1820er Jahre statt. Dabei handelte es sich jedoch um Ausnahmefälle, die der ausdrücklichen Genehmigung der kommunalen und kirchlichen Instanzen bedurften.⁴⁸ Die allgemeine Entwicklung ab dieser Zeit zeigte ein anderes Bild, mit ihr gingen entscheidende Veränderungen auch im Innern der Gotteshäuser einher: Im Kontext von Sanierungs- und Restaurierungsmaßnahmen sowie bei der Neugestaltung der Kircheninterieurs wurden Grüfte geschlossen und verfüllt, Grabplatten verlegt und aufgerichtet. Auch manches als anachronistisch und

geschmacklos empfundene Grab- und Memorialdenkmal wurde dabei entfernt. Andere alte Zeugnisse der Sepulkralkultur sind hingegen restauriert worden, weil man in ihnen nun wertvolle historische Monumente und Kunstwerke sah, die es unbedingt zu erhalten galt. Hier zeitigte ein gewachsenes öffentliches Geschichtsbewusstsein seine Wirkung und machten sich erste Einflüsse der sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts herausbildenden Denkmalpflege bemerkbar.

Der Neue Friedhof seit 1864 und die Entwicklung bis ins 20. Jahrhundert

Auch nachdem der Friedhof an der Wolgaster Straße im Jahr 1853 erweitert wurde, reichte dessen Belegungskapazität für die stetig wachsende Einwohnerschaft Greifswalds bald nicht mehr aus. Deshalb beschloss der Magistrat 1860 die Einrichtung eines zweiten Stadtfriedhofs.⁴⁹ Dieser sollte seinen Standort an der dem ersten kommunalen Begräbnisplatz entgegengesetzten Stadtperipherie, in der westlichen Vettenvorstadt erhalten. Das dafür geeignete Areal war eine erhöhte sandige Fläche, die den Namen „Galgenkamp“ trug, weil sich auf ihr vormals auch das Hochgericht befand und Hinrichtungen stattgefunden hatten.⁵⁰ Die Anlegung dieses „Neuen Friedhofs“, wie dieser dann heißen sollte, erfolgte abermals nach dem bewährten Muster des Dessauer Stadtgottesackers. Mit dem Projekt beauftragte die Kommune den Feldmesser Gustav Berlin (1809-1894), die Bepflanzung übernahm der akademische Gärtner Justus Ottomar Friedrich Dotzauer (1808-1876).⁵¹ Am 20. August 1864 konnte der Neue Friedhof eingeweiht werden (Abb. 12). Der nunmehr als „Alter Friedhof“ bezeichnete Begräbnisplatz in der östlichen Mühlenvorstadt wurde zugleich geschlossen und erst nach einer „Ruhephase“ für eine beschränkte Belegung 1886 wieder

⁴⁵ Lissok 2000, S. 517 f. Siehe hierzu auch den Beitrag von Anja Kretschmer, Regina und Andreas Ströbl in diesem Heft (S. 90 ff.). Dort sind die Entwürfe Quistorps für das neue Friedhofsgelände und die zentrale Leichenhalle abgebildet.

⁴⁶ Zu den Grufthäusern siehe den Beitrag von Anja Kretschmer, Regina und Andreas Ströbl in diesem Heft (S. 92-104).

⁴⁷ Witt 1996, S. 9 f. Nachdem 1815 Schwedisch-Pommern, somit auch Greifswald, Preußen inkorporiert worden war, galt dort das „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten“ (ALR). Dieses 1794 in Kraft getretene Gesetzeswerk verbot die Bestattung in Kirchen und bewohnten Gegenden von Städten (ALR, Teil 2, Tit. 11, § 184).

⁴⁸ So machen etwa im Privatbesitz der Nachkommen befindliche Dokumente glaubhaft, dass die am 23. Mai 1820 verstorbene Maria Rosalia Rebecca Kanngießer, Frau des Historikers und Greifswalder Universitätsprofessors Friedrich Kanngießer (1774-1833), noch unter dem Chor der Jakobikirche beerdigt wurde. Ebenso ist anzunehmen, dass der Oberappellationsrat am königlichen Hofgericht zu Greifswald Christian Balthasar von Hartmannsdorff, der am 9. März 1820 starb, ein Begräbnis in der Nikolaikirche erhielt. Eine mit der von Hartmannsdorffs wohlthätigen Stiftung verbundene Verfügung, die auch im „Landbuch“ abgedruckt wurde, weist darauf hin (Berghaus 1868, S. 393). Sein schönes bronzenes Epitaph befindet sich an einem Pfeiler im südlichen Seitenschiff von St. Nikolai (Baier u. a. 1973, S. 118).

⁴⁹ Zur Erweiterung des ersten kommunalen Friedhofes an der Wolgaster Straße sowie zur Anlage des neuen städtischen Begräbnisplatzes in der westlichen Vettenvorstadt siehe Witt 1996, S. 23-26 und 51-53.

⁵⁰ Bezüglich des „Galgenkamps“ sei darauf verwiesen, dass bei Richtstätten wie dieser auch Exekutierte verscharrt wurden, denen man ein „ehrliches“ bzw. christliches Begräbnis verweigerte. Solche „unehrlichen Begräbnisse“ erhielten bis in die Neuzeit hinein viele sozial und moralisch geächtete Personen, indem sie etwa am Rand der Kirchhöfe oder bereits außerhalb ihrer Umfriedung isoliert und anonym beerdigt wurden.

⁵¹ Lissok 2000, S. 519.

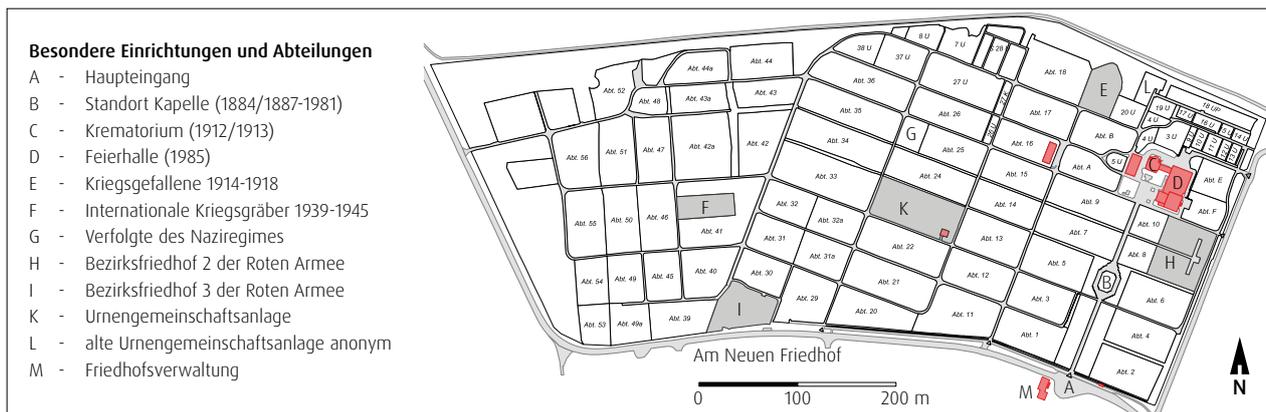


Abb. 12 Greifswald, Neuer Friedhof. Aktueller Plan des zweiten kommunalen Begräbnisplatzes in Greifswald. Die im Jahr 1864 im Bereich der westlichen Vettenvorstadt eingeweihte Anlage ist bis 1933 noch insgesamt fünfmal erweitert worden und umfasst nun eine Gesamtfläche von 23 ha. Plangrundlage: UHWG / Stadtbauamt / Abt. Vermessung (2017)

geöffnet. Im Gegensatz zu ihm verfügte der Neue Friedhof über den Standortvorteil, dass in der Vettenvorstadt große Flächen vorhanden waren, die seine Erweiterung jederzeit ermöglichten. Dies geschah insgesamt fünfmal: 1882-1883, 1892-1893, 1901, 1912-1913 und 1933.⁵² Bei jeder Vergrößerung wurde das Friedhofsgelände weiter begrünt und mit gartenkünstlerischen Mitteln ausgestaltet, sodass Greifswalds Hauptfriedhof auch Züge eines Stadtparks annahm. Im Verlauf der Jahre wurden dort unterschiedliche Gehölze angepflanzt, darunter Linden, Eichen, Platanen, Eiben und sogar Obstbäume. Dank einer Privatstiftung erhielt der Neue Friedhof auch eine Kapelle. Den innerhalb des Berliner Architekten-Vereins dafür ausgeschriebenen Wettbewerb gewann der Architekt Carl Doflein (1856-1943) (Abb. 13).⁵³ Nach dessen Entwurf wurde die Friedhofskapelle 1884-1887 als differenziert gegliedertes und dennoch kompakt wirkendes Bauwerk mit Zentralbautendenz in Stilformen der Backstein-Neogotik errichtet. Bereits 1981 ist dieses Gebäude abgebrochen worden.⁵⁴

Im Zusammenhang mit der vierten Friedhofs-Erweiterung 1912-1913 wurde in Greifswald eine damals noch neuartige Beerdigungsform etabliert, die dann im Verlauf des 20. Jahrhunderts immer gebräuchlicher werden sollte: die Feuerbestattung. Um deren Anerkennung und Popularisierung bemühte sich der 1904 gegründete „Verein für Feuerbestattung Greifswald und Umgebung“. Maßgebliche

Unterstützung kam dabei auch von einem der führenden Protagonisten der deutschen Friedhofsreformbewegung, dem Stettiner Gartenarchitekten und Friedhofsdirektor Georg Hannig (1872-1934).⁵⁵ Als Planer und gefragter Gutachter war Hannig für die Greifswalder Kommune mehrfach tätig, so auch bei der Konzeption des Krematoriums sowie eines Urnen- und Ehrenhains auf dem Neuen Friedhof.

Den konkreten Entwurf und die Ausführung des ersten Krematoriumbaus in Vorpommern übernahm der Stadtbaumeister Friedrich Haas (1843-1927).⁵⁶ Angelegt als Zentralbau von kubisch-straffer Gestalt wird seine Architektur von Formen eines modern-versachlichteten Neoklassizismus geprägt (Abb. 14). Finanziell ermöglicht wurde die Realisierung des Projekts durch die Stiftung von Emma Prast (1847-1927), einer Greifswalder Bürgerin, welche sicherlich „aktives“ Mitglied im „Verein für Feuerbestattung“ war. Ebenso hatte das Vorhaben im Oberbürgermeister Willy Gerding (1879-1917) einen einflussreichen Förderer.⁵⁷

Schon früh wurde das Gelände des Neuen Friedhofs in mehrere separate Bereiche unterteilt und klar strukturiert. So hatte man beispielsweise ein Areal für Kinderbestattungen bestimmt und ein weiteres für Ehrengräber reserviert. Noch ein gesonderter Bezirk auf Greifswalds Hauptfriedhof kam mit der Anlegung eines Soldatenfriedhofs und zugleich Ehrenhains für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges hinzu.

⁵² Witt 1996, S. 51-56.

⁵³ Lissok 2000, S. 519.

⁵⁴ Witt 1996, S. 56.

⁵⁵ Witt 1996, S. 61-64; Lissok 2000, S. 520.

⁵⁶ Ebda.

⁵⁷ Am Krematorium befinden sich links und rechts des Hauptportals zwei Inschrifttafeln, die an das Engagement von Oberbürgermeister Willy Gerding sowie von Emma Prast und vom damaligen örtlichen Feuerbestattungs-Verein erinnern. Bis heute ist es das einzige Krematorium in der Region Vorpommern!

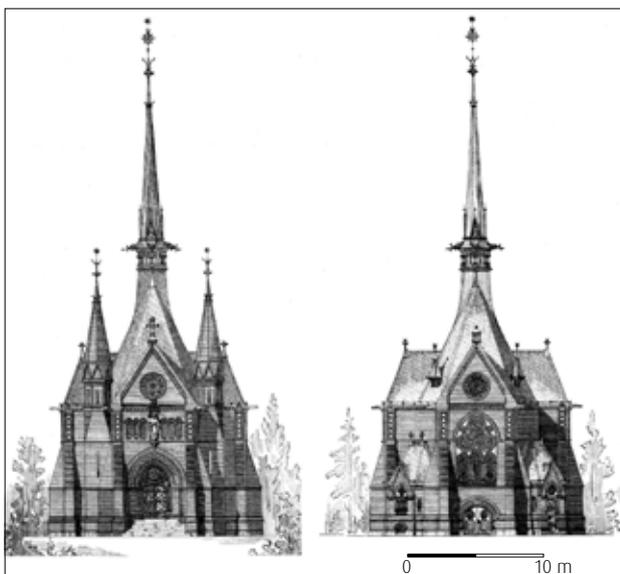


Abb. 13 Greifswald, Neuer Friedhof. Entwurf für die 1884-1887 errichtete Friedhofskapelle. Der Bau im Stil der Backstein-Neogotik stand auf der Hauptachse des Friedhofs (vgl. Abb. 12) und wurde 1981 abgebrochen. Abbildung: Ministerium der öffentlichen Arbeiten 1887, S. 165

Seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts lebten in Greifswald auch immer mehr Einwohner, welche wegen ihrer Konfession und Religion einer Minderheit angehörten. In der Stadt gab es (wieder) eine katholische Gemeinde, deren Anwachsen und Erstarken mit dem Bau der St.-Josef-Kirche 1869-1871 deutlichen Ausdruck fand. Ein eigener Begräbnisplatz wurde für die Gemeinde aber nicht ge-

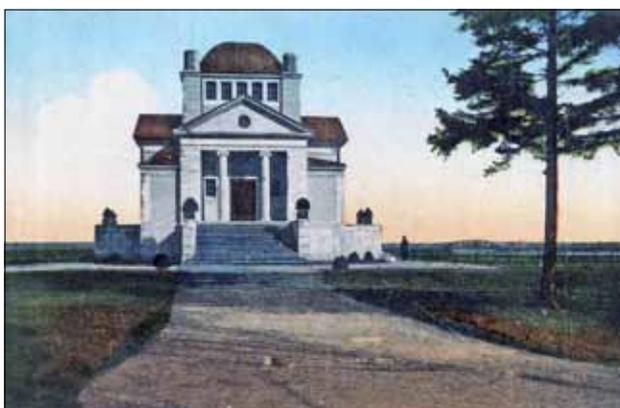


Abb. 14 Greifswald, Neuer Friedhof. Kolorierte Fotografie vom Krematorium. Der 1912-1913 in Formen eines modernen Neoklassizismus errichtete Zentralbau steht am Endpunkt der Hauptwegachse im östlichen, ältesten Bereich des Friedhofs (vgl. Abb. 12). Abbildung: StAG Postkartensammlung 1899-1959 Nr. 58

schaffen und so fungieren der Alte und der Neue Friedhof seit ihrem Bestehen auch als lokale Bestattungsorte für Greifswalds Katholiken. Repräsentanten der jüdischen Einwohner hatten sich seit 1853 darum bemüht, ein ortsnahes Grundstück für die Anlegung eines Bestattungsplatzes zu erwerben. Doch erst sieben Jahre später, 1860, kam die Kommune dem Begehren nach und stellte hierfür ein kleines Areal auf dem Stadtfeld an der Gützkower Landstraße zur Verfügung.⁵⁸ Ihren daraufhin geschaffenen Friedhof hat die Greifswalder Synagogengemeinde 1912 nochmals erweitert.⁵⁹ 1940 kam es zum Zwangsverkauf des Friedhof-Terrains an den „Reichsfiskus“. Nach 1945 wurde es der Jüdischen Landesgemeinde Mecklenburg übergeben, diese veräußerte das Grundstück 1950 an die Stadt.⁶⁰

Die Begräbniskultur im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts bis in die heutige Zeit

An vielen Orten gibt es Friedhöfe, die in den 1940er Jahren angelegt wurden und heute sowohl auf still beklemmende als auch auf laut mahnende Weise an den Zweiten Weltkrieg erinnern. Insbesondere sind das die Kriegsgräberstätten mit ihren manchmal endlos scheinenden Reihen gleichförmiger Grabzeichen oder die Toten- und Ehrenhaine mit den kollektiven Begräbnissen von Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft aus verschiedenen Nationen. Manche wurden zugleich als staatsoffizielle Gedenkorte geschaffen, weshalb die von ihnen ausgehenden Appelle für Frieden und Humanität oft eine stark politisch und ideologisch konnotierte Ausrichtung erfuhren.

Auch auf dem Gelände des Neuen Friedhofs, der nach seiner letzten, im Januar 1933 beschlossenen Erweiterung um 10 Hektar nun rund 23 Hektar umfasst, wurden ein Begräbnisplatz für Gefallene des Zweiten Weltkrieges und eine Memorialstätte für Verfolgte des Naziregimes eingerichtet (Abb. 12).⁶¹ Weiterhin befinden sich dort zwei gesonderte Bereiche mit den Gräbern für Angehörige der sowjetischen Streitkräfte, die verwaltungstechnisch unter dem sachlichen Begriff „Bezirksfriedhof 2 und 3 der Roten Armee“ geführt werden.⁶² Die auf Befehl und nach Vorgaben der Sieger- und Besatzungsmacht seit 1946 angelegten Areale tragen das Gepräge von Heldengedenk-

⁵⁸ Lissok 2000, S. 520.

⁵⁹ Bäcker 2000, S. 274.

⁶⁰ Ebda.

⁶¹ Zur letzten Erweiterung und der damit erreichten heutigen Größe des Neuen Friedhofes siehe Witt 1996, S. 51 und 55 f.

⁶² Zu den Friedhöfen der Roten Armee, auf denen auch einige Zivilpersonen sowjetischer Staatsangehörigkeit bestattet sind, siehe den Artikel in der „Ostsee-Zeitung“ / „Greifswalder Zeitung“ vom 25. Juni 2018 unter der Rubrik „Heimatgeschichte“, S. 10.



Abb. 15 Greifswald, Friedhof der Roten Armee an der Fleischerstraße/ Ecke Bahnhofstraße. Der zentrale Obelisk auf dem im Stadtinneren angelegten „Bezirksfriedhof 1“ ist im besonderen Maße zugleich Mahn- und Siegesmal. Foto: D. Brandt (2018)

und Ehrenstätten, was u. a. bedeutet, dass sie Trauer und zugleich Triumph demonstrativen Ausdruck verleihen sollten. Beide erhielten als Hauptdenkmale fast identisch geformte Obelisken in puristisch-normierter Gestalt, bekrönt von dem fünfzackigen Stern der Roten Armee.

Auch in zentralen Ortslagen wurden Friedhöfe der Roten Armee eingerichtet. In Greifswald ist es der „Bezirksfriedhof 1“, welcher sich an der Kreuzung von Bahnhof- und Fleischerstraße befindet (Abb. 15). Er liegt auf dem Areal eines kleinen Parks, in dessen Zentrum sich bis 1942 ein 1905 eingeweihtes Standbild Kaiser Wilhelms I. erhoben hatte.⁶³ An seinem Platz steht nun ebenfalls ein wuchtiger Obelisk mit aufgesetztem Sowjetstern.⁶⁴

Als auf den Krieg und die schweren Nachkriegsjahre verweisende Mahnzeichen können auch manche private Einzel- oder Familiengräber und ihre Monumente begriffen werden, die sich sichtbar von den älteren und jüngeren Begräbnissen auf dem Neuen Friedhof unterscheiden. Es sind Grabstätten von Menschen, die ihre Heimat, welche etwa in Hinterpommern, Ostpreußen oder Schlesien lag, durch Krieg, Flucht und Vertreibung verloren hatten. Von dort stammen dann auch verschiedene markante Einzelformen und Motive, die den oft aus Holz gefertigten Kreuzen, Wangen und Stelen ein regionaltypisches und traditionelles Aussehen verleihen. Zudem zeigen sie nicht selten Qualitäten einer handwerklich gekonnten, mate-

rialgerechten Ausführung und fallen durch ihre schlichtwürdevolle Ästhetik auf. Damit weichen diese Grabzeichen vom Gros der privaten Grabmonumente ab, für deren serielle Herstellung man seit dem späten 19. Jahrhundert vorzugsweise härteste Granitsteinsorten verwendet hatte (Abb. 16).⁶⁵ „Grabsteine“ mit scharfkantig geschliffenen Konturen und polierten Oberflächen, die vergoldete bzw. einfarbig akzentuierte oder als Metallguss applizierte Inschriften und Symbole tragen, waren noch bis ins späte 20. Jahrhundert hinein im Gesamtbild vieler Friedhöfe bzw. Friedhofsabteilungen dominant.

Bis in die erste Hälfte der 1950er Jahre lassen sich jene Entwicklungs- und Veränderungsprozesse zurückverfolgen, die seitdem das Begräbniswesen nachhaltig beeinflusst und geprägt haben. Säkulare und atheistische Tendenzen gewannen immer mehr an Geltung und die Trauer- und Erinnerungskultur bekam starke privat-individuelle Akzente, wurde insgesamt heterogener.⁶⁶ Zudem spielen heute ökonomische Belange eine weit größere Rolle, als dies noch vor rund drei Jahrzehnten der Fall war. Demgegenüber verloren christlich-religiös determinierte Formen und Gebräuche an Resonanz und Bedeutung, womit manche sepulkrale Traditionen obsolet wurden. In der DDR trugen auch die ideologisch-politischen Positionen des Staates und das von ihm propagierte Weltbild zur Entkirchlichung der Gesellschaft bei. Es gab sogar das Bestreben, den Kir-



Abb. 16 Greifswald, Grimmer Straße 12/13. Ausstellung von Grabmälern der Firma „F. Diede Nachf. Greifswald“. Das im Jahr 1874 gegründete Unternehmen hatte sich auf die Herstellung von „Granitwaren“ spezialisiert. Foto nach: Eckstein 1907/1911 (Aufnahme 1910)

⁶³ Lissok 2000, S. 314.

⁶⁴ Anm. 62.

⁶⁵ In Greifswald gab es zur Kaiserzeit zwei bedeutende, um 1900 florierende mittelständische Unternehmen, die sich auf das Herstellen von Grabmälern spezialisiert hatten, die Granitwerke Fritz Diede und Nachfolger (gegr. 1874) und Otto Jagdmann (gegr. 1884). Beide Firmen bezogen ihr Rohmaterial hauptsächlich aus Granitbrüchen in Südschweden und boten ein umfangreiches Sortiment an Grabmälern aus härtestem schwarz-, grün- und rotfarbigem Gestein an (Eckstein 1907/1911).

⁶⁶ Schweizer 1956, S. 259-276.



Abb. 17 Greifswald, Alter Friedhof. Urnenfeldanlage des Instituts für Anatomie und Zellbiologie mit dem Ehrenmal für die „Vermächtnisgeber“. Die Bronzeplastik wurde 1997/1998 von der Bildhauerin Margret Middell (Barth-Glowitz) geschaffen. Foto: D. Brandt (2018)

chen ihre noch (partiell) bestehende Verantwortung und Trägerschaft für Friedhöfe zu nehmen, um sie in Gänze den Kommunen zu übertragen. Fortan wurden Friedhöfe und Friedhofsbereiche mit Aussegnungs- und Versammlungshallen ausgestattet, die vor allem Räume für weltliche Trauerfeiern bieten sollten. Auch der Neue Friedhof in Greifswald bekam 1985 eine Feierhalle (Abb. 12).⁶⁷

Beim Rückblick auf die 1970er und 1980er Jahre wird allgemein deutlich, dass es damals zum Problem geworden war, den Erhalt alter Grabmale und Friedhofsbauten in einem würdigen Zustand zu gewährleisten. Wesentliche Gründe hierfür waren der Mangel an personellen und materiellen Kapazitäten sowie die offenkundige Ignoranz und negative Haltung von Entscheidungs- und Verantwortungsträgern gegenüber diesem „historischen Erbe“. Diesbezüglich wurde mit dem Abriss der zentralen Kapellen auf beiden Greifswalder Stadtfriedhöfen 1981 bzw. 1987 ein Tiefpunkt erreicht.⁶⁸ Zudem verschwanden auf dem Alten Friedhof mehrere private Grabkapellen, während an den noch verbliebenen Sepulkralbauten der Verfall weiter voranschritt. Erst nach der politischen Wende 1989/1990 besserten sich die Verhältnisse. Dringend anstehende Denkmal- und Gartenpflegearbeiten wurden durchgeführt, verbunden mit einer zeitgemäßen Umgestaltung und partiellen Neustrukturierung von Friedhofsräumen und -flächen.

Der Alte Friedhof, dessen Einweihung sich 2018 zum zweihundertsten Mal jährt und der Neue Friedhof mit seinen Memorialstätten und der vegetabilen Vielfalt seiner park-

und waldartigen Bepflanzung sind wertvolle historische Denkmalensembles und wichtige Reservate für Flora und Fauna. Dies findet bei ihrer Verwaltung, Pflege und Nutzung durchaus Beachtung, jedoch müssen beide Friedhöfe zugleich auch als Wirtschaftseinheiten behandelt und nach strengen Effizienzkriterien geführt werden. Die meisten Aufgaben von Friedhofsverwaltungen und viele der Verordnungen, welche diese aufstellen oder zu beachten haben, sind rein administrativer und finanztechnischer Art. Hier gilt es, eine Balance herzustellen und längerfristig nach tragfähigen Lösungen zu suchen.⁶⁹

Der seit den 1950er Jahren währende Wandlungsprozess und dazu neue Trends in der Bestattungskultur, die erst seit jüngster Zeit mehr und mehr an Zuspruch und damit an Bedeutung gewannen, sind Herausforderungen, auf die das Friedhofswesen zu reagieren hat. Neben dem traditionellen Erd- und Urnengrab auf dem Friedhof gibt es inzwischen andere, alternative Bestattungsformen und -plätze, wie etwa die Seebestattung oder die Baumbestattung in sogenannten Ruheforsten. Stellte das Urnenbegräbnis noch vor zwei Generationen eher eine Ausnahme dar, so ist es mittlerweile zur Norm geworden. Gegenwärtig erfolgen bereits über 80% der Beerdigungen auf Greifswalds Friedhöfen in dieser Form. Dem entsprechend wurden auf dem Neuen Friedhof Urnengemeinschaftsanlagen eingerichtet, darunter einige vorrangig für halbanonyme und anonyme Bestattungen, deren Zahl ebenso zunimmt. Gestaltet und gekennzeichnet sind sie durch gärtnerische Arrangements sowie einzelne, dominant erscheinende Monumente. Dazu zählen auch Kunstobjekte, wie die Skulptur auf dem Urnenfeld der Körperspender für anatomische Studien und Forschungen (Abb. 17). Diese Anlagen zeichnen sich zumeist durch eine einheitliche, eben gemeinschaftliche Grabmalform aus, während einem auf den anderen Friedhofsabteilungen die heutzutage typische Formenvielfalt moderner Grabmonumente begegnet.⁷⁰ Unter ihnen ist das noch bis Mitte des vorigen Jahrhunderts bestimmende und populärste Zeichen der Sepulkralkultur, nämlich das Kreuz, nur noch selten anzutreffen. Was jedoch, wie vor 150 oder 100 Jahren, auch weiterhin beide Greifswalder Stadtfriedhöfe charakterisiert und auszeichnet, ist ihre „Naturnähe“ durch die auf ihrem Terrain in Form gebrachte, wohl gewachsene und gepflegte Vegetation.

⁶⁷ Entworfen wurde das Gebäude vom Greifswalder Architekten Ingolf Buchheim (Witt 1996, S. 61).

⁶⁸ Ebdä., S. 41 und S. 56. Den Zeitpunkt für den Abbruch der Kapelle auf dem Alten Friedhof im Januar 1987 nannte Torsten Rütz (Greifswald).

⁶⁹ Sörries 2007, S. 205-208.

⁷⁰ Foerster 2015, S. 58-63.

Literaturverzeichnis

Ansorge 1998

Ansorge, Jörg: Über eine Notbergung auf dem Friedhof der Marienkirche in Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 5. Waren 1998, S. 159-164

Ansorge 2003

Ansorge, Jörg: Ein Rosenkranz und andere Merkwürdigkeiten vom Friedhof der Jacobikirche in Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 10. Waren 2003, S. 180-194

Bäcker 2000

Bäcker, Lars: Juden in Greifswald. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 273-275

Baier u. a. 1973

Baier, Gerd; Ende, Horst; Krüger, Renate: Die Denkmale des Kreises Greifswald. Leipzig 1973

Benthien u. a. 1968

Benthien, Bruno: Greifswald und seine Umgebung. Ergebnisse der heimatkundlichen Bestandsaufnahme im Gebiet südlich des Greifswalder Boddens. Gemeinschaftsarbeit unter der Leitung von Bruno Benthin. [= Werte der deutschen Heimat. Veröffentlichungen der Kommission für Heimatforschung. Band 14]. Berlin 1968

Berghaus 1868

Berghaus, Heinrich: Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen. Enthaltend Schilderung der Zustände dieser Lande in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Teil 4. Band 2: Landbuch von Neü-Vorpommern und der Insel Rügen oder des Verwaltungs- Bezirks der Königl. Regierung zu Stralsund. Anklam 1868

Beumer/Gesterding 1885

Beumer, (Otto); Gesterding, (Konrad): Zur Kirchhofsfrage. Ein Beitrag von Dr. Beumer und Polizei-Direktor Gesterding. Greifswald 1885

Buske 2000

Buske, Norbert: Hinweise auf die Kirchengeschichte Greifswalds von der Gründung der Stadt bis in die Zeit der beiden Weltkriege. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 273-275

Derwein 1931

Derwein, Hubert: Geschichte des christlichen Friedhofs in Deutschland. Frankfurt am Main 1931

Eckstein 1907/1911

Eckstein, Julius (Hg.): Die Provinz Pommern. In: Historisch-biographische Blätter. Industrie, Handel und Gewerbe. Berlin 1907/1911

Fassbinder 2003

Fassbinder, Stefan: Vom Kloster zum Museum - 750 Jahre Geschichte zwischen Mühlenstraße und Stadtmauer in Greifswald. In: Klöster und monastische Kultur in Hansestädten. Hg. Claudia Kimminus-Schneider und Manfred Schneider. [= Stralsunder Beiträge zur Archäologie, Geschichte, Kunst und Volkskunde in Vorpommern. Band 4]. Rahden (Westf.) 2003, S. 157-164

Foerster 2015

Foerster, Bernd: Denk mal zukunftsorientiert: Grabsteinrecycling als Basis für nachhaltige und bedürfnisorientierte Gemeinschaftsgräber. In: Naturstein - nachhaltiger Umgang mit einer wertvollen Ressource. Hg. Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU). Bonn 2015, S. 58-65

Happe 1991

Happe, Barbara: Die Entwicklung der deutschen Friedhöfe von der Reformation bis 1870. Tübingen 1991

Herold 2015

Herold, Jürgen: Die Grabplatten im Ostflügel der Klosterkirche Eldena. In: Klostersiedlung Eldena. 750 Jahre Ostflügel der Klausur. [= Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 9. Sonderheft]. Greifswald 2015, S. 38-43

Herold/Magin 2009

Herold, Jürgen; Magin, Christine: Die Inschriften der Stadt Greifswald. Gesammelt und bearbeitet von Jürgen Herold und Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften. Band 77]. Wiesbaden 2009

Igel 2012

Igel, Karsten: Zur Geschichte des Greifswalder Franziskanerklosters. Anlässlich des 750. Jahrestages der Klostergründung am 29. Juni 1262. In: Greifswalder Beiträge zur

- Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 6. Jahresheft. Greifswald 2012, S. 4-15
- Kattinger 2000
Kattinger, Detlef: Die Stadtentwicklung vom Ende des 13. Jahrhunderts bis 1500. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 33-59
- Kaute 2012
Kaute, Peter: Bemerkenswerte Bestattungen auf dem Friedhof des ehemaligen Zisterzienserklosters Eldena. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 5. Jahresheft 2011. Greifswald 2012, S. 44-45
- Lissok 2000
Lissok, Michael: Die Geschichte der kommunalen Grünanlagen und Friedhöfe vom späten 18. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000
- Mangelsdorf 2000
Mangelsdorf, Günter: Zur Ur- und Frühgeschichte des Greifswalder Gebietes, zu den Anfängen des Klosters Eldena und der Stadt Greifswald im 12./13. Jahrhundert. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 15-32
- Ministerium der öffentlichen Arbeiten 1887
Ministerium der öffentlichen Arbeiten (Hg.): Centralblatt der Bauverwaltung. Jahrgang 7, Nr. 17. Berlin 1887
- Nettelblatt 1727
Nettelblatt; Christian von: Theses De Variis Mortuos Sepeliendi Modis Apud Sviones Et Urnis Sepulcralibus In Pomerania Svetica Anno MDCCXXVII. Inventis. Rostock 1727
- Peiter 1968
Peiter, Katharina: Der evangelische Friedhof - Von der Reformation bis zur Romantik. [= Dissertation / Theologie] Typoskript. Berlin 1968
- Pyl 1887
Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teil 3: Geschichte des Franziskaner- und Dominikanerklosters, des Hl. Geist- und Georg-Hospitals, der Gertrudenkirche und der Greifswalder Konvente. Greifswald 1887
- Rütz 2010
Rütz, Torsten: Hospital St. Spiritus. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 4. Sonderheft. Greifswald 2010, S. 36-39
- Rütz 2015
Rütz, Torsten: Die Gruft in der Mittelachse. Zu einer besonderen Bestattungsform im Zisterzienserkloster Eldena. In: Klosterruine Eldena. 750 Jahre Ostflügel der Klausur. [= Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 9. Sonderheft]. Greifswald 2015, S. 30-37
- Schäfer 1996
Schäfer, Heiko: Zu den Ausgrabungen des Jahres 1995 im pommerschen Kloster Eldena. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 82. Marburg 1996, S. 36-41
- Schweizer 1956
Schweizer, Johannes: Kirchhof und Friedhof. Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten. Linz 1956
- Sörries 2007
Sörries, Reiner: (Nachwort) Die kulturelle Bedeutung historischer Friedhöfe im Kontext eines postmodernen Bestattungswesens. In: Historische Friedhöfe in Deutschland. Hg. Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (BHU). Bonn 2007, S. 205-208
- Witt 1996
Witt, Andrea: Planung und Gestaltung kommunaler Friedhofsanlagen in Vorpommern im 19. Jahrhundert - vorgestellt anhand ausgewählter Beispiele. [= Magisterarbeit / Kunstgeschichte] Typoskript. Greifswald 1996

Archäologische Untersuchungen auf Greifswalder Bestattungsplätzen

Jörg Ansorge

Einführung

Bis in das frühe 19. Jahrhundert erfolgte in den Städten Mecklenburgs und Pommerns die Beerdigung Verstorbener üblicherweise auf den Kirchhöfen, in Klöstern und Hospitälern.¹ In Kriegs- und Seuchenzeiten bestattete man mitunter auch direkt auf dem Schauplatz militärischer Auseinandersetzungen bzw. auf „Notfriedhöfen“, wie z. B. in Stralsund auf dem Frankenhornwerk bei der Belagerung der Stadt während des Nordischen Krieges im Jahr 1715 oder in Anklam während der Pest von 1638 auf einem brach liegenden Gelände nördlich der Marienkirche.² An diesen Bestattungssitten orientierte man sich auch in Greifswald (Abb. 1).

Schon im 19. Jahrhundert stießen Arbeiter bei der Errichtung des Altersheimes auf dem Gelände des ehemaligen Grauen Klosters der Franziskaner (Abb. 1E) und während der Kliniksneubauten im einstigen Schwarzen Kloster der Dominikaner (Abb. 1F) auf menschliche Skelette.³ Erst seit den 1990er Jahren jedoch wurden solche, stets mit Erdeingriffen verbundene Baumaßnahmen auf innerstädtischen Friedhöfen auch archäologisch betreut. So führte das Landesamt für Bodendenkmalpflege (heute Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, Landesarchäologie) 1997 und 2001 unter Leitung des Verfassers recht umfangreiche Notgrabungen auf dem Marien- (Abb. 1B) und dem Jacobikirchhof (Abb. 1C) in Greifswald durch. Kleinere Untersuchungen erfolgten auch auf dem Kirchhof von St. Nikolai (Abb. 1A), ohne die angetroffenen Gräber aber in einen größeren Zusammenhang setzen zu können.⁴ Weitere Bestattungen sind für das ehemalige Dominikanerkloster zwischen Langefuhrstraße (heute Friedrich-Löffler-Straße) und der nördlichen

Stadtmauer sowie auf dem Areal des Franziskanerklosters (heute Pommersches Landesmuseum) nachgewiesen worden.⁵ In letztgenanntem Kloster bestattete man nicht nur in der Kirche, sondern auch im Bereich des westlichen und nördlichen Kreuzganges.⁶ Als ausgesprochene Sonderbestattungen sind die Grablegen der Familie Bokholt im innerstädtischen Heilig-Geist-Hospital (Abb. 1Y) in der Langen Straße anzusehen. Sie erfolgten vermutlich im 15. Jahrhundert, zu einer Zeit, als das Hospital schon lange vor die Mauern der Stadt an die Stralsunder Straße verlegt (Abb. 1D) und auch die darauf folgende Nutzung der einstigen Kirchenhalle als Bronzegießerei beendet war.⁷ Im Jahr 2004 fanden auf dem Gelände des ehemaligen Gertrudenfriedhofs (Abb. 1Z), zwischen Anklamer und Wolgaster Straße gelegen, archäologische Untersuchungen statt, bei denen in einer Baulücke in der Robert-Blum-Straße 14 auf einer Fläche von etwa 50 m² insgesamt 46, im Wesentlichen ost-west-orientierte Bestattungen aufgedeckt wurden.⁸ Das Gertrudenhospital verlor nach der Reformation seine Funktion und wurde im Dreißigjährigen Krieg abgebrochen. Der Friedhof soll aber noch bis in das frühe 19. Jahrhundert der Beisetzung von Fremden, Armen und Soldaten gedient haben.⁹ Auch das Leprosenhospital St. Georg, welches an der Wolgaster Straße, im Bereich des St. Georgsfeldes zu lokalisieren ist, besaß einen Friedhof. Dieses Hospital war insbesondere - und unabhängig von sozialer Stellung oder Vermögen - für die Beherbergung Leprakranker und schließlich auch für ihre Beerdigung vorgesehen.¹⁰ Nachweise für die Bestattung Hingerichteter unmittelbar am Richtplatz konnten für Greifswald noch nicht erbracht werden. Ein solcher Ort befand sich auf dem Galgenkamp westlich vor der Stadt (Abb. 10).¹¹

¹ Prehn 2005.

² Zum Frankenhornwerk in Stralsund 1715: Ansorge 2010. Das Anklamer Beispiel 1638 bei: Fries 1996.

³ Über das Franziskanerkloster: Pyl 1887, S. 1097. Zum Dominikanerkloster: Pyl 1864, S. 158-159; Pyl 1887, S. 1166-1168.

⁴ Fundplatz 189: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern, Landesarchäologie, Ortsaktenarchiv.

⁵ Zu den Nachweisen auf dem Gelände des einstigen Dominikanerklosters gab Torsten Rütz (Greifswald) Auskunft.

⁶ Ansorge/Samariter 2012.

⁷ Rütz 2005.

⁸ Gehrke 2004.

⁹ Ebda. Zur Geschichte des St.-Gertruden-Hospitals siehe auch den Beitrag von Michael Lissok in diesem Heft (S. 9 f.).

¹⁰ Pyl 1887, S. 1262.

¹¹ Berghaus 1866, S. 885.

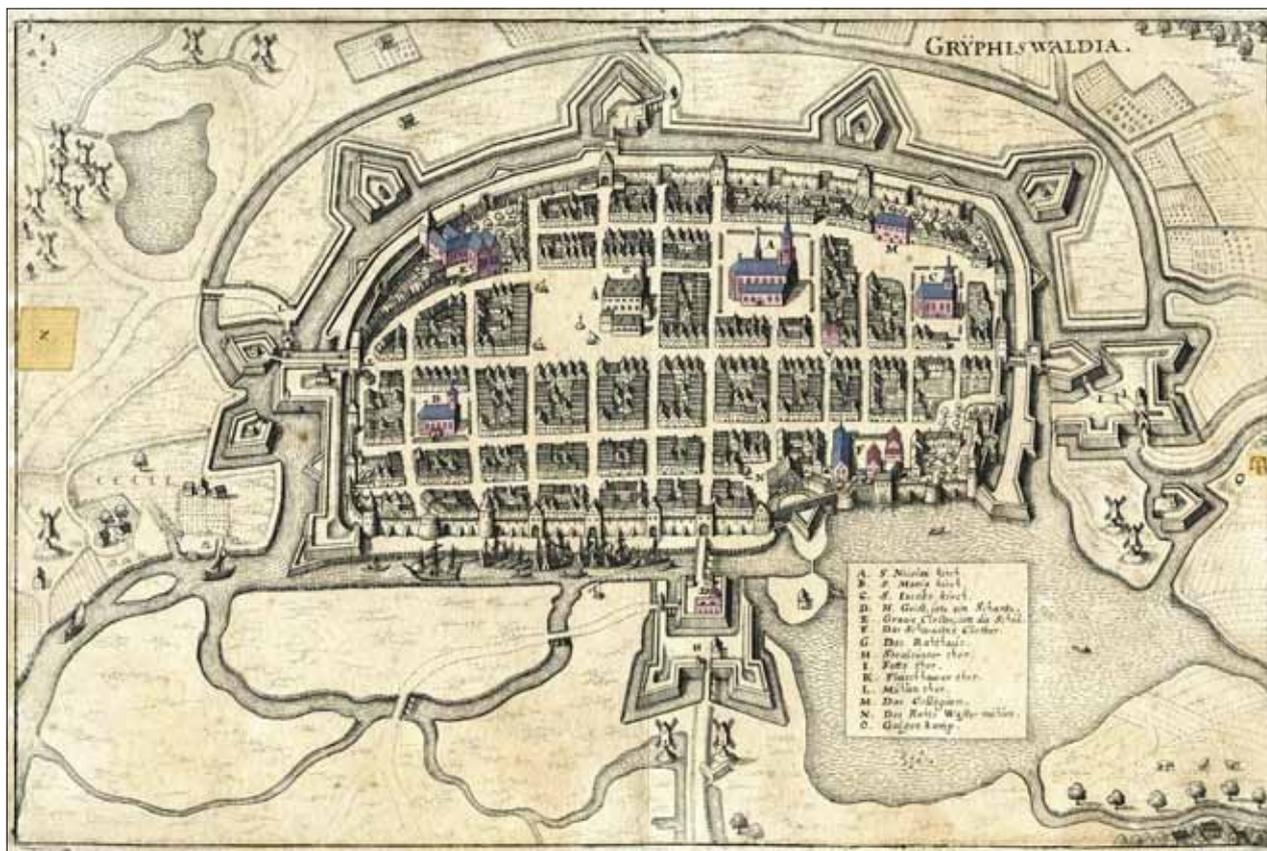


Abb. 1 Greifswald auf einem Kupferstich von Matthäus Merian d. Ä. aus dem Jahr 1652. Nachträglich in Farbe hervorgehoben wurden die archäologisch und durch Schriftquellen nachgewiesenen Begräbnisstätten und Fundorte menschlicher Gebeine innerhalb sowie vor den Toren der Stadt. An den seitlichen Bildrändern mit dunklerem Hintergrund der Bereich des Hospitalfriedhofs von St. Gertruden (links) und der Galgenkamp (rechts, O). In der historischen Darstellung ergänzt sind die Signaturen für das St.-Gertruden-Hospital (Z) und St. Spiritus (Y). Das Leprosenhospital St. Georg lag weiter im Nordosten und ist hier nicht darstellbar. Abbildung: Pommersches Landesmuseum K2/879. Grafische Bearbeitung: J. Ansorge (2018)

Eine Auswertung archäologisch untersuchter Gräber und Grabzusammenhänge mittelalterlicher und neuzeitlicher Friedhöfe ist wegen der zumeist sehr langen Nutzungsdauer generell schwierig. Dies trifft auch auf die genannten Greifswalder Begräbnisplätze zu, auf denen zum Teil seit dem 13. Jahrhundert und bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein beerdigt wurde. In diesem mitunter mehr als 500 Jahre währenden Zeitraum erfolgte durch das Einbringen der toten Körper eine Erhöhung der Friedhöfe um mindestens 1 m, sodass bei Grabungen bis zu fünf Lagen ungestörter Bestattungen anzutreffen waren. In der Regel betrug die Tiefe der Grabgruben sechs Fuß (ca. 1,80 m), wobei insbesondere jüngere Gräber durch Abplanierungen im 19. Jahrhundert heute deutlich flacher liegen. Für die Belegungszeit der innerstädtischen Friedhöfe in Greifswald ist mit mehreren tausend Bestatteten zu rechnen. Nach Einträgen im Kirchenbuch starben in der Jacobigemeinde während der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

hunderts durchschnittlich 13 Personen pro Jahr: 1772 (12), 1773 (15), 1774 (10), 1775 (13), 1776 (8), 1777 (18), 1778 (22), 1779 (11), 1780 (11).¹² In den bevölkerungsreicheren Marien- und Nikolaikirchspielen der Hansestadt dürfte die Zahl an Todesfällen entsprechend höher gelegen haben.

Die bei den archäologischen Untersuchungen aufgedeckten Bestattungen waren in der Regel beigaben- und belassungslos. Die Toten sind in Ost-West-Richtung auf dem Rücken liegend und mit dem Kopf im Westen beerdigt worden. Ihre Hände lagen gewöhnlich zum Gebet gefaltet auf der Brust, über dem Bauch oder im Schoß, in einigen Fällen aber auch ausgestreckt an den Körperseiten. Die Zähne der Erwachsenen und selbst die Milchzähne der Kinder waren zum Teil erheblich abgekaut, was auf einen hohen Anteil an mineralischem Schleifgut im Mehl zurückzuführen ist. Ältere Knochen, die beim Ausheben von Gräbern angetroffen wurden, legte man häufig zu Füßen der jeweilig letzten Bestattung ab oder überführte

¹² Kirchenbuch der St.-Jacobi-Gemeinde, Allgemeines Register, Bd. 2 (1772-1791), Kirchenkreisarchiv Greifswald.

sie in Beinhäuser. Ein solches Gebäude hat bis 1784 südlich des Nikolaikirchturms existiert.¹³

Nachdem es bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert ernsthafte Bestrebungen gegeben hatte, Begräbnisse auf den innerstädtischen Kirchhöfen und in den Kirchen zu untersagen, wurde im Jahr 1808 durch die napoleonische Militärverwaltung ein diesbezüglicher Gesetzeserlass verabschiedet. Als Übergangslösung diente zunächst der Gertrudfriedhof, ab 1818-1820 erfolgten Beerdigungen dann ausschließlich auf dem neu angelegten kommunalen Friedhof an der Wolgaster Straße.¹⁴

Marienkirchhof

Bei der Umgestaltung der Straße Marienkirchplatz wurde im Juni 1997 ein 73 m langer und 1 m breiter Graben für eine Regenwasserleitung in Ost-West-Richtung über den ehemaligen Friedhof von St. Marien gezogen (Fundplatz 71, Abb. 2 und 3).¹⁵ Das Gelände südlich der Kirche fällt von Westen nach Osten leicht von ca. 6 m über HN auf etwa 5 m über HN ab. Die Grabensohle lag bei ungefähr 3,50 m über HN und reichte häufig in den anstehenden Sand bzw. Geschiebemergel hinein.

Die Straße in ihrem heutigen Verlauf entstand erst 1868, als die nördlichen Teile der Grundstücke Marienkirchplatz 1



Abb. 2 Greifswald, St. Marien, Kirchhof. Die südliche Grenze des einstigen Friedhofes verlief nach einer Erweiterung während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts etwa in der mittleren Flucht der heutigen Straße Marienkirchplatz. Für diese neue Grenzziehung sind bestehende Gebäude abgebrochen worden. Blick nach Osten. Foto: A. Lutze (2008)

und 2 (Küsterhaus, Predigerwitwenwohnung) mit in den Straßenraum einbezogen wurden.¹⁶ Über den Friedhof der Marienkirche berichtete Theodor Pyl im Jahr 1885 Folgendes: „Umgeben war das Gotteshaus von einem Friedhofe mit Grabsteinen [...] sowie von einer massiven Mauer (245' lang, 6' hoch), welche bis zum Jahr 1802 die Kirche auf allen 4 Seiten umschloß, dann aber längs der Brüggstraße soweit eingerückt wurde, dass man von dieser Seite einen freien Zugang zum westlichen Portal erlangte. Bei der Reparatur nach dem Französischen Kriege wurde der Friedhof auch längs der Kuhstraße eingeengt, und endlich, nachdem man seit 1818-20 die Bestattung in den Kirchen und auf ihren Höfen untersagte, in der Folge (1836) die alte Mauer abgebrochen, und der Platz ringsum mit den Linden der mittleren Reihe des Schießwalles bepflanzt.“¹⁷

Im Trassenverlauf wurden vor allem zahlreiche Gräber angetroffen. Die ältesten Befunde aus der Zeit vor der Ausdehnung des Friedhofes auf die untersuchte Fläche (siehe unten) waren jedoch in den anstehenden Sand bzw. Geschiebemergel eingegrabene Gruben, deren Mistfüllungen anhand der Keramikfunde in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren sind. Ebenfalls in den anstehenden Boden ist eine ca. 1,50 m breite Feldsteingründung eingebracht worden. Das unvermörtelt hergestellte Fundament war zweilagig erhalten und gehörte möglicherweise zu einer frühen Friedhofsmauer oder zu einem der 1321 zwecks Vergrößerung des Kirchplatzes abgebrochenen Häuser (Abb. 3B).¹⁸ Im Kreuzungsbereich Marienkirchplatz/Kuhstraße ließ sich bei ca. 3,60 m über HN ein ost-west-ausgerichteter Bohlenweg nachweisen (Eichenbohlen um/nach 1243, 1253 und 1258, Abb. 3G), der möglicherweise zu einer Hofeinfahrt gehörte.¹⁹

In die zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist die Ablagerung einer mindestens 1 m mächtigen, sandig-lehmigen Erhöhungsschicht einzuordnen. Diese Aufschüttung, welche teilweise bestehende Reliefunebenheiten ausglich, konnte nur noch an wenigen Stellen nachgewiesen werden, da sie sonst durch Gräber gestört war. Im östlichen Teil des Leitungsgrabens bildete eine bis zu 30 cm mächtige Abfallschicht eines Buntmetallgießers (bei ca. 4,40 m

¹³ Pyl 1885, S. 303.

¹⁴ Siehe hierzu die Beiträge von Michael Lissok sowie von Anja Kretschmer, Regina und Andreas Ströbl in diesem Heft (S. 13 f. und 90-104).

¹⁵ Ansorge 1998.

¹⁶ Stadtarchiv Greifswald (im Folgenden: StAG) Grundstückschronik: Marienkirchplatz 1-2.

¹⁷ Pyl 1885, S. 505-506.

¹⁸ Zum Abbruch der Häuser 1321 siehe die Ausführungen im Folgenden.

¹⁹ Die dendrochronologische Untersuchung übernahm Dr. Karl-Uwe Heußner (Deutsches Archäologisches Institut Berlin).

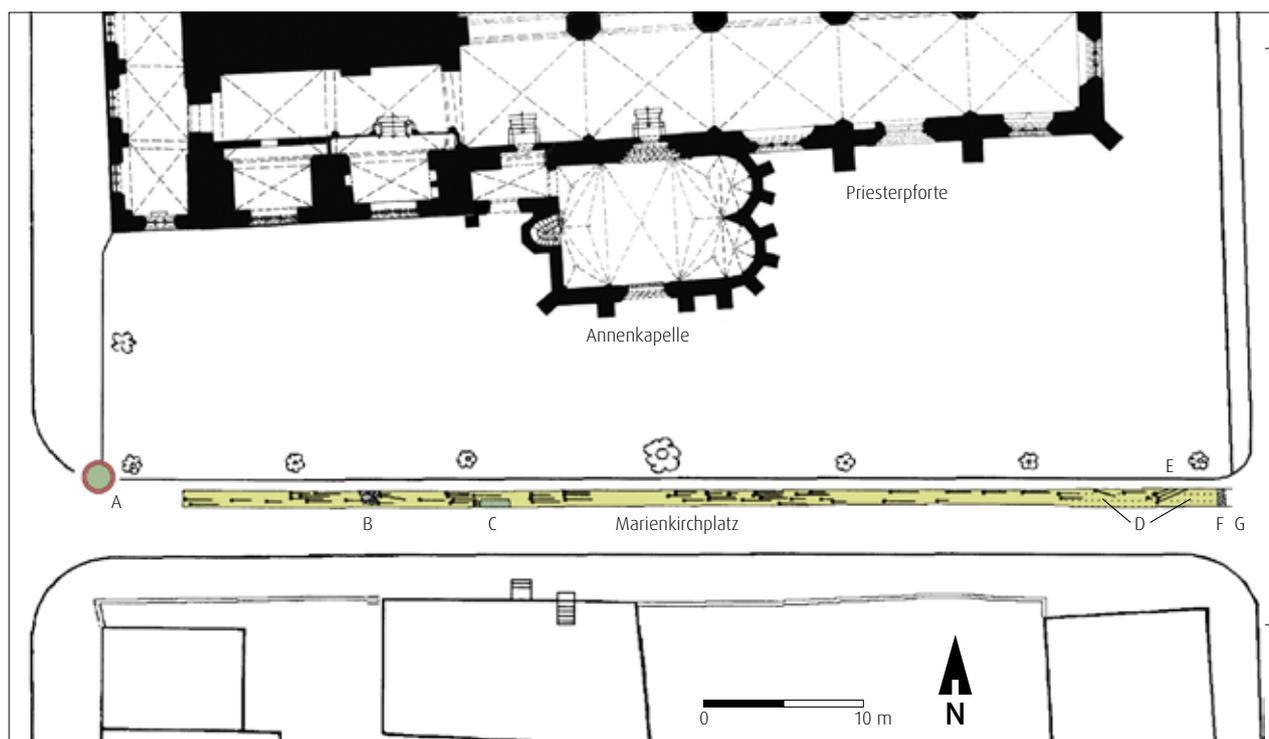


Abb. 3 Greifswald, St. Marien, Kirchhof. Plan mit der untersuchten Fläche südlich der Kirche. Eingetragen sind die Bestattungen und die wichtigsten der weiteren Befunde: A = Brunnenschacht aus Backstein (vermutlich 16. oder 17. Jahrhundert); B = mittelalterliches Feldsteinfundament (womöglich einer Friedhofsmauer oder eines Gebäudes); C = Fäkaliengrube (Verfüllung um 1800); D = Abfallschicht eines Buntmetallgießers (Ablagerung etwa 1320-1380); E = Gräber 61-64 mit deutlich abweichender Ausrichtung (um 1800); F = Kopfsteinpflaster (jünger als D, Datierung unklar); G = Bohlenweg (Mitte / zweite Hälfte 13. Jahrhundert). Zeichnung: J. Ansorge (1998/2018). Grundrissvorlage St. Marien: nach Baier u. a. 1973, Abb. 7

über HN) den Abschluss der Geländeerhöhung (Abb. 3D). Aus dieser schwarzen sandigen Schicht stammen zahlreiche Lehmreste von Gussformen für Bronzegrapen; ferner sind verschiedene Kupferschlacken und versinterter Backsteine geborgen worden. Anhand der Keramik datiert der Befund in die Zeit um 1320-1380. Als Indiz für eine Buntmetallgießerei an Ort und Stelle ist eine ca. 20 cm unter dem Abfall angetroffene, leicht feuerverziegelte Lehmschicht zu werten. Zeitlich schwer einzuordnen war ein nord-süd-orientiertes Straßenpflaster im Bereich der Kuhstraße, bei 4,40 m über HN, welches nach Ablagerung der Erhöhungsschicht verlegt wurde und sich etwa 30 cm unter dem rezenten Kopfsteinpflaster befand (Abb. 3F).

Im Jahr 1321 wurden zur Erweiterung des Marienkirchhofes an dessen Südseite mehrere Häuser abgebrochen.²⁰ Mit der diesbezüglichen Stadtbucheintragung ist offensichtlich ein terminus post quem für den Beginn der Friedhofsnutzung auf der hier interessierenden Grabungsfläche gegeben. Insgesamt sind in der Leitungstrasse 66 Körpergräber nachgewiesen worden, deren Verteilung wichtige Rückschlüsse auf Größe und Struktur des Bestattungsortes

zulässt (Abb. 3): Bis auf eine einzige Ausnahme wurden im südlichen Grabenprofil keine Gräber angeschnitten, stattdessen waren hier noch Überreste der ungestörten Erhöhungsschicht aus dem 13. Jahrhundert vorhanden. Beide Indizien lassen vermuten, dass der Verlauf des Grabens in etwa der südlichen Friedhofsgrenze entsprach. Auffällig war zudem das Fehlen von Gräbern in einem ca. 4,50 m breiten Trassenabschnitt genau gegenüber dem Portal der Annenkapelle, was die Existenz eines in diesem Bereich auf die Kirche zuführenden Weges nahelegt.

Die meisten Verstorbenen wurden in einem Leichentuch beerdigt, lediglich 12 Bestattungen erfolgten im Holzsarg. Die Sargbretter waren, im Gegensatz zu den sehr gut erhaltenen menschlichen Gebeinen, in dem sandigen Boden fast vollständig vergangen, häufig ließen sich aber noch die Sargnägel nachweisen. Zwei der insgesamt zehn Kinderskelette wurden in einem Doppelgrab, zusammen mit den sterblichen Überresten eines Erwachsenen aufgefunden.

Die Sohle des tiefsten Grabes lag bei 3,33 m über HN, die der höchsten Bestattung bei 4,41 m über HN. Der

²⁰ Pyl 1885, S. 493.



Abb. 4 Greifswald, St. Marien, Kirchhof. Gräber 61 und 62 im Südosten des Friedhofes. Die benachbarten Gräber 61-64 der Zeit um 1800 wichen von der Ost-West-Ausrichtung ab. Blick nach Süden. Foto: J. Ansorge (1997)

überwiegende Teil der Beisetzungen ist in einer Tiefe von 3,90-4,00 m über HN freigelegt worden. Mitunter fanden sich bis zu vier Skelette ungestört übereinander. Fast alle Gräber waren exakt ost-west-ausgerichtet. Die Toten lagen mit dem Kopf nach Westen auf dem Rücken, die Hände gewöhnlich über dem Bauch verschränkt. Entsprechend den christlichen Bestattungsgepflogenheiten des Mittelalters waren die Gräber beigabenfrei. Eine Ausnahme bildete Grab 63, da hier zu Füßen des Toten eine kleine grüne Glasflasche mit in den Holzsarg gelegt wurde. Die am weitesten östlich gelegenen Gräber 61-64 wichen zudem auffallend von der Ost-West-Ausrichtung ab, indem die Fußenden deutlich nach Ostnordosten wiesen (Abb. 3E und 4). Gleichzeitig waren diese Gräber auch die einzigen einigermaßen sicher zu datierenden. Die Glasflasche und

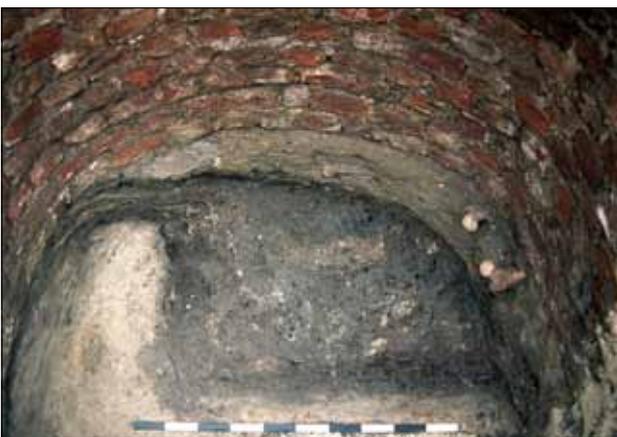


Abb. 5 Greifswald, St. Marien, Kirchhof. Bestattung unter der Zisterne im Südwesten des Friedhofes. Der mit wiederverwendeten mittelalterlichen Backsteinen gemauerte Schacht entstand im 16. oder 17. Jahrhundert und wurde um 1800 aufgegeben. Blick nach Norden. Foto: J. Ansorge (1997)

die zwischen Grab 61 und 62 gelegenen Glas- und Keramikscherben sprechen für eine Beerdigung in der letzten Nutzungszeit des Friedhofes, etwa um 1800.

Zwei tief in den Boden reichende neuzeitliche Eingrabungen haben Bestattungen gestört. Zum einen handelte es sich um eine Fäkaliengrube vor dem heutigen Grundstück Marienkirchplatz 1 (Abb. 3C). Anhand des Keramikspektrums lässt sich die Verfüllung in die Zeit um 1800 datieren. Da durch diesen Befund auch Gräber geschnitten wurden, ist davon auszugehen, dass das Grundstück Marienkirchplatz 1 zumindest gegen Ende des 18. Jahrhunderts bis auf ehemaliges Friedhofsgelände reichte. Der im Kreuzungsbereich Brüggstraße/Marienkirchplatz angetroffene, mit Backsteinen gesetzte Brunnen schacht ist ebenfalls in die Graberde eingetieft worden, denn unter der Brunnensohle fanden sich noch zwei Beisetzungen (Abb. 3A und 5). Die ca. 1,60 m tiefe, über eine Holzwasserleitung gespeiste Anlage (1,50 m Durchmesser) entstand vermutlich im 16. oder 17. Jahrhundert aus mittelalterlichen Abbruchsteinen. Die Aufgabe des Brunnens ist anhand der Keramikfunde sowie durch vier Münzen in die Zeit um 1800 zu datieren und fällt möglicherweise in das Jahr 1802, als die Friedhofsmauer im Bereich der Brüggstraße eingerückt wurde (siehe oben).

Jacobikirchhof

Im Vorfeld der Ausstellung „Wege zur Backsteingotik“ in der Greifswalder Jacobikirche wurde im Herbst 2001 auch die nördlich vom Gebäude verlaufende Gasse Am Jacobikirchplatz umgestaltet und neu gepflastert. Für eine Regenwasserkanalisation ist dabei straßenmittig in Ost-West-Richtung ein etwa 1 m breiter Graben angelegt worden, wobei 271 Bestattungen zutage traten (Fundplatz 115, Abb. 6).²¹ Permanente Senkungserscheinungen waren zudem Anlass, eine weitere, etwa 10 m² umfassende Fläche südwestlich des Kirchturmes auszugraben, wobei ebenfalls mehrere Gräber aufgedeckt worden sind.

Über St. Jacobi, im Süden der mittelalterlichen Neustadt gelegen, schreibt Theodor Pyl: „Umgeben war das Gotteshaus [...] von einem Friedhof mit Grabsteinen, welcher, mit Linden bepflanzt, von einer massiven Mauer, mit mehreren Ausgängen und eisernen Rosten, eingeschlossen wurde. Auf demselben stand eine Mariencapelle, und auf deren Altar ein größeres Marienbild, mit einer goldenen Krone und dem übrigen Ornat, mehrere kleine Marien-

²¹ Ansorge 2003.

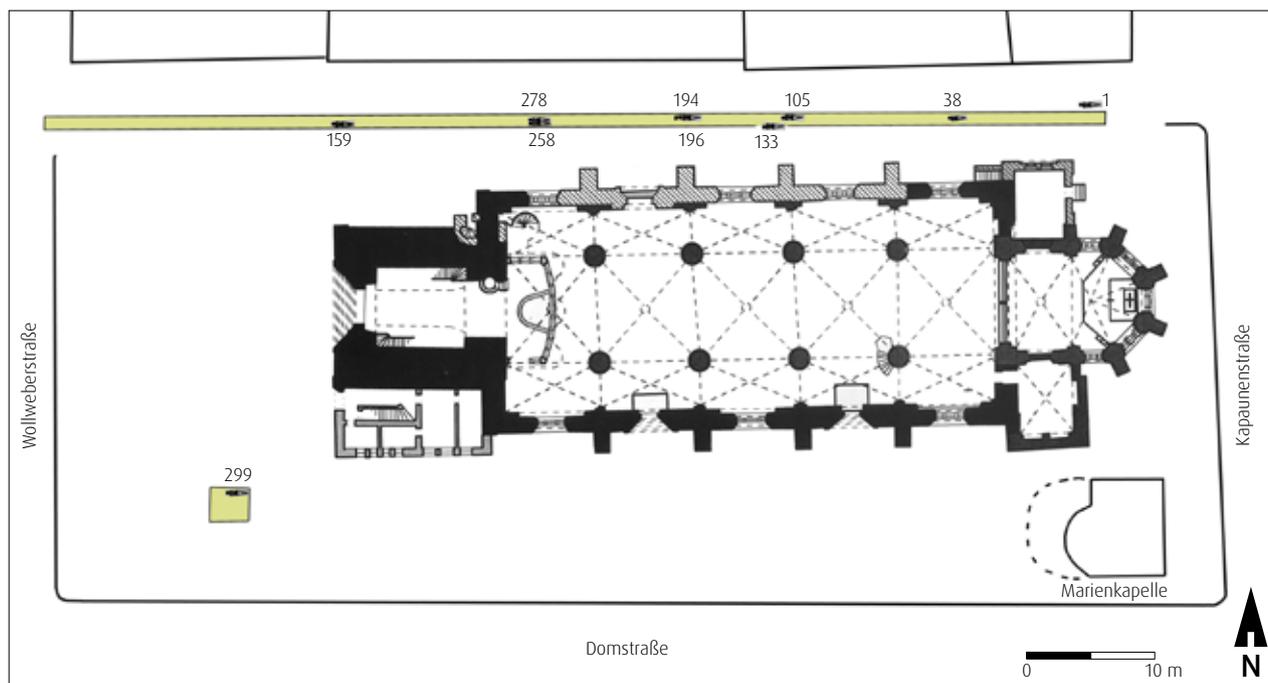


Abb. 6 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Plan mit den untersuchten Flächen und einzelnen, besonders bemerkenswerten Bestattungen. Allein in dem für eine Regenwasserkanalisation gezogenen Graben nördlich der Kirche wurden insgesamt 271 Gräber freigelegt und archäologisch untersucht. Zeichnung: J. Ansoerge (2003/2018). Grundrissvorlage St. Jacobi: nach Rimpel 1995, S. 39

bilder, eine Monstranz und andere Messegeräte. Außerdem lagen auf dem Kirchhofe das Beinhaus und mehrere Grabcapellen, welche man i. J. 1798 entfernte, und aus den beim Abbruch gewonnenen Steinen das noch jetzt vorhandene Materialhaus an der Südseite des Thurms in formloser Weise errichtete. Im Jahr 1837 wurde dann auch die Mauer zum Abbruch für 80 Thaler verkauft, die Gräber planirt und der ehemalige Friedhof aufs neue mit Bäumen und Gebüsch bepflanzt, da die älteren Anlagen im Franz. Kriege (1807) fast ganz zerstört waren.“²²

Das Gelände um die Jakobikirche fällt heute - gemessen nördlich des Gebäudes - von ca. 4,35 m über HN im Osten auf etwa 3,40 m über HN im Westen ab. In der exemplarisch untersuchten Fläche südwestlich des Kirchturmes lagen die tiefsten und zugleich ältesten Bestattungen bei etwa 1,50 m über HN. Am Ostende des Grabens für die Regenentwässerung wurden die jüngsten ungestörten Bestattungen bereits 60 cm unter dem Kopfsteinpflaster der Straße angetroffen. Diese scheinbar geringe Grabtiefe ist offensichtlich auf Abplanierungen des Geländes bei der Umgestaltung des ehemaligen Friedhofes im Jahre 1837 zurückzuführen.

Im gesamten Trassenverlauf auf der Nordseite der Kirche war die Belegungsdichte mit Gräbern ziemlich konstant.

Lediglich vor dem Nordportal gab es auf einer Breite von ungefähr 2 m eine Lücke mit nur zwei Bestattungen bei 2,19 m über HN und 3,12 m über HN. Unabhängig von der jeweils üblichen Tiefe der Grabgruben lagen zumindest die ältesten Gräber aus dem 13./14. Jahrhundert auch am tiefsten und die jüngsten Bestattungen der Zeit um 1800 am höchsten.

Abgesehen von der Tatsache, dass Verstorbene aus besonders begüterten oder privilegierten Familien im Innern der Kirche beerdigt wurden, ist wohl davon auszugehen, dass gerade die lichtabgewandte Nordseite des umgebenden Friedhofes nicht unbedingt zu den bevorzugten Plätzen für eine Grablege gehörte. Mit den dort untersuchten Gräbern liegt daher sicher kein repräsentativer Querschnitt durch die gesellschaftlichen Schichten des Greifswalder Gemeinwesens vor.

Die Beisetzungen erfolgten zumeist in einem später vollständig vergangenen Holzarg. In mehreren Fällen wurden Doppelbestattungen von Erwachsenen sowie Erwachsenen mit einem Kind dokumentiert. Etwa 10% der Toten waren Kinder mit Milchzahngebiss. Der Anteil verstorbener Kinder unter 5 Jahren muss allerdings aufgrund der hohen Kindersterblichkeit bis weit in das 19. Jahrhundert erheblich höher gewesen sein. So verzeichnet das Kirchenbuch

²² Pyl 1885, S. 618-619.

Alter	männlich	weiblich
jünger als 1 Jahr	2	2
3-5 Jahre	3	1
5-10 Jahre	-	1
10-20 Jahre	-	1
20-30 Jahre	1	1
40-50 Jahre	1	-
50-60 Jahre	2	1
60-70 Jahre	-	2
70-80 Jahre	2	1
80-90 Jahre	1	-
90-100 Jahre	1	-
Gesamt	13	10

Tab. 1 Die Zahlen aus dem Kirchenbuch zeigen das Altersspektrum der im Jahr 1790 in der Jacobikirchgemeinde Verstorbenen.

der Jacobigemeinde im Jahr 1790, dass mehr als 30% aller Verstorbenen jünger als 5 Jahre waren (Tab. 1).²³

Kleidungsbestandteile wurden bis auf einen Fall nicht gefunden. Lediglich in Grab 299 lag im Beckenbereich eine runde Gürtelschnalle aus Buntmetall (Abb. 6, 7 und 8c). Diese Bestattung (1,51 m über HN) auf der Fläche südwestlich des Turmes gehörte zu den ältesten der Ausgrabung und stammte vielleicht noch aus dem 13. Jahrhundert. Bei den zwei mittelalterlichen Schreibgriffeln aus den Gruben der dicht benachbarten Gräber 258 (2,90 m über HN)



Abb. 7 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Grabungsfläche südwestlich des Kirchturms mit mehreren freigelegten Bestattungen. Grab 299 (rechts unten) datiert vermutlich noch in das 13. Jahrhundert, im Bereich des Beckens lag eine Gürtelschnalle aus einer Kupferlegierung (vgl. Abb. 8c). Es handelt sich um den einzigen nachgewiesenen Kleidungsbestandteil der gesamten Ausgrabung. Blick nach Westen. Foto: J. Ansorge (2001)

und 278 (2,20 m über HN) handelt es sich wohl um Beigaben im engeren Sinne. Das Exemplar aus dem Bereich von Grab 278 ist vollständig, mit seinem Eisenstylus erhalten und lässt sich wohl direkt der Bestattung zuweisen (Abb. 8a). Das zweite Stück scheint abgekaut und wurde offensichtlich umgelagert (Abb. 8b). Interessanterweise ist auf dem ehemaligen Domfriedhof in Riga ebenfalls eine Reihe hochmittelalterlicher Schreibgriffel gefunden worden, die dort als Grabbeigaben angesprochen und mit den Lehrern der Domschule in Verbindung gebracht wurden.²⁴ Ein ähnlicher Kontext ist auch für Greifswald zu vermuten, da der Jacobikirche eine Schule angeschlossen war.²⁵

Bei jüngeren Gräbern des 18. Jahrhunderts sind Stecknadeln gemeinhin als Indiz für Totenhemden oder Leichentücher zu werten. Ein Totenhemd hat vielleicht auch der in Halshöhe des Bestatteten in Grab 1 (3,80 m über HN) entdeckte Bernsteinknopf zusammengehalten. Der klare, rote Bernstein von 2 cm Durchmesser ist mit einem Messingdorn versehen, der am anderen Ende auf einer runden Messingscheibe sitzt (Abb. 8d). Aus einer der jüngsten Bestattungen stammt auch die einzige Totenkrone der Grabung, an einem Kupfer- oder Messingdraht waren noch Stoffreste erhalten (Grab 38; 3,84 m über HN). Damit sind Totenkronen als typische Bestandteile der Sepulkralkultur des 18. Jahrhunderts im untersuchten Bereich deutlich unterrepräsentiert.²⁶ Gleiches gilt für Grabgefäße, die im Fundspektrum gänzlich fehlten.

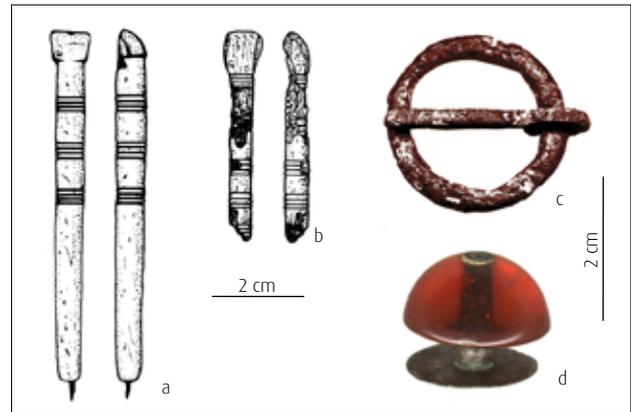


Abb. 8 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Funde aus den Gräbern bzw. aus ihrer direkten Umgebung: Schreibgriffel aus Grab 278 (a, Knochen, wohl 14. Jahrhundert); Fragment eines Schreibgriffels (b, Knochen, umgelagert, wohl 14. Jahrhundert); Gürtelschnalle aus Grab 299 (c, Kupferlegierung, 13. Jahrhundert); Bernsteinknopf aus Grab 1 (d, auf Messingscheibe, 18. Jahrhundert). Zeichnungen: L. Brüning / Fotos: J. Ansorge

²³ Kirchenbuch der St.-Jacobi-Gemeinde, Allgemeines Register, Bd. 2 (1772-1791), Kirchenkreisarchiv Greifswald.

²⁴ Celmis 1997.

²⁵ Igel 2010, S. 152.

²⁶ Vgl. als diesbezüglich repräsentatives Beispiel die Untersuchungen auf dem Rostocker Jakobikirchhof (Kaute 2014). Zu Totenkronen allgemein siehe Lippok 2009.

Einige bemerkenswerte Bestattungen zeugen von tödlicher Gewalt und fremden Kriegersleuten, aber auch von Aberglauben und vielleicht auch medizinischem Forschungsdrang. Diese von der Norm abweichenden Befunde sollen nachfolgend vorgestellt werden.

Nachzehr, Wiedergänger und Vampire

Grab 105 gibt uns möglicherweise Einblick in den Glauben an Nachzehr, Wiedergänger und Vampirismus. Hier war bei einer Tiefe von 2,90 m über HN der Leichnam einer etwa 1,60 m großen Person unbestimmten Geschlechts in einem Holzsarg beigesetzt worden. Dem toten Körper, welcher wie üblich in Ost-West-Ausrichtung und mit über dem Bauch verschränkten Armen bestattet wurde, war ein etwa 8 cm langer Eisennagel von oben durch den rechten Beckenknochen getrieben worden, um ihn auf diese Weise am Sargboden zu fixieren (Abb. 9). Der vorliegende Befund ist einer der seltenen archäologischen Belege für die Bannung eines möglichen Nachzehrers oder Wiedergängers. Der Aberglaube besagt, dass Nachzehr oder Wiedergänger als Untote ihre Angehörigen oder andere Menschen schädigen und sogar nach sich in den Tod ziehen. Ein Gegenmittel konnte sein, der Leiche eine Nadel oder einen Nagel in den Leib zu treiben oder sie damit gleichzeitig an den Sarg zu nageln.²⁷ Nach Befundlage kann nicht ausgeschlossen werden, dass es sich bei Grab 105 zudem um eine Doppelbestattung handelte, da unmittelbar über dem adulten Skelett das eines 1,15 m großen Kindes lag.

Zur Abwehr Untoter legte man die Leiche auch verkehrt herum in den Sarg. Einen Hinweis hierauf liefert womöglich Grab 159, in dem (bei 2,64 m über HN) zweifelsfrei



Abb. 9 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Grab 105 mit der Bestattung eines vermeintlichen Wiedergängers. Dem Toten wurde ein Eisennagel durch das Becken getrieben. Blick nach Nordwesten. Foto: J. Ansorge (2001)



Abb. 10 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Grab 159 mit einer Doppelbestattung. Der obere Leichnam wurde bäuchlings und ohne Kopf in die Grabgrube gelegt. Blick nach Süden. Foto: J. Ansorge (2001)

eine Doppelbestattung stattgefunden hat. Dabei befand sich der untere Leichnam in normaler Rückenlage, darauf bäuchlings der eines offensichtlich adulten Mannes ohne Schädel (Abb. 10). Hier, wie zudem in Grab 196 (2,50 m über HN), ist der Tote sehr wahrscheinlich bereits ohne Kopf beerdigt worden, da keine jüngeren Störungen des Grabzusammenhangs zu beobachten waren. Eine weitere Interpretationsmöglichkeit für derartige Bestattungen nach vorangegangener Dekapitation wird sich aus den folgenden Ausführungen ergeben.

Anatomie

In Grab 194 wurde die Leiche einer im Holzsarg beerdigten hochschwangeren Frau mit einem Fötus im Geburtskanal und einem zweiten noch in der Bauchhöhle aufgedeckt (2,60 m über HN). Der Nachweis verstorbener Schwangerer ist an sich nichts Ungewöhnliches, eine auffällige Besonderheit war hier jedoch das Fehlen des Kopfes (einschließlich der Halswirbel), an dessen Stelle zwei Backsteinbrüchlinge lagen (Abb. 11). Denkbar wäre, dass man der vermeintlich nicht zur Ruhe gekommenen Toten aus Angst vor Wiedergängerei den Kopf abgetrennt hat, was jedoch sein Fehlen im Sarg nicht erklären würde. Sollte es sich um eine enthauptete Verbrecherin gehandelt haben, bliebe die Frage offen, warum sie dann in geweihter Erde bestattet und nicht wie häufig überliefert auf der Richtstätte verscharrt wurde. Eine plausible Erklärung könnte beispielsweise sein, dass in Grab 194 die Leiche einer anatomierten Selbstmörderin oder unter der Geburt verstorbenen Frau beigesetzt worden ist.

In der von Hans Georg Thümmel herausgegebenen „Geschichte der Medizinischen Fakultät Greifswald“ wird für das Jahr 1624 erstmalig von der öffentlichen Sektion einer Leiche berichtet: „Im gleichen Jahr ist am 11. Januar

²⁷ Zum Aberglauben in Bezug auf Untote und zu den entsprechenden Bestattungspraktiken siehe Bächthold-Stäubli 1939; Schürmann 1990; Franz/Nösler 2016.



Abb. 11 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Grab 194. Bestattung einer Schwangeren mit zwei Föten im Unterleib. Zwei Backsteinfragmente lagen anstelle des Kopfes. Womöglich war die Leiche vor der Beisetzung ein anatomisches Studienobjekt. Blick nach Norden. Foto: J. Ansorge (2001)

hierher aus Mellenthin die Leiche eines gehängten Diebes gebracht worden, die durch ein Schreiben der Universität von dem Lindenberger Amtmann Johannes Neukirchen erlangt wurde, und der Herr Dr. Sturm hat sie der Anatomie unterworfen und im kleinen Auditorium der Juristen eine Demonstration veranstaltet, die am 14. Januar begonnen und am 24. Januar beendet wurde. Das von Knochen gelöste Fleisch wie auch die Eingeweide wurden in einem Sarg eingeschlossen und nach dem Trauergesang von den Schülern, Bürgern, Professoren und Studenten zum Jacobi-Friedhof gebracht, um sie dort zu beerdigen.²⁸ Im 18. Jahrhundert wurde - auch in Greifswald - mehrfach



Abb. 12 Greifswald, Universitätshauptgebäude. Fund einer skelettierten Hand im westlichen Keller und Detail eines Quecksilbertropfens. Es handelte sich wohl um die Reste eines Präparats aus dem einstigen anatomischen Theater im Obergeschoss des Gebäudes. Fotos: J. Ansorge (2005)

von anatomischen Untersuchungen an Leichen hingerichteter Verbrecher berichtet. 1764 etwa führte Karl Friedrich Rehfeld „im Anatomischen Theater einen weiblichen Körper vor, der wegen des Deliktes der Brandstiftung enthauptet worden und von der durchlauchtigsten königlichen Regierung dem öffentlichen akademischen Gebrauch überlassen worden war.“²⁹ Ende des Jahres 1765 „geschah es auch, dass in Stralsund eine Kindsmörderin unter der Gerichtsbarkeit des Magistrates dieser Stadt enthauptet werden sollte und unsere Fakultät ihre Leiche vom Magistrat forderte, um eine öffentliche Anatomie durchzuführen, gestützt auf ein Reskript, das 1742 von der erlauchtesten Regierung unserer Fakultät erteilt worden war, wonach die Leichen aller Verbrecher in Pommern und Rügen, die durch Schwert oder Strang hingerichtet werden sollten, dieser unserer Fakultät zur Anatomie zugestanden wurden.“³⁰

Zur ›Beerdigung der auf der akademischen Anatomie seziierten Leichname‹ diente nachweislich der Jacobikirchhof, wie aus Akten der Jahre 1762-1800 hervorgeht.³¹ In einem vor dem schwedischen Tribunal in Wismar geführten Rechtsstreit zwischen dem Provisorat von St. Jacobi und der Universität wurde 1762-1772 die kostenfreie Bestattung der ›anatomierten Cadaver‹ angefochten.³²

Mit dem Wissen darum, dass auf dem Friedhof von St. Jacobi seziierte Leichen bestattet wurden, erscheint es auch bei den kopflosen Leichen in Grab 159 und 196 möglich, dass es sich am ehesten um Objekte anatomischer Untersuchungen gehandelt hat. Interessant ist zudem die Feststellung, dass Grab 194 mit geringem vertikalen und horizontalen Versatz von Grab 196 überlagert wurde.

Auch auf anderen Ausgrabungen in Greifswald wurden anatomische Studienobjekte geborgen. So fand Torsten Rütz eine menschliche Schädelkalotte mit an Scharnieren aufklappbarem Schädeldach im Hof der Domstraße 17. Zwei im westlichen Keller des Universitätshauptgebäudes im Jahr 2005 entdeckte menschliche Hände, mit Spuren von Zinnober und Quecksilber, waren wohl Präparate des anatomischen Theaters, welches im 18. und 19. Jahrhundert in der Westpartie dieses Gebäudes im zweiten Obergeschoss untergebracht war (Abb. 1M und 12).³³

²⁸ Quellenzitat nach einer Übersetzung aus dem Lateinischen bei: Thümmel 2002, S. 109.

²⁹ Wie Anm. 28: Ebda., S. 239.

³⁰ Wie Anm. 28: Ebda., S. 241.

³¹ StAG Rep. 5 Nr. 6706: Acta wegen der Leichenbeerdigung in Sanct Jacobi Kirche.

³² StAG Rep. 5 Nr. 7280: Acta betreffend die Beerdigung der auf der akademischen Anatomie seziierten Leichname und den darüber geführten Prozess zwischen dem Provisorat von St. Jacobi und der Akademie.

³³ Ansorge 2005.

Ein kaiserlicher Soldat aus dem Dreißigjährigen Krieg

Die Bestattung in Grab 133 war sicherlich die interessanteste der Ausgrabung, da hier mehrere Belassungen gefunden wurden, die eine Datierung des Befundes ermöglichen und gleichzeitig den Toten als Stadt- und Landesfremden ausweisen. Es handelte sich um einen ca. 1,70 m großen, in einem Holzsarg bei 3,40 m über HN bestatteten Mann (Femur 48 cm), dessen Arme verschränkt auf dem Bauch lagen. Die mäßig abgekauten Zähne des vollständigen Gebisses lassen ein Alter von etwa 30 Jahren vermuten. Am rechten Oberschenkel des Toten lagen zwei Tonpfeifen, am linken fanden sich eine weitere Tonpfeife sowie ein Rosenkranz und ein Pfeifenstopfer aus Elfenbein. Diese persönlichen Gegenstände waren ursprünglich vielleicht in einem Stoff- oder Lederbeutel verstaut. Anhand des Rosenkranzes ist zumindest eine flüchtige Datierung in das frühe 17. Jahrhundert möglich, die Tonpfeifen dagegen erlauben eine sehr viel präzisere Alterseinstufung. Nach der kleinen, gedungenen Kopfform zu urteilen, gehören die drei geborgenen Fundstücke mit ihrem unverzierten Stiel in die erste Generation holländischer Tonpfeifen. Die beiden Exemplare vom rechten Bein haben als Fersenmarke eine stilisierte Blüte aus sieben Punkten (Abb. 13b), die Pfeife vom linken Bein zeigt eine fünfblättrige Rose mit herzförmigen Blättern in kreisförmiger Umrandung (Abb. 13a). Diese in Amsterdam gebräuchliche Marke lässt sich in die Zeit um 1615/1630 einordnen, sie stammt möglicherweise von einem zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus England dorthin eingewanderten Pfeifenmacher.³⁴

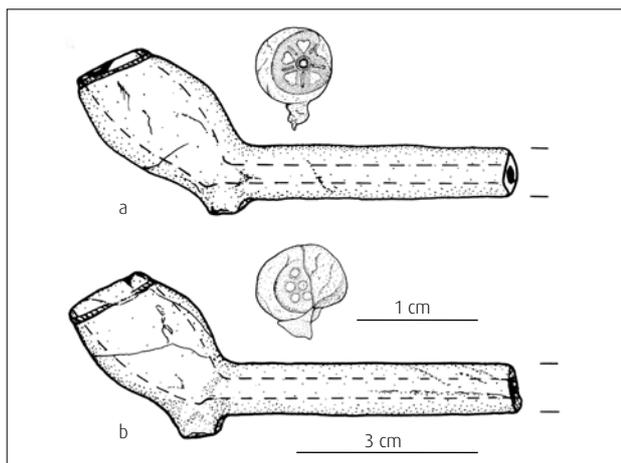


Abb. 13 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Tabakpfeifen (Ton, um 1615/1630) eines fremden Soldaten aus Grab 133. Die Fersenmarken verweisen auf eine Herkunft aus Amsterdam. Zeichnung: L. Brüning



Abb. 14 Greifswald, St. Jacobi, Kirchhof. Rosenkranz aus Grab 133 (Knochen, Bergkristall, Glas, Papier, Buntmetall; erste Hälfte 17. Jahrhundert). Das in den Einzelteilen erhaltene, rekonstruierte Stück gehörte eventuell einem kaiserlichen Soldaten katholischen Glaubens. Foto: J. Ansoerge

Der vollständig überlieferte Rosenkranz bestand aus gedrehten Knochenperlen, drei facettierten Bergkristallperlen und verschiedenen Einhängern (Abb. 14).³⁵ Die sie verbindenden Ösen aus Kupfer- oder Messingdraht waren bereits stark korrodiert und zerfallen. Laut der Rekonstruktion nach zeitgenössischen Vorbildern wies der Rosenkranz fünf Abfolgen von zehn sogenannten Ave-Perlen auf. Zwischen diesen Zehnergruppen befand sich jeweils eine große Paternoster-Perle. Vier von ihnen sind aus Knochen gefertigt und wurden eingefasst von zwei kleinen Knochenperlen; die fünfte, mittlere ist besonders groß und besteht aus Bergkristall. In vier Abschnitte mit den Ave-Perlen ist als Symbol der Leiden (Wundmale) Jesu Christi zusätzlich je eine aus Knochen geschnittene Hand bzw. ein Fuß eingehängt. Auffällig ist zudem die annähernd dreieckige Perle innerhalb der fünften Perlenfolge. Sie bildet offensichtlich ein Schlusszeichen, das zumindest in der Rekonstruktion gegen einen Messingring gesetzt wurde. Das Amulett mit dem Beginn des Johannesevangeliums („Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott...“) ist ebenfalls beiderseits von kleinen Knochenperlen einge-

³⁴ Duco 1987.

³⁵ Zur Geschichte des Rosenkranzes siehe Schullen 1975.

fasst worden. Das Papier mit dem gedruckten Text steckte zwischen zwei ovalen, 15 mm hohen, leicht grünlichen Glasplättchen, umrahmt und gehalten von spiralförmig aufgerolltem Messingdraht. Solche Anhänger besaßen sicher amulettartigen Charakter, sie sind in Rosenkränzen des 17. Jahrhunderts aber nur selten nachzuweisen.

Die Datierung der Tabakpfeifen in die Jahre um 1620-1630 weist auf schwere Zeiten für die Stadt Greifswald. Seit 1618 breiteten sich die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland aus und erreichten 1627 mit dem Einmarsch Wallenstein'scher Truppen aus Mecklenburg auch Pommern. Im Vertrag zu Franzburg musste Herzog Bogislaw XIV. dem Kaiser das Recht zugestehen, auf pommerischem Territorium Militärkontingente gegen eine mögliche schwedische Invasion zu stationieren. Dies hatte zur Folge, dass Greifswald am 20. November von den Kaiserlichen besetzt wurde. Zeitweilig waren über 2000 Soldaten aus verschiedenen Nationen in der Stadt.³⁶ Über die Drangsale und Repressionen, die die Greifswalder in den folgenden vier Jahren zu erleiden hatten, gibt Johann Gottfried Kosegarten beredte Auskunft.³⁷ Ausbeutung, Raub und Misshandlung führten zu Hunger, Armut und Krankheiten, mit vielen Toten unter der Zivilbevölkerung. Zusätzliches Leid brachte der Ausbruch der Pest im Jahr 1630. Da es auch unter den Besatzungstruppen Verluste durch Krankheiten und Händel gab, ist die Annahme begründet, dass es sich bei dem Toten in Grab 133 um einen kaiserlichen Soldaten katholischen Glaubens gehandelt hat.

Literaturverzeichnis

Ansorge 1998

Ansorge, Jörg: Über eine Notbergung auf dem Friedhof der Marienkirche in Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 5. Waren 1998, S. 159-164

Ansorge 2003

Ansorge, Jörg: Ein Rosenkranz und andere Merkwürdigkeiten vom Friedhof der Jakobikirche in Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 10. Waren 2003, S. 180-194

Ansorge 2005

Ansorge, Jörg: Archäologische Untersuchungen auf dem

Gelände der Universität. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 2. Jahresheft. Greifswald 2005, S. 46

Ansorge 2010

Ansorge, Jörg: Ein Massengrab aus der Zeit des Nordischen Krieges auf dem ehemaligen Frankenhornwerk in Stralsund. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 17. Waren 2010, S. 122-135

Ansorge/Samariter 2012

Ansorge, Jörg; Samariter, Renate: Archäologische Untersuchungen im ehemaligen Greifswalder Franziskanerkloster. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 6. Jahresheft. Greifswald 2012, S. 26-33

Bächthold-Stäubli 1927-1942

Bächthold-Stäubli, Hanns: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (10 Bände). Berlin 1927-1942

Baier u. a. 1973

Baier, Gerd; Ende, Horst; Krüger, Renate: Die Denkmale des Kreises Greifswald. Leipzig 1973

Berghaus 1866

Berghaus, Heinrich: Landbuch von Neu-Vorpommern und der Insel Rügen; oder des Verwaltungs-Bezirks der Königl. Regierung zu Stralsund. [= Landbuch des Herzogthums Pommern und des Fürstenthums Rügen. Enthaltend Schilderung der Zustände dieser Lande in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Teil 4. Band 1]. Anklam/Berlin 1866

Celmis 1997

Celmis, Andris: Neue Funde mittelalterlicher Stili in Riga. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters. Band 23/24. Bonn 1997, S. 183-191

Duco 1987

Duco, Don: De nederlandse kleipijp. Leiden 1987

Franz/Nösler 2016

Franz, Angelika; Nösler, Daniel: Geköpft und gepfählt. Archäologen auf der Jagd nach den Untoten. Darmstadt 2016

³⁶ Kosegarten 1857, S. 244.

³⁷ Kosegarten 1853-1860.

Fries 1996

Fries, Holger: Eine ungewöhnliche Bestattung auf dem Anklamer Pferdemarkt aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 3. Waren 1996, S. 80-83

Gehrke 2004

Gehrke, Tom: Die Ausgrabungen auf dem ehemaligen Gertrudenfriedhof in Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 11. Waren 2004, S. 204-212

Igel 2010

Igel, Karsten: Zwischen Bürgerhaus und Frauenhaus. Stadtgestalt, Grundbesitz und Sozialstruktur im spätmittelalterlichen Greifswald. [= Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Reihe A. Band 71]. Köln/Weimar/Wien 2010

Kaute 2014

Kaute, Peter: Totenkronen und Pilgermuschel. Bestattungen vom Kirchhof der Rostocker St. Jakobikirche. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 21. Waren 2014, S. 118-131

Kosegarten 1853-1860

Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig: Das Friedländische Kriegsvolk zu Greifswald in den Jahren 1627-1631. Teile 1-6. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Alte Folge. Bände 15-18. Stettin 1853-1860

Kosegarten 1857

Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig: Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen. Teil 1. Greifswald 1857

Lippok 2009

Lippok, Juliane: Corona Funeris - Neuzeitliche Totenkronen als Gegenstand archäologischer Forschungen. [= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas. Band 54]. Langenweißbach 2009

Prehn 2005

Prehn, Burkhard: Totenkrone und Eselsbegräbnis - Bestattungen und Bestattungsplätze in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. In: Archäologie unterm Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpom-

mern. Hg. Hauke Jöns, Friedrich Lüth und Heiko Schäfer. [= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Band 39]. Schwerin 2005, S. 459-464

Pyl 1864

Pyl, Theodor: Petrus von Ravenna. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Alte Folge. Band 20. Heft 1. Stettin 1864, S. 149-164

Pyl 1885-1887

Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teile 1-3. Greifswald 1885-1887

Rimpel 1995

Rimpel, Barbara: Die Kirche einer „Neustadt“ - St. Jakobi in Greifswald. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 81. Marburg 1995, S. 37-54

Rütz 2005

Rütz, Torsten: Kirche und Krankensaal - Das Heilig-Geist-Hospital in Greifswald. In: Archäologie unterm Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern. Hg. Hauke Jöns, Friedrich Lüth und Heiko Schäfer. [= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Band 39]. Schwerin 2005, S. 451-454

Schulten 1975

Schulten, Walter: 500 Jahre Rosenkranz. Kunst und Frömmigkeit im Spätmittelalter und ihr Weiterleben. Köln 1975

Schürmann 1990

Schürmann, Thomas: Nachzehrerglauben in Mitteleuropa. [= Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Band 51]. Marburg 1990

Thümmel 2002

Thümmel, Hans Georg: Geschichte der Medizinischen Fakultät Greifswald. Hg. Hans Georg Thümmel. [= Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald. Band 3]. Stuttgart 2002

Bestattungen in Greifswalder Kirchen

Jürgen Herold

Einführung

Die Anlage von Friedhöfen um die Kirchen und die Beisetzung von Toten in den Gotteshäusern haben ihren Ursprung in der frühchristlichen Heiligenverehrung und im mittelalterlichen Reliquienkult. Das antike Verbot der Totenbestattung in den Städten erlaubte nur die Anlage von Gräberfeldern außerhalb der Orte.¹ Zum Gedenken an die dort begrabenen Heiligen und Märtyrer begann man Oratorien zu errichten, kapellenartige Gebethäuser, in deren Nachbarschaft sich die Gläubigen um Grabstellen bemühten. Als man im Mittelalter die Körper der Heiligen in Form ihrer Reliquien in die Kirchen holte, wollten die Menschen auch weiterhin in deren Nähe beerdigt sein, sodass nun Friedhöfe unmittelbar bei den Gotteshäusern eingerichtet wurden. Die Bestattung in den Kirchen selbst war im Frühmittelalter nur ausnahmsweise erlaubt und beschränkte sich auf hohe geistliche und weltliche Würdenträger.² Auch die Stifter von Kirchen und Klöstern wurden in ihnen zur letzten Ruhe gebettet. Während des Hoch- und Spätmittelalters gelang es weiteren Bevölkerungskreisen vor allem in den als zunehmend selbstbestimmte Kommunen sich bildenden Städten, Grabstätten in den Kirchen zu erlangen.

In den Stadtpfarrkirchen wurden bald nicht mehr nur die Geistlichen, sondern auch wohlhabende Bürger bestattet, die zu deren Errichtung, zur Ausstattung und zum Erhalt, es den hochadligen Stiftern gleichtugend, ihren Beitrag leisteten. So fanden in der Greifswalder Jakobikirche bereits die ersten Beisetzungen statt, als sie noch im Bau war.³ Nicht anders verhielt es sich in den Klöstern, wie das Beispiel des Nikolaus Friso zeigt, dessen Grabplatte in der Eldenaer Klosterruine erhalten geblieben ist und ihn als Stifter ausweist.⁴ Die Niederlassung der Greifswalder Franziskaner wurde in besonderer Weise durch den Grafen Jaczo II. von Gützkow und von den Familien Hilgemann und Rubenow gefördert, die im Gegenzug dort Begräbnisstätten erhielten (siehe unten).

Als Zeugnisse der in der Gegenwart kaum noch praktizierten Sitte der Kirchenbestattungen liegen im Untergrund der Gotteshäuser bis heute Gebeine von Toten verborgen. Neben diesen im Alltag unsichtbaren Relikten sind es aber vor allem Grabplatten, die uns diesen längst vergangenen Brauch augenfällig ins Gedächtnis rufen. Zusammen mit den an Wänden und Pfeilern aufgehängten Totenschildern und Epitaphien bewahren sie bis heute das Gedenken an die Verstorbenen.

Grabplatten markieren das Grab im Fußboden und schließen es nach oben in der Weise ab, dass die Kirche trotz der Bestattungen im Boden als Versammlungsraum nutzbar bleibt. Sie kennzeichnen die Grenze zwischen dem Bereich der Toten und dem der Lebenden und verweisen auf das einst alltägliche Neben- und Miteinander dieser Welten.

Greifswalder Kirchen und Kapellen als Bestattungsorte

Die große Zahl der bis heute erhaltenen Grabplatten weist vor allem die drei Stadtpfarrkirchen St. Marien, St. Nikolai und St. Jacobi als Begräbnisorte aus. In der Vergangenheit dienten aber, wie schon erwähnt, auch Klosterkirchen, die der beiden Bettelorden sowie der Zisterzienser in Eldena, Greifswaldern als letzte Ruhestätten. Und schließlich wurden auch in den Kapellen bzw. Kirchen der Hospitäler Bestattungen vorgenommen.

Pfarrkirchen

In den Greifswalder Pfarrkirchen St. Marien, St. Nikolai und St. Jacobi ließen vor allem die städtische Oberschicht und begüterte Bürger ihre Toten im Kirchenfußboden beisetzen. Davon zeugen in allen drei Gotteshäusern zusammen mehr als 500 erhaltene Grabplatten (Abb. 1). Besonders wohlhabende Familien besaßen sogar eigene Grabkapellen mit Grüften. Für den Großteil der Bevölkerung kam hingegen nur eine Beisetzung auf dem Kirchhof infrage, die für völlig Mittellose auf Kosten der Gemeinde erfolgte. Überliefert sind zudem Beinhäuser, in ihnen wurden die

¹ Engemann 2002.

² Schimmelpfennig 2002.

³ Familie Letzenitz (1320 und vor 1323), der die Kirche seit dem frühen 14. Jahrhundert als Erbbegräbnis diente (Herold/Magin 2009, Nr. 9 und 10). Zur Fertigstellung des Daches von St. Jacobi nach 1321: Brandt u. a. 2010, S. 28; Rütz o. J.: http://bricks.eurob.org/index.php?node_id=69&lang_id=1&ds_target_id=1029, Abruf 27.11.2018.

⁴ Herold/Magin 2009, Nr. 2; Herold 2015, S. 39 f. Hierzu siehe auch den Beitrag von Michael Lissok in diesem Heft (S. 7 f.).

Knochen aus überfüllten oder beim Ausheben einer neuen Grube aufgedeckten älteren Gräbern aufbewahrt.

Die Nikolaikirche war nicht nur Pfarrkirche, sondern erhielt 1457, im Jahr nach der Gründung der Greifswalder Universität, auch den Status einer Stiftskirche.⁵ Die Stiftspräbenden dienten der Versorgung der Universitätslehrer, die in vielen Fällen auch in St. Nikolai zur letzten Ruhe gebettet wurden. Daran erinnern bis heute noch zahlreiche Grabplatten, wie etwa die des ersten Stiftsdekans Hinrich Nacke (gest. 1461) und vieler anderer Professoren, Rektoren, Dekane, Kanzler, Syndici und weiterer Amtsträger der Alma mater Gryphiswaldensis.⁶

Die Nikolaikirche hatte aber auch schon verstorbenen Professoren der Rostocker Universität, die 1437 wegen des Kirchenbanns über ihre Stadt nach Greifswald gekommen waren, um hier den Lehrbetrieb interimsmäßig fortzusetzen, als Begräbnisort gedient. An sie erinnert ein in St. Nikolai aufbewahrtes Tafelgemälde, die sogenannte Rubenowtafel (Abb. 2).⁷ Von den sechs neben dem Greifswalder Universitätsstifter Heinrich Rubenow abgebildeten Rostocker Professoren starben vier - Nikolaus von

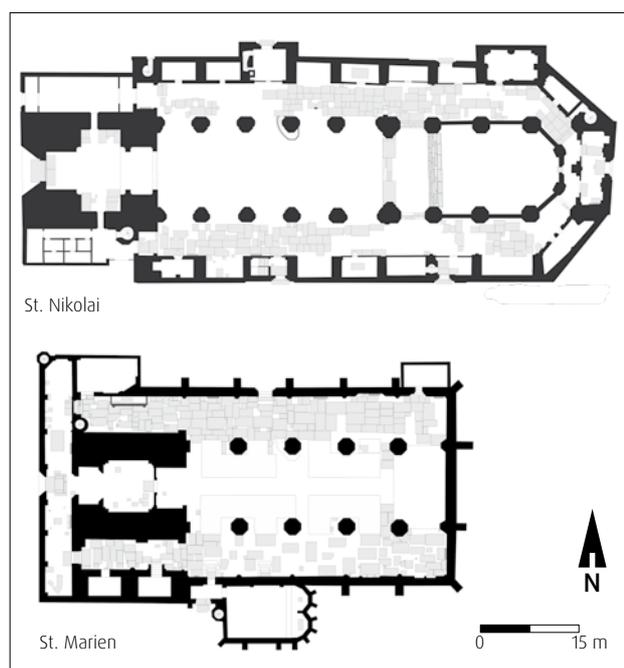


Abb. 1 Greifswald, St. Nikolai und St. Marien. Grundrisskartierungen mit den vorhandenen Grabplatten. Zusammen mit den in St. Jacobi aufgestellten sind in den drei mittelalterlichen Stadtpfarrkirchen mehr als 500 Platten erhalten. Abbildung: nach Herold/Magin 2009, nach S. 548 und 552



Abb. 2 Greifswald, St. Nikolai. Sogenannte Rubenowtafel. Das auf Eichenholz gemalte Bild (mit Rahmen 141 x 200 cm) wurde wahrscheinlich zwischen 1460 und 1462 vom Bürgermeister und Universitätsstifter Heinrich Rubenow in Auftrag gegeben. Es zeigt ihn selbst ganz links sowie sechs Professoren der Universitäten Rostock und Greifswald, die alle in Greifswalder Kirchen ihre letzte Ruhestätte fanden. Foto: J. Herold

Amsterdam, Bernhard Boddeker, Tilemann Johannes und Wilkinus Bole - während der Zeit des Exils in Greifswald. Drei von ihnen wurden im Chor von St. Nikolai beigesetzt, einer - Wilkinus Bole - in der Kirche der Franziskaner, wo auch Heinrich Rubenow (gest. 1462) schließlich sein Grab fand. Die beiden übrigen Professoren wurden wie Rubenow Mitglieder der Greifswalder Universität: Johannes Lamside (gest. 1460) fand ebenfalls vor dem Hochaltar der Nikolaikirche seine letzte Ruhe, Bartold Segeberg dagegen wählte St. Marien als Ort seiner Grablege. In der Jakobikirche besaß die Artistenfakultät später eine Gemeinschaftsgrabstelle.⁸

Klöster

Typische Bestattungsorte in Klöstern waren für die Mönche der Kreuzgang, für Äbte auch der Kapitelsaal sowie der Chor der Klosterkirche. Im Chor mit der Nähe zum Hauptaltar sowie im Langhaus fanden jedoch auch weltliche Personen, vor allem Stifter und Gönner, ihre letzte Ruhe. Zudem existierte auch ein Friedhof für nichtgeistliche Klosterangehörige (Konversen, Familiare), der bei den innerstädtischen Klöstern der Bettelorden auch Bürgern offenstand. Daraus ergab sich eine Konkurrenz zu den Pfarrkirchen, denen durch geringere Einnahmen aus Bestattungen auch Mittel für den Unterhalt der Gotteshäuser entgingen.⁹

⁵ Hoogeweg 1924/1925, S. 591-607; Herold/Magin 2009, S. 16.

⁶ Zum Grabstein Hinrich Nackes siehe Herold/Magin 2009, Nr. 141.

⁷ Thümmel 1979; Herold/Magin 2009, Nr. 142.

⁸ Herold/Magin 2009, Nr. 65.

⁹ Zur Konkurrenz mit der Pfarrgeistlichkeit sowie zum Beicht- und Begräbnisrecht der Bettelorden siehe Elm 2002, Sp. 2090 f.

Die heute in der Eldenaer Klosterruine noch vorhandenen Grabplatten wurden überwiegend in den 1820er Jahren im Chor und im Querhaus gefunden. Im Untergrund stieß man damals auf vierzehn Grabstellen, von denen fünf ausgemauert waren.¹⁰ Hans Kloer entdeckte bei Ausgrabungen 1926 und 1927 auch zwei Gräber im Kapitelsaal.¹¹ In den Jahren 1995 und 1996 von Günter Mangeldorf geleitete archäologische Untersuchungen zeigten zudem, dass das Langhaus dicht mit Grabstellen belegt war.¹² Der Kreuzgang mit dem Innenhof ist bislang nicht erkundet worden, über mögliche Bestattungen der Mönche in diesem Bereich lässt sich daher bis heute keine Aussage machen. Im Sommer 1995 wurde jedoch bei Bauarbeiten der Klosterfriedhof nördlich und östlich des Chors entdeckt und archäologisch dokumentiert.¹³

Bei einer größeren, mehrfach untersuchten Gruftkammer im südlichen Chor an der Grenze zum Querhaus handelt es sich vermutlich um eine Grablege des pommerschen Herzoghauses.¹⁴ Nach der urkundlichen Überlieferung wurden im Mittelalter in der Eldenaer Klosterkirche mehrere Mitglieder des Greifengeschlechts bestattet. Ihre oberirdischen Grabdenkmäler waren allerdings spätestens im 17. Jahrhundert sämtlich verschwunden.¹⁵

Die älteste in Eldena erhaltene Grabplatte wurde um 1290 für den bereits erwähnten Nikolaus Friso hergestellt.¹⁶ Die jüngste Grabinschrift ist Hennig von Walsleben gewidmet, der am 1. April 1597 verstarb.¹⁷ Sie wurde auf einer älteren Platte angebracht, die wohl ursprünglich das Grab des Abtes Christian bedeckte, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts dem Kloster vorstand.

Insgesamt sind sieben Grabplatten für Äbte des Zisterzienserklusters überliefert.¹⁸ Zwei von ihnen gelangten bereits im 17. Jahrhundert in die Nikolaikirche, eine dritte ist heute im Pommerschen Landesmuseum zu sehen. Von den am Ort verbliebenen Platten findet man drei eingemauert in der Chorsüdwand, eine in der Südmauer des Querhauses der einstigen Kirche (Abb. 3). Die übrigen in Eldena noch vorhandenen Platten bedeckten die Gräber weltlicher Förderer aus verschiedenen Bevölkerungsschichten, die nicht dem Kloster angehörten. Sie entstammten, wie Martin und Hennig von Lepel (gest. 1366 und 1388), Albert Schinkel (gest. 1397) und der bereits erwähnte Hennig von Walsleben (gest. 1597), dem ländsässigen Adel,¹⁹ andere waren Bürger, so etwa Nikolaus Friso und Johannes von Kiel (gest. 1295), oder Geistliche, wie der Pfarrer Gerhard Warschow (gest. 1413).²⁰



Abb. 3 Greifswald, Klosterruine Eldena. Blick nach Süden auf die Chorsüdmauer und in den südlichen Querhausarm der einstigen Klosterkirche (links) sowie die in die Südmauer des Chores (Pfeil links) eingefügte Grabplatte für den Abt Gerhard (um 1357, Fragment). Die meisten der in Eldena noch vorhandenen Grabplatten wurden 1828 bis 1830 bei Aufräumarbeiten im Bereich der Kirche gefunden. Fotos: D. Brandt (links, 2015) / J. Herold (2006)

¹⁰ Schilling 1829, S. 301.

¹¹ Kloer 1929, S. 84 f.

¹² Mangeldorf 1999; Rütz 2015.

¹³ Schäfer 1996; Herold 2008, S. 358-360. Dazu auch die Ausgrabung im Jahr 2009, in deren Verlauf ebenfalls eine große Zahl von Gräbern aufgedeckt wurde (Kaute 2011).

¹⁴ Rütz 2015. Hierzu siehe auch den Beitrag von Torsten Rütz in diesem Heft (S. 45).

¹⁵ Pyl 1880/1881, S. 127; Pyl 1882, S. 650, 683, 686 f., 722 und 739.

¹⁶ Anm. 4.

¹⁷ Herold/Magin 2009, Nr. 91.

¹⁸ Herold/Magin 2009, Nr. 41, 53, 91, 124, 139, 146 und 153.

¹⁹ Herold/Magin 2009, Nr. 63, 71, 91.

²⁰ Herold/Magin 2009, Nr. 2, 3, 104. Zu den im Ostflügel des ehemaligen Klosters Eldena verbauten Grabplatten siehe auch Herold 2015.



Abb. 4 Greifswald, St. Marien. Gedenkstein für den am Silvesterabend des Jahres 1462 ermordeten Bürgermeister und Universitätsstifter Heinrich Rubenow. Der Stein stand ursprünglich in der Kirche des Franziskanerklosters, wo Rubenow auch sein Grab fand. Foto: J. Herold

Die Ansiedlung der Franziskaner in Greifswald erfolgte auf Initiative des Grafen Jaczo II. von Gützkow, der zu Beginn des 14. Jahrhunderts in einem gemeinsamen Grab mit seiner Ehefrau Cecislawa im Chor der Klosterkirche bestattet wurde.²¹ Das Kloster verfügte über einen externen Friedhof, der Verstorbene aus der städtischen Bevölkerung zur letzten Ruhe aufnahm.²² Obwohl wir nur von wenigen im

Inneren der Kirche Bestatteten die Namen kennen, ist davon auszugehen, dass auch dort zahlreiche Gräber existierten. Die Familie Hilgemann, die den Neubau des Chores in der Mitte des 14. Jahrhunderts finanziert hatte, besaß hier ein Erbbegräbnis.²³ Von den einstigen Denkmälern ist nur der sogenannte Rubenowstein erhalten. Er befindet sich heute in der Greifswalder Marienkirche und erinnert an die Ermordung des Universitätsstifters und Bürgermeisters Heinrich Rubenow in der Silvesternacht 1462 (Abb. 4). Dagegen ist die Doppelgrabplatte für ihn und seine Ehefrau Katharina Hilgemann (gest. 1492), die über beider Grabstelle im Chor nördlich des Altars lag, seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verloren.²⁴ Auch der Rostocker Professor Wilkinus Bole fand hier, wie schon erwähnt, Ende der 1430er Jahre seine letzte Ruhe.

In dem heute gänzlich verschwundenen Schwarzen Kloster der Dominikaner existierten Gräber im Chor und im Langhaus der Kirche. Dies belegt der Fund einer großen Zahl von Gebeinen, die Ende des 19. Jahrhunderts zutage traten, als man an der Stelle der einstigen Klosterkirche ein heute noch vorhandenes Klinik- und Institutsgebäude errichtete.²⁵ Auf dem Klosterfriedhof wurden, so wie bei den Franziskanern, Bewohner der Stadt beerdigt. Er war auch nach der Säkularisation noch eine Zeit lang in Benutzung. Grabplatten oder andere Denkmäler aus dem Schwarzen Kloster sind nicht erhalten. Von den in der Kirche Bestatteten ist Margarethe von Ravenna (gest. 1502), die Tochter des an der Greifswalder Alma Mater unterrichtenden Juristen Petrus von Ravenna, bekannt.²⁶

Hospitäler

Auch die Kirchen, Kapellen und Friedhöfe der vor den Stadtmauern gelegenen Hospitäler dienten lange als Bestattungsorte. Der kaiserliche Stadtkommandant Ludovico di Perussi ließ sie im Februar 1631 zerstören, damit sie den anrückenden schwedischen Belagerungstruppen keine Deckungsmöglichkeiten bieten konnten.²⁷

Das im 13. Jahrhundert gegründete Hospital St. Spiritus hatte seinen ursprünglichen Standort westlich des Kirchhofes von St. Nikolai. Seit 1330 lag es vor dem Steinbecker

²¹ Hofmeister 1937/1938; Herold/Magin 2009, S. 142; Igel 2012, S. 4 ff.

²² Pyl 1887, S. 1097.

²³ Einhorn 1992, S. 4; Igel 2012, S. 9 f.

²⁴ Pyl 1887, S. 1092-1097; Herold/Magin 2009, Nr. 138, 142 (Rubenowtafel) und 143 (Rubenowstein).

²⁵ Pyl 1864, S. 158-159; Pyl 1887, S. 1166-1168.

²⁶ Kosegarten 1857, S. 161; Pyl 1887, S. 1166.

²⁷ Wächter 2000, S. 85.

Tor unmittelbar nördlich des Ryck. Bis zur Verlegung gab es in der alten Hospitalkirche, heute Lange Straße 51, keine Grabstellen. Beisetzungen fanden hier erst seit dem frühen 15. Jahrhundert statt.²⁸ Möglicherweise unterhielt die Familie Bokholt in dem Kirchengebäude zeitweise ein Erbbegräbnis. Am neuen Standort außerhalb der Stadt wurden die Toten in der Kapelle sowie auf dem angrenzenden Friedhof beigesetzt. Bei der Planierung des Geländes im Jahr 1812 stieß man auf mehrere Grabgewölbe und Grabplatten.²⁹

Vom ursprünglich als Leprosorium vor dem Mühlentor errichteten Hospital St. Georg zeugt heute nur noch der Straßenname „Am St. Georgsfeld“. Spätestens seit dem



Abb. 5 Greifswald, Domstraße 11. Trapezförmige Grabplatte für Johannes von Kiel (gest. 1295) im Verbindungstrakt zwischen Universitätshauptgebäude und Auditorium maximum. Die Platte lag bis zum Abbruch 1882/1883 in der Wiecker Dorfkirche, stammt aber vermutlich aus dem Kloster Eldena. Foto: J. Herold

ausgehenden 14. Jahrhundert wurden dort nicht mehr nur die verstorbenen Insassen des Hospitals, sondern auch andere Stadtbewohner beerdigt.³⁰ Während die Armen mit einem Begräbnis auf dem Friedhof zufrieden sein mussten, konnten Wohlhabende gegen eine Gebühr eine Grabstelle im Langhaus oder im Chor der Hospitalkirche erwerben. Der älteste urkundliche Beleg betrifft die Witwe eines gewissen Tarnow, deren Erben 1554 für drei Mark die entsprechende Erlaubnis erlangten. Seit dem Jahr 1594 erfolgten regelmäßig Einträge zu Bestattungen in das Rechnungsbuch des Hospitals. Demnach gab es verschiedene Bestattungsarten zu unterschiedlichen Tarifen. Beisetzungen unter Grabplatten kosteten fünf bis sieben Mark, für ein Begräbnis unter dem gewöhnlichen Backsteinpflaster des Kirchenbodens hatte man im Vergleich dazu nur die Hälfte zu entrichten. Die Greifswalder Familie von Lübeck besaß hier eine Vikarie und, wie Theodor Pyl annahm, sehr wahrscheinlich auch ein Erbbegräbnis, da aus den anderen Kirchen inner- und außerhalb Greifswalds von diesem Geschlecht, das 22 Ratsherren hervorbrachte, nur eine Grabplatte bekannt und erhalten ist.³¹ Für das Erbbegräbnis von Georg Winter und seine Ehefrau, gestorben am 2. und 6. März 1610, ist auch ein Epitaph bezeugt, das direkt über der Grabplatte, wohl an der Wand, angebracht war.

Ebenfalls vor dem Mühlentor, zwischen Anklamer und Robert-Blum-Straße, bestand das ursprünglich Pilgern und Reisenden als Unterkunft dienende St.-Gertruden-Hospital. Nach der Zerstörung der Gebäude wurde der Friedhof für die Beerdigung von Armen, Fremden und Soldaten genutzt und diente zwischen 1810 und 1818 als erster, provisorischer Zentralfriedhof.³² Wahrscheinlich wurden auch innerhalb der Kapelle Bestattungen vorgenommen, doch ist hierzu nichts überliefert.³³

Dass Grabplatten aus der Eldenaer Klosterkirche nach der Aufgabe des Gebäudes in andere Gotteshäuser der Stadt verlegt wurden, beweisen die Platten zweier Äbte, die sich seit dem 17. Jahrhundert in der Nikolaikirche befinden.³⁴ Weitere Grabplatten, die vermutlich ebenfalls aus Eldena stammen, findet man im Verbindungstrakt

²⁸ Rütz 2002; Rütz 2005.

²⁹ Pyl 1887, S. 1208 f.

³⁰ Hierzu und zum Folgenden: Pyl 1900, S. 9-11.

³¹ Herold/Magin 2009, Nr. 159 (Grabplatte für Hinrich und Brigitta von Lübeck, 15. Jahrhundert).

³² Zur Geschichte des Hospitals St. Gertruden und seines Friedhofs siehe auch den Beitrag von Michael Lissok in diesem Heft (S. 9 f.).

³³ Pyl 1887, S. 1301-1305.

³⁴ Herold/Magin 2009, Nr. 53 (Johannes Rotermund, gest. 1369), Nr. 124 (Hartwig, gest. 1447).

zwischen dem Hauptgebäude der Universität und dem Auditorium maximum an der Rubenowstraße (Abb. 5).³⁵ Es ist wohl anzunehmen, dass sich unter den zahlreichen Grabplatten der drei Greifswalder Pfarrkirchen noch weitere aus den zerstörten Kloster- und Hospitalkirchen befinden.

Zum Bestattungswesen

Bestattet wurde in den Kirchen überwiegend in Erdgräbern. Ab dem 17. Jahrhundert legte man auch gemauerte Grüfte an, diese blieben aber in der Minderzahl.³⁶ Nicht alle und wohl möglich nicht einmal die meisten Gräber wurden mit Grabplatten aus Kalkstein abgedeckt. Über vielen lag der in der jeweiligen Kirche übliche Bodenbelag aus Backsteinen oder Backsteinplatten.

Grabplatten waren ihrer Form nach zumeist rechteckig, in älterer Zeit auch trapezförmig. Ihre Größe variierte beträchtlich. Im südlichen Ostseeraum bestehen sie aus Kalkstein, den man von Gotland oder Öland importierte. Manche wurden mit Einlagen aus Buntmetall versehen, die jedoch in späteren Jahrhunderten sehr oft Metalldieben zum Opfer fielen. In Greifswald gibt es nur ein einziges Exemplar, auf dem die Einlagen noch vorhanden sind (siehe unten). Platten, die das Grab nicht vollständig bedeckten, wurden mitunter durch Grabfliesen, kleinformatige quadratische Steinplatten, ergänzt. In Greifswald sind, anders als beispielsweise in den Stralsunder Kirchen,³⁷ nur wenige solcher Grabfliesen erhalten. Sie waren mit Hausmarken oder den Namensinitialen der Besitzer gekennzeichnet (Abb. 6).

Mit der Reformation ging das ursprüngliche Motiv der Kirchenbestattung, die Beisetzung der Toten *ad sanctos*, d. h. in der Nähe der im Altar eingeschlossenen Reliquien von

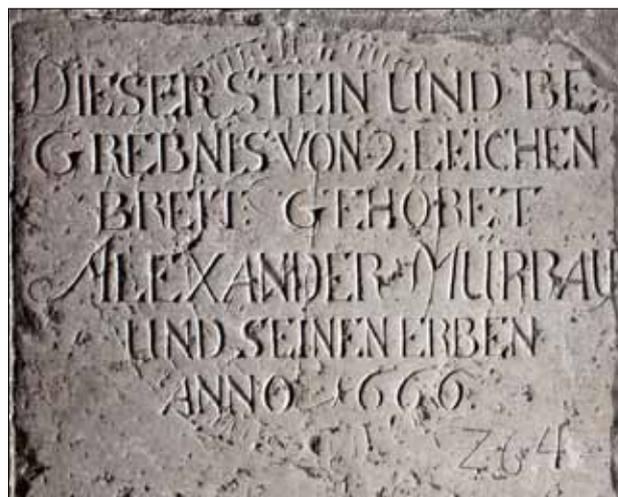


Abb. 7 Greifswald, St. Nikolai. Fragment der Grabplatte für Alexander Murray mit dem Eigentumsvermerk von 1666. Die erkennbare ältere Inschrift nennt N. N. Gruwel, dessen Grab die Platte im 14./15. Jahrhundert bedeckte. Foto: J. Herold (vgl. Herold/Magin 2009, Nr. 134)

Heiligen, verloren. Das Interesse an den besonders prestigeträchtigen Grabstellen im Inneren der Gotteshäuser blieb aber nicht nur bestehen, sondern nahm sogar zu. In der Greifswalder Marienkirche hat man daher im Jahr 1602 das Altarpodest verkleinert, um Platz für neue Begräbnisse zu schaffen.³⁸

Die Inschriften auf den mittelalterlichen Grabplatten sind zumeist den darunter Bestatteten gewidmete Sterbenachrichten. Aber schon im ausgehenden 14. Jahrhundert findet man vereinzelt auch Eigentumsvermerke nach dem Muster *iste lapis pertinet (dieser Stein gehört)...*, gefolgt vom Namen des Besitzers. Im 16. Jahrhundert nahmen solche Eigentumsvermerke stark zu und wurden zur dominanten Textsorte (Abb. 7). Die Kennzeichnung des Besitzes stand nun im Vordergrund der Grabplattenmarkierung. Beim Wechsel des Besitzers hat man neue Inschriften



Abb. 6 Greifswald, St. Marien. Grabfliesen im östlichen Bereich des südlichen Seitenschiffs. Die kleinformatigen Platten sind versehen mit Besitzzeichen: Links mit einer Hausmarke (30 x 30 cm), rechts drei Exemplare mit Namensinitialen (35 x 35 cm, zweite Hälfte 17. Jahrhundert). Fotos: J. Herold

³⁵ Herold/Magin 2009, Nr. 3 (Johannes von Kiel, gest. 1295), Nr. 119 (Margareta und Johannes Rugenhagen, erstes Drittel 15. Jahrhundert).

³⁶ Siehe hierzu den Beitrag von Torsten Rütz in diesem Heft (S. 44-59).

³⁷ Vgl. Magin 2016, S. 26.

³⁸ Pyl 1898, S. 30.



Abb. 8 Greifswald. Grabplatten mit Besitzzeichen der drei Stadtpfarrkirchen: für St. Nikolai der Bischofsstab, für St. Marien die Krone, für St. Jacobi Pilgerstab und Muschel. Mit diesen Zeichen wurden jene Grabstellen gekennzeichnet, die in den Besitz der Kirchen gelangt waren und dann von diesen verpachtet oder verkauft werden konnten. Fotos: J. Herold



Abb. 9 Greifswald, St. Nikolai. Grabplatte für den Generalsuperintendenten Jakob Runge (1527-1595) und seine Ehefrau Katharina Gerschow (gest. 1591). Die Platte befindet sich heute aufgestellt an der Wand des südlichen Seitenschiffs. Runge hatte 1577 eine Begräbnisordnung für die Greifswalder Kirchen erlassen. Foto: J. Herold

hinzugefügt, alte häufig, aber nicht immer getilgt. Grabstellen wurden nun wie Grundstücke verkauft, vererbt und verpfändet. Verwaiste Gräber zogen die Prokuratoren ein und verpachteten oder verkauften sie zugunsten der jeweiligen Kirche. Um den Überblick zu wahren, hat man die Platten kircheneigener Grabstellen zunächst mit einem dem Patronat entsprechenden Besitzzeichen markiert. Dies sind der Bischofsstab für St. Nikolai, eine Krone für St. Marien, Pilgerstab und Pilgermuschel für St. Jacobi. Später wurden Nummern angebracht und Verzeichnisse angelegt (Abb. 8).³⁹

In der Nikolaikirche ist ein um 1600 aus älteren Aufzeichnungen zusammengestelltes und dann weitergeführtes Grabstellenverzeichnis erhalten (Abb. 10). Es vermerkt unter der jeweiligen Grabnummer die darin nacheinander Beigesetzten, gibt aber auch Auskunft über den Verkauf von Grabstellen und das Umlegen von Platten.⁴⁰ Dies erklärt, warum man mitunter mehrere Nummern auf einer Platte oder andererseits dieselbe Nummer auf verschiedenen Platten finden kann.

Der Generalsuperintendent Jakob Runge erließ 1577 eine Begräbnisordnung für die Greifswalder Kirchen. Danach sollten unterschiedliche Tarife für die Arbeit der Totengräber (>Kulengrever<) gelten, je nachdem, ob es sich um ein kleines oder großes Begräbnis unter einer Grabplatte handelte, um ein Grab unter dem Backsteinpflaster (>mit Muerstenen belecht<) oder eine Beerdigung auf dem Kirchhof.⁴¹ Jakob Runge (1527-1595) selbst wurde in der Nikolaikirche bestattet, wo die Grabplatte für ihn und seine Ehefrau Katharina Gerschow (gest. 1591) sowie sein Epitaph erhalten sind (Abb. 9).⁴²

Durch häufige Todesfälle bedingt besaßen manche Personen bzw. Familien mehrere Grabstellen in derselben oder in verschiedenen Kirchen. Wenn trotz dieser Vorkehrungen der Platz nicht ausreichte oder wenn eine Familie nicht oder noch nicht über eigene Grabstellen verfügte, musste man auf solche im Kirchenbesitz zurückgreifen. So vermerkt das alte Grabstelleninventar der Nikolaikirche, dass im kircheneigenen Grab Nr. 23 in den Jahren 1581 bis 1594 nacheinander fünf Kinder des Professors Joachim Stephani (1544-1623), darunter auch ein tot geborenes, bestattet wurden (Abb. 10).⁴³ Ein eigenes Erbbegräbnis hat Stephani

³⁹ Herold/Magin 2009, S. 26-34.

⁴⁰ Pfarrarchiv St. Nikolai Greifswald, Steinbuch, in: VI 1 (Kirchstuhlrechte, 1516-1653).

⁴¹ Pyl 1885, S. 660 f. Zu den Bestattungen auf den Kirchhöfen siehe auch den Beitrag von Jörg Ansoerge in diesem Heft (S. 22-33).

⁴² Herold/Magin 2009, Nr. 266 und 267.

⁴³ Pfarrarchiv St. Nikolai Greifswald, Steinbuch, in: VI 1 (Kirchstuhlrechte, 1516-1653).

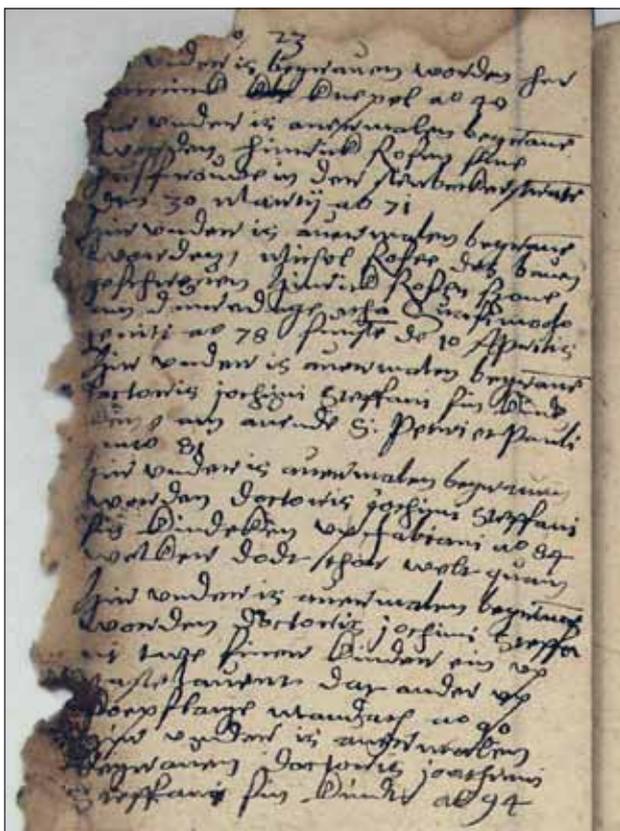


Abb. 10 Greifswald, St. Nikolai. Seite aus dem Grabstellenverzeichnis, um 1600 aus älteren Aufzeichnungen zusammengestellt. Vier Einträge betreffen verstorbene Kinder Joachim Stephani, darunter ein am 20. Januar 1584 tot geborenes: ›Hir vnder is auermalen begrauen / worden doctoris jochimi Stephani / sin kindeken up Fabiani anno 84 / welker dot thor welt quam«. Die Grabplatte für das Familienbegräbnis und ein Epitaph sind ebenfalls erhalten (vgl. Abb. 11). Foto: J. Herold (vgl. Anm. 43)

wohl erst später errichtet, die Grabplatte dafür blieb erhalten. Sie ist die einzige in Greifswald, die noch Metalleinlagen aufweist (Abb. 11). Laut Inschrift ließ Stephani sie für sich, seine Ehefrau Barbara Ribow (gest. 1617) und sechs früh verstorbene Kinder anfertigen. Auch das Epitaph, auf dem alle Familienmitglieder, selbst das tot geborene Kind, abgebildet sind, ist noch vorhanden.⁴⁴

Das Ende der Kirchenbestattungen und die Folgen

Nach dem Ende der Kirchenbestattungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts verloren die Grabplatten ihre Funktion als Markierung der Grabstellen, dienten aber zunächst aufgrund ihres Materialwertes weiterhin als Fußbodenbelag und wurden allmählich auch als historisches Kulturgut geschätzt. Im Zuge von Restaurierungen und Neugestaltungen der Kirchen hat man sie nach und nach umgelegt,



Abb. 11 Greifswald, St. Nikolai. Grabplatte für den Direktor des Greifswalder Konsistoriums und Herzoglichen Rat Prof. Jur. Joachim Stephani (1544-1623), seine Frau Barbara Ribow (gest. 1617) und sechs früh verstorbene Kinder. Die zugehörige Grabstelle befand sich gegenüber dem zweiten Pfeiler (von Westen) im nördlichen Seitenschiff. Heute steht die Platte unweit davon an der Turmwand, sie ist die einzige in Greifswald mit noch erhaltenen Metalleinlagen. Foto: J. Herold

wodurch der Bezug zur Grabstelle verloren ging. Manche sind auch zu Treppenstufen und Türschwellen verarbeitet oder anderweitig zweckentfremdet worden. Daher bedecken nur wenige noch die Stelle des zugehörigen Begräbnisses, wie die mittelalterliche Doppelgrabplatte für Johannes Stormer und Ludolf Dersekow mit den figürlichen Darstellungen der darunter Bestatteten oder die Platte für Lorenz Bokholt. Sie befinden sich in der nördlichen bzw. der südlichen Seitenkapelle am fünften Joch des Langhauses von St. Nikolai.⁴⁵

Die Weiternutzung der Grabplatten als Bodenbelag hat maßgeblich dazu beigetragen, dass man sie noch heute sehr zahlreich in den Kirchen der Hansestädte des Ostseeraumes finden kann. Sie birgt aber zugleich die größte Gefahr, dass ihre Inschriften, Symbole und Bildwerke bald für immer verschwinden.

⁴⁴ Herold/Magin 2009, Nr. 351 und 447. Zum Epitaph Joachim Stephani siehe auch den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 64 f.).

⁴⁵ Herold/Magin 2009, Nr. 55 und 209.

Literaturverzeichnis

Brandt u. a. 2010

Brandt, Dirk; Lutze, André; Rütz, Torsten: Stadtpfarrkirche St. Jacobi. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 4. Sonderheft. S. 28-31

Einhorn 1992

Einhorn, Jürgen Werinhard: Zur Architektur von Franziskanerklöstern in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern: Prenzlau, Angermünde, Greifswald, Stralsund. In: Bettelorden und Stadt. Bettelorden und städtisches Leben im Mittelalter und in der Neuzeit. Hg. Dieter Berg. [Saxonia Franciscana. Band 1]. Werl 1992, S. 35-45

Elm 2002

Elm, Kaspar: Bettelorden. In: Lexikon des Mittelalters. Band 1. München 2002, Sp. 2088-2093

Engemann 2002

Engemann, Josef: Begräbnis, Begräbnissitten. I. Frühchristentum. In: Lexikon des Mittelalters. Band 1. München 2002, Sp. 1804 f.

Herold 2008

Herold, Jürgen: Äbte, Ritter, Bürger und Priester - aber keine Mönche: Die Grabplatten des Klosters Eldena im Licht der Inschriftenforschung. In: „Die Dinge beobachten...“. Archäologische und historische Forschungen zur frühen Geschichte Mittel- und Nordeuropas. Festschrift für Günter Mangelsdorf zum 60. Geburtstag. Hg. Felix Biermann, Ulrich Müller und Thomas Terberger. [= Archäologie und Geschichte im Ostseeraum. Band 2]. Rahden (Westf.) 2008, S. 357-370

Herold 2015

Herold, Jürgen: Die Grabplatten im Ostflügel der Klosterkirche Eldena. In: Klosterkirche Eldena. 750 Jahre Ostflügel der Klosterkirche. [= Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 9. Sonderheft]. Greifswald 2015, S. 38-43

Herold/Magin 2009

Herold, Jürgen; Magin, Christine: Die Inschriften der Stadt Greifswald. Gesammelt und bearbeitet von Jürgen Herold und Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften.

Band 77]. Wiesbaden 2009 (<http://www.inschriften.net/greifswald.html>)

Hofmeister 1937/1938

Hofmeister, Adolf: Genealogische Untersuchungen zur Geschichte des pommerschen Herzogshauses. In: Pommersche Jahrbücher. Bände 31/32. Greifswald 1937/1938, S. 35-112 / S. 1-115

Hoogeweg 1924/1925

Hoogeweg, Hermann: Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern. 2 Bände. Stettin 1924/1925

Igel 2012

Igel, Karsten: Zur Geschichte des Greifswalder Franziskanerklosters. Anlässlich des 750. Jahrestages der Klostergründung am 29. Juni 1262. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 6. Jahresheft. Greifswald 2012, S. 4-15

Kaute 2011

Kaute, Peter: Bemerkenswerte Bestattungen vom Kirchhof des Klosters Eldena, Hansestadt Greifswald. In: Archäologische Berichte aus Mecklenburg-Vorpommern. Band 18. Waren 2011, S. 149-161

Kloer 1929

Kloer, Hans: Das Zisterzienserkloster Eldena in Pommern. Berlin 1929

Kosegarten 1857

Kosegarten, Johann Gottfried Ludwig: Geschichte der Universität Greifswald mit urkundlichen Beilagen. Teil 1. Greifswald 1857

Magin 2016

Die Inschriften der Stadt Stralsund. Gesammelt und bearbeitet von Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften. Band 102]. Wiesbaden 2016

Mangelsdorf 1999

Mangelsdorf, Günter: Neue Ausgrabungen in der Klosterkirche von Eldena bei Greifswald. In: Von der Steinzeit zum Mittelalter. [= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie. Band 3]. Frankfurt am Main u. a. 1999, S. 225-291

Pyl 1864

Pyl, Theodor: Petrus von Ravenna. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Alte Folge. Band 20. Heft 1. Stettin 1864, S. 149-164

Pyl 1880/1881

Pyl, Theodor: Geschichte des Cisterzienserklosters Eldena im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald. Teil 1. Greifswald 1880/1881

Pyl 1882

Pyl, Theodor: Geschichte des Cisterzienserklosters Eldena im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald. Teil 2. Greifswald 1882

Pyl 1885

Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teil 1: Geschichte des Franziskaner- und Dominikanerklosters, des Hl. Geist- und Georg-Hospitals, der Gertrudenkirche und der Greifswalder Konvente. Greifswald 1885

Pyl 1887

Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teil 3: Geschichte des Franziskaner- und Dominikanerklosters, des Hl. Geist- und Georg-Hospitals, der Gertrudenkirche und der Greifswalder Konvente. Greifswald 1887

Pyl 1898

Pyl, Theodor: Nachträge zur Geschichte der Greifswalder Kirchen. Heft 1. Greifswald 1898

Pyl 1900

Pyl, Theodor: Nachträge zur Geschichte der Greifswalder Kirchen. Heft 3: Geschichte des Georgenhospitals. Greifswald 1900

Rütz 2002

Rütz, Torsten: Die archäologischen Untersuchungen auf dem Gelände des ehemaligen Heilig-Geist-Hospitals in Greifswald (1989-1997). In: Greifswalder Mitteilungen. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie. Band 5. Frankfurt am Main u. a. 2002, S. 57-179

Rütz 2005

Torsten Rütz, Kirche und Krankensaal - Das Heilig-Geist-Hospital in Greifswald. In: Archäologie unterm Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern. Hg. Hauke Jöns, Friedrich Lüth und Heiko Schäfer. [= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns. Band 39]. Schwerin 2005, S. 451-454

Rütz 2015

Rütz, Torsten: Die Gruft in der Mittelachse. Zu einer besonderen Bestattungsform im Zisterzienserkloster Eldena. In: Klosterruine Eldena. 750 Jahre Ostflügel der Klausur. [= Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 9. Sonderheft]. Greifswald 2015, S. 30-37

Schäfer 1996

Schäfer, Heiko: Zu den Ausgrabungen des Jahres 1995 im pommerschen Kloster Eldena. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 82. Marburg 1996, S. 36-41

Schilling 1829

Schilling, Wilhelm: Zu den Aufräumarbeiten der Klosterruine Eldena. In: Neue Pommersche Provinzialblätter. Band 4. Stettin 1829, S. 300-304

Schimmelpfennig 2002

Schimmelpfennig, Bernhard: Kirchliches Begräbnisrecht. In: Lexikon des Mittelalters. Band 1. München 2002, Sp. 1807 f.

Thümmel 1979

Thümmel, Hans Georg: Die Greifswalder Rubenow-Tafel und die Anfänge des Gruppenbildes im 15. und 16. Jahrhundert. In: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch. Band 12. Weimar 1979, S. 122-160

Wächter 2000

Wächter, Joachim: Greifswald in der Schwedenzeit. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 85-102

Kammern unter dem Fußboden Gruftanlagen in den mittelalterlichen Kirchen Greifswalds

Torsten Rütz

Einführung

Im Zuge von Kirchensanierungen und den sie begleitenden bauhistorischen und archäologischen Untersuchungen sind in den letzten 25 Jahren zunehmend auch Gruftanlagen in den Blickpunkt der Forschung gerückt, eine Befundgruppe, um die sich seit jeher viele Fragen, Geheimnisse und Mythen ranken. Als Gräfte werden heute allgemein vollständig oder teilweise in den Boden eingetiefe und gemauerte Kammern bezeichnet, die der Bestattung von Toten in Särgen dienten und nach der Belegung nicht mit Erde aufgefüllt wurden. Solche Grabkammern befanden sich vor allem innerhalb der Kirchen, sie konnten jedoch auch in einem Anbau am Gotteshaus oder in einem freistehenden Gebäude auf dem Kirchhof eingerichtet sein.

Bis in die Neuzeit hinein sind die Verstorbenen christlichen Glaubens überwiegend in Erdgräbern beigesetzt worden. Zunächst hüllte man sie dabei lediglich in Tücher, später wurden sie vor allem in Holzsärgen gebettet. Noch im ausgehenden Mittelalter zeigte sich die heraus-

gehobene soziale Stellung eines Bestatteten vor allem in der größtmöglichen Nähe zu den Heiligen, die beispielsweise durch Reliquien im Kirchenraum präsent waren.¹ Die Kennzeichnung exklusiver Grabstellen konnte zudem durch eine aufwendig gearbeitete Grabplatte erfolgen. In besonderen Fällen wurden repräsentative Figurengrabmäler errichtet, die den bzw. die Verstorbenen häufig in lebensgroßer plastischer Darstellung über dem Ort der Bestattung zeigten.²

Sogenannte steinerne Rahmengräber, wie sie etwa aus Bremen oder Ringsted auf der Insel Seeland bekannt sind, dürften für Nordeuropa eine Vorform der gemauerten Gräfte repräsentieren (Abb. 1).³ Die Grabumrandungen bestanden hier aus Halbstein dicken Mauern, die bereits wenig oberhalb der Bestattung endeten. Sie waren mit Steinplatten oder satteldachförmig gestellten Backsteinen geschlossen und darüber bis zum Fußboden mit Erde überdeckt. In dieser Form übernahmen die niedrigen Backsteinmauern zusammen mit der Abdeckung die Funktion eines Sarges und sicherten die Unversehrtheit der Bestatteten.

Gemauerte Kammern unter dem Kirchenfußboden Die Anfänge

In Pommern und Mecklenburg scheinen die Herzöge die ersten gewesen zu sein, die sich in gemauerten Kammern beisetzen ließen. Ein prominenter Beleg hierfür findet sich in der Wolgaster Stadtpfarrkirche St. Petri. Dort sind unter dem Fußboden des Chores wesentliche Teile einer solchen Gruftkammer erhalten geblieben, die vermutlich in der Zeit um 1400 angelegt worden ist. Ihre Grundfläche betrug ursprünglich 2,56 x 1,70 m, die Wandhöhe misst ca. 1,30 m.⁴ Den oberen Abschluss bildet bis heute nahezu ungestört ein flaches Tonnengewölbe. Aus der direkten Nachbarschaft bzw. aufgrund

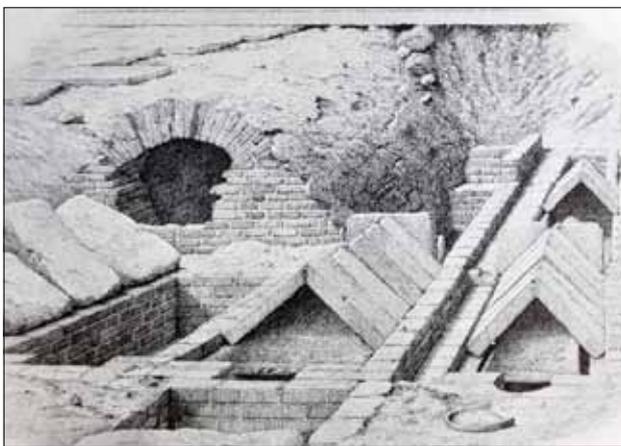


Abb. 1 Ringsted, Bendtkirche. Zeichnung der 1855 freigelegten Königsgräber. Dargestellt sind die gemauerten Kammern mit Kopfnischen und den dachförmigen Abdeckungen aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Im Hintergrund ist eine jüngere überwölbte Gruft zu erkennen. Abbildung nach: Danmarks Kirker, Vol. 5 (1936), Fig. 50 (vgl. Anm. 3)

¹ Zu Bestattungen im Mittelalter allgemein und mit Literaturverweisen siehe Lexikon des Mittelalters, Stuttgart u. a. 2002: Band 1 und 4, Stichwort „Begräbnis“ und „Grab“.

² In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf Messingplatten graviert z. B. die Bischöfe Ludolf und Heinrich von Bülow (gest. 1339 bzw. 1347) im Schweriner Dom oder noch im 13. Jahrhundert vollplastisch aus Holz gearbeitet die Königin Margarete Sambiria (gest. 1282) in der Kirche des Klosters Doberan.

³ Im Bremer Dom die Bestattungen der Erzbischöfe des 12. und 13. Jahrhunderts (siehe Brandt 1988); in Ringsted die Gräber der dänischen Könige von 1182 bis 1341 (siehe: Danmarks Kirker, Vol. 5, Sorø Amt 1936: http://danmarkskirker.natmus.dk/uploads/tx_tcchurchsearch/Soroe_0109-0185.pdf, Abruf 17.08.2018).

⁴ Siehe Holst 1999.

der vollständigen Einbeziehung dieser Kammer in die renaissancezeitliche Gruft der Pommernherzöge ergibt sich hier die Interpretation als fürstliche Grablege des späten Mittelalters (Abb. 2).

Eine ganz ähnliche Gruft ist im Bereich des Chores der einstigen Zisterzienserkirche von Eldena freigelegt und dokumentiert worden. Der Innenraum dieser Anlage war ca. 2,70 x 1,40 m groß. Er wurde umschlossen von 1,20 m hohen Wänden, die ursprünglich ebenfalls ein flaches Gewölbe trugen. Die nahe dem Hauptaltar eingetiefte Kammer entstand wahrscheinlich in der Zeit um 1400 oder im 15. Jahrhundert und könnte Herzog Bogislaw VI. (gest. 1393) oder seinem Bruder Wartislaw VI. (gest. 1394) als letzte Ruhestätte gedient haben (Abb. 3).⁵

Für die ehemalige Wallfahrtskirche in Kenz ist gesichert, dass dort Herzog Barnim VI. (gest. 1405) in einer ausgemauerten Grabkammer bestattet wurde. Das in Backstein gesetzte Kappengewölbe ist bei Sanierungsarbeiten vor einigen Jahren oberseitig freigelegt worden, sodass die Maße von 2,70 m Länge und 1,55 m Breite ermittelt werden konnten.⁶

Ein obertägiges Grabmonument, welches an die genannten, hochrangigen Bestatteten erinnerte, hat nur in Kenz die Zeit überdauert. Es handelt sich um eine hölzerne Tumba, die ursprünglich über der Gruft gestanden hatte und sowohl die Grabstätte vor dem Altar kennzeichnete, als auch den verstorbenen Herzog für jeden Pilger im Gotteshaus sichtbar werden ließ: aufgebahrt als lebensgroße vollplastische Figur in einem Sarkophag.

In der Doberaner Klosterkirche ist neben zahlreichen weiteren Zeugnissen der Begräbnis- und Memorialkultur der mecklenburgischen Herzöge ein besonderer Selpulkralbau erhalten (Abb. 4). Genau in der Mittelachse der Kirche, eingebaut am Chorungang und hinter dem Hauptaltar, wurde mit dem sogenannten „Oktogon“ ein außergewöhnliches Grabmonument geschaffen. Über einem achteckigen, bis zu 2 m hohen Sockelmauerwerk erhebt sich eine aufwendige, baldachinartige Architektur. Das Sockelgeschoss umschließt eine gewölbte, offensichtlich ursprüngliche Kammer, die als Grablege diente. Das Oktogon mit Grabkammer und Baldachin ist wohl in einem Zuge errichtet worden, seine Entstehungszeit kann zwischen etwa 1380 und 1420 eingegrenzt werden.⁷

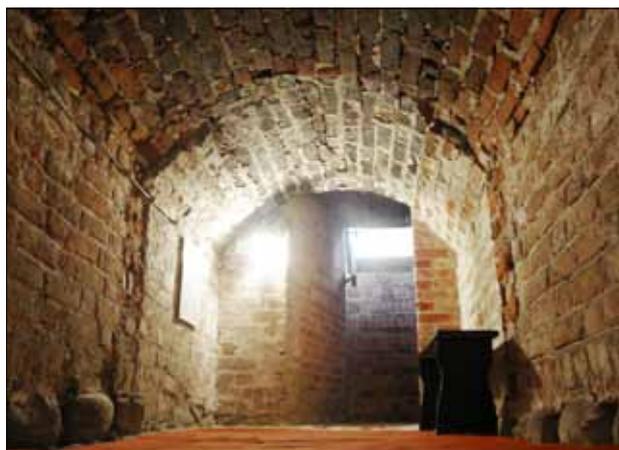


Abb. 2 Wolgast, St. Petri. Blick nach Westen in den ältesten Teil der Herzogsgruft (um 1400). Erkennbar ist die Abbruchspur der ehemaligen Stirnwand, die im 16. Jahrhundert bei der Verlängerung der Gruft nach Westen herausgebrochen wurde. Der Treppenzugang im Hintergrund stammt erst aus dem 20. Jahrhundert. Foto: T. Rütz (2009)



Abb. 3 Greifswald, Kloster ruine Eldena. Blick nach Südosten auf die freigelegte Gruft im Chorbereich der einstigen Klosterkirche. Das in privilegierter Lage positionierte Grab war vermutlich die letzte Ruhestätte eines Angehörigen des pommerschen Herzogshauses. Foto: T. Rütz (1996)

⁵ Siehe zuletzt Rütz 2015.

⁶ Brandt u. a. 2013.

⁷ Die Architektur wurde zuletzt durch Dirk Schumann (Berlin) untersucht (Schumann 2018). Hier sind auch die Diskussion und der aktuelle Stand zur Datierung der Anlage wiedergegeben.



Abb. 4 Bad Doberan, Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters. Blick nach Süden auf die herzogliche Grabanlage (1380/1420) zwischen den östlichen Strebepfeilern des Chores. Im achteckigen Sockel befindet sich die Gruftkammer und darüber der filigran gearbeitete baldachinartige Überbau mit eigenem Altar. Foto: T. Rütz (2018)

Die Größe der Kammer von immerhin 3,55 x 2,35 m (bei 1,10 m Wandhöhe) spricht dafür, dass hier wohl intentionell mehr als nur eine Person bestattet werden sollte. Mit dem Architekturverweis auf das Heilige Grab in Jerusalem ist die Grablege zudem sakral besonders aufgeladen.

Insgesamt machen die genannten Beispiele deutlich, dass Bestattungen in unserer Region erst ab der Zeit um/nach 1400 in gemauerten unterirdischen Grüften vorgenommen wurden. Dabei handelte es sich zunächst wohl ausnahmslos um Mitglieder der herzoglichen Familien, die in dieser Form beigesetzt worden sind.⁸ Außerdem waren die Anlagen zumeist für Einzelbestattungen konzipiert und - mit Ausnahme der Kammer in Doberan - auch nur wenig größer als ein Sarg.

Hochkonjunktur nach der Reformation

Erst für die Zeit nach der Reformation sind gemauerte Gruftanlagen auch an der südlichen Ostseeküste klarer durch bauliche Befunde fassbar. In Mecklenburg und Vorpommern stammen die bekannt gewordenen Begräbnisse fast ausschließlich aus dem 16.-19. Jahrhundert und sie sind in ihrer Größe und Form sehr vielfältig. Neben nur sargbreiten Kammern mit einer zumeist aus Kalkstein gefertigten Grabplatte als Abdeckung entstanden Grüfte, die die Größe kleiner Hauskeller erreichen konnten, eine Einwölbung aufwiesen und durch seitliche Eingänge zu betreten waren. Bisher fehlen in Nordostdeutschland zuverlässig datierte Befunde, welche die bautypologischen Anfänge der nun vor allem von der städtischen Oberschicht als Grabform bevorzugten Gewölbekammer erkennen lassen. Sicher werden bei ihrer Entstehung und formalen Ausprägung vor allem das Repräsentationsbedürfnis und die dynastische Selbstvergewisserung dieser bürgerlichen Elite eine Rolle gespielt haben, und vermutlich dienten hierfür die Grabstätten des Adels als Vorbilder.⁹ Nach protestantischen Glaubensvorstellungen konnte für das Seelenheil eines Verstorbenen aktiv nichts mehr getan werden, u. a. weil man, zumindest offiziell, die Heiligen als Mittler ablehnte. In der Bestattungs- und Trauerkultur richtete sich der Blick nun offensichtlich zunehmend auf die Hinterbliebenen (Familien oder andere Gemeinschaften) und weniger auf den Verstorbenen selbst.¹⁰ In den Hintergrund rückte das Bestreben nach Nähe zu den Reliquien, wichtig aber blieben ein prominenter Platz in der Kirche und die Gewissheit der eigenen Memoria, z. B. durch eine möglichst repräsentative Grabgestaltung.

Figurative Bemalungen und Bibelzitate

In Grabkammern der Frühen Neuzeit sind gelegentlich Ausmalungen zu beobachten. Diese Tradition der bildkünstlerischen Gestaltung von Grufträumen reicht jedoch bis in das Mittelalter zurück. Im flandrischen Brügge sind polychrom gefasste Bilddarstellungen in gemauerten Gräbern bereits für die 1270er Jahre archäologisch nachgewiesen worden (Abb. 5). Eines der wenigen frühen

⁸ Nach Kenntnis des Verfassers wurden in archäologisch großflächig untersuchten Stadtpfarrkirchen Mecklenburg-Vorpommerns bisher nur wenige Gruftkammern nachgewiesen, die möglicherweise noch spätmittelalterlich sind. In der Rostocker Jakobikirche und in St. Marien in Wismar könnte jeweils eine der dort insgesamt etwa 50 freigelegten Kammern noch vor der Reformation entstanden sein. In anderen Regionen Europas waren gemauerte Gruftkammern bereits seit dem 13. Jahrhundert geläufig. So wurden im flandrischen Brügge gemauerte Kammern aus Backstein aufgedeckt, die bereits aus den 1250er Jahren stammen (siehe de Witte 2014).

⁹ Obwohl gerade an bzw. unter vielen Dorfkirchen noch adlige Familiengrablagen existieren, sind die offensichtlich erst nachreformatorischen Anfänge dieser Bestattungsweise im adligen Milieu bisher nicht untersucht. In Vorpommern könnte das Vorbild für solche Grablagen die herzogliche Familie geboten haben, als sie in der Wolgaster Petrikerkirche ihre große Gruft einbauen ließ (inschriftlich datiert 1587).

¹⁰ Kenzler 2011.



Abb. 5 Brügge, Liebfrauenkirche. Hochchor mit freigelegten gemauerten Grufkkammern aus dem 13. Jahrhundert und ihren polychrom gefassten Wandinnenseiten. Foto nach: de Witte 2014, S. 276



Abb. 6 Rostock, St. Jakobi. Gruft unter einer bereits 1901/1902 abgebrochenen Kapelle am südlichen Seitenschiff. Die Grabkammer wurde 1940 freigelegt und dabei die Ostwand dokumentiert. Dargestellt ist Christus als Weltenrichter. Foto nach: Rostocker Anzeiger vom April 1940

Beispiele aus Norddeutschland ist die Bestattung des Bischofs Heinrich Bochohl von 1341 im Chor des Lübecker Doms, deren Ausgestaltung wahrscheinlich von Vorbildern in Flandern angeregt wurde.¹¹

Kunstvolle Ausmalungen finden sich vor allem in den nachreformatorischen Anlagen des 16. und 17. Jahrhunderts. So wurde bei Ausgrabungen in Rostock auf dem Areal der einstigen Jakobikirche eine mit 4,20 m Länge und 2,40 m Breite (Wandhöhe bei 1,20 m) verhältnismäßig große, tonnenüberwölbte Gruft aufgedeckt, deren Innenwände noch geringe Reste von Wandverputz mit Bemalungen aufwiesen.¹² Die Grablege befand sich ursprünglich unter einer mittelalterlichen Kapelle am südlichen Seitenschiff und wurde wahrscheinlich 1585 für die Familie des Seidenkrämers Siebrand eingerichtet. Zugänglich war sie über einen seitlichen Abgang, dessen Öffnung im Fußboden des Kapellenraumes vermutlich mit einer Grabplatte oder einer Luke abgedeckt war. Über die Ausmalungen der Kammer geben ältere Beschreibungen sowie eine Fotoaufnahme gewisse Aufschlüsse (Abb. 6). Zu dem religiösen Bildprogramm gehörte eine Kreuzigungsszene, die Himmelfahrt Christi sowie Christus als Weltenrichter.¹³ Eine schmalere, aber in ebenso bemerkenswerter Qualität ausgestaltete Gruft fand sich auch im Bereich des südlichen Seitenschiffspolygons von St. Jakobi, diese dürfte in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts zu datieren sein (Abb. 7).¹⁴

Auch aus St. Marien in Wismar sind anspruchsvolle Kamerausgestaltungen bekannt. Bei den archäologischen Untersuchungen des im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigten und 1960 gesprengten Langhauses ist unmittelbar vor dem einstigen Standort des Hauptaltars die Gruft des 1654 gestorbenen Bürgermeisters und Syndicus Arnold Böddeker in Teilen freigelegt worden.¹⁵ Aussagen über die heute noch fragmetarisch erhaltenen Wandma-

¹¹ Der Chor des Lübecker Doms wurde nach langer Bauunterbrechung noch während der Amtszeit Heinrich Bochohls vollendet. Unter dem Bronzegrabmal, welches den liegenden Bischof vollplastisch und lebensgroß darstellt, befindet sich die für ihn errichtete 0,90 m breite und 1,75 m tiefe Grufkkammer mit bemalten Wänden (siehe Fehring 1992). Da die Bronzearbeit von einem Gießer aus Brügge hergestellt worden ist, dürfte auch die Idee zur Gestaltung der Wände aus Flandern importiert worden sein (siehe de Witte 2014).

¹² Hansestadt Rostock, Fundplatz 391, Befund 83.

¹³ Beim Abbruch der Kapelle 1901/1902 sind die Malereien an den Grufkwänden durch Ludwig Krause beschrieben worden. Dem damaligen Mitarbeiter im Rostocker Stadtarchiv ist auch die Identifizierung der Familienwappen zu verdanken (siehe Archiv der Hansestadt Rostock, 1.4.17 Nr. 5, Nachlass L. Krause). Den Hinweis auf diese Quelle verdankt Verfasser Ralf Mulsow (Rostock). Bei Bauarbeiten 1940 wurde die Gruft nochmals aufgedeckt und die Malerei der Westwand fotografiert (Rostocker Anzeiger vom 20. September 1940).

¹⁴ Hansestadt Rostock, Fundplatz 391, Befund 48. Die Gruft wurde 2003 nur in Teilen freigelegt, ihre Datierung erfolgte anhand der in Ansätzen erkennbaren Beschlagwerk-Ornamentik.

¹⁵ Hansestadt Wismar, Fundplatz 14, Befund 48 - 2017. Die Kammer ist im Zweiten Weltkrieg und bei der Sprengung 1960 schwer beschädigt und danach mit Schutt verfüllt worden. Die Identifizierung der Eigentümerfamilie wird Dr. Nils Jörn (Stadtarchiv Wismar) verdankt, die Entzifferung der fragmentarisch erhaltenen Bibelzitate (Joh. 11,25f; Hos. 13,14 und Hiob 19,25-27) gelang Jürgen Herold (Arbeitsstelle der Göttinger Inschriftenkommission an der Universität Greifswald).



Abb. 7 Rostock, St. Jakobi. Blick nach Süden in die partiell geöffnete Gruft auf dem Areal der bis 1960 vollständig abgerissenen Kirche. Das Begräbnis befand sich im Bereich des südlichen Chorpolygon, die qualitätsvolle Darstellung eines Engels lässt sich in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts datieren. Foto: T. Rütz (2003)



Abb. 8 Wismar, St. Marien. Blick nach Nordosten in die Gruft des 1654 gestorbenen Bürgermeisters und Syndicus Arnold Böddeker. In die Längsmauern eingefügte Querholme ermöglichten eine Belegung in Ebenen. Die Innenwände waren im oberen Bereich mit Bibelziten in Beschlag- und Rollwerkrahmung und darunter mit (Stoff)Draperien ausgestattet. Foto: Stadtarchiv Wismar, Fotosammlung A VII, 19 (Aufnahme 1941)

lereien können anhand von historischen Fotoaufnahmen getroffen werden. Neben monochrom ausgeführten Malereien sind Bibelzitate zu erkennen, die durch Beschlagwerk-Ornamentik gerahmt werden. Die untere Hälfte des Grabraumes ist mit umlaufend gemalten Draperien versehen (Abb. 8). Insgesamt dürften derartige dekorative Ausgestaltungen allerdings die Ausnahme gewesen sein.¹⁶ Bibelzitate finden sich gelegentlich auch ohne schmückende Rahmung an den Kammerwänden, sie selbst sind schließlich die überzeugendste Manifestation der auf dem Wort bzw. der Schrift begründeten protestantischen Auferstehungserwartung.¹⁷

Diverse technische Einrichtungen

In vielen renaissance- und barockzeitlichen Gräften sind bauliche Einrichtungen zu beobachten, die einen Zerfall der Holzsärgen in dem zumeist feuchten Milieu verhindern oder zumindest minimieren sollten. So stehen die Särgen bzw. Sarkophage in den herzoglichen Gräften von Wolgast und Güstrow nicht mit direktem Kontakt auf dem Boden, sondern auf gemauerten kniehohen Substruktionen, wodurch eine Unterlüftung gewährleistet war. In vielen Kammern existieren Halbstein breite und ein Stein hohe Stege über der Pflasterung der Innenräume, die ebenfalls die Luftzirkulation unter den Holzsärgen begünstigten. Zusätzlich weisen einige Anlagen Lüftungsöffnungen auf. Diese befanden sich in den Gewölbedecken, und wo dies möglich war auch in den Außenwänden.¹⁸

Des Weiteren sind viele Grablagen mit Vorrichtungen und Einbauten ausgestattet worden, um die Belegungsanzahl zu erhöhen. Damit die Särgen auch übereinander gestellt werden konnten, hat man Querholme in die Kammern eingebaut, wobei sich zwei Techniken unterscheiden lassen: Bei der aufwendigeren Variante wurden in den Längswänden Eisenhaken vermauert, um in diese dann die mit Ösen versehenen, zumeist wohl ebenfalls eisernen Holme einzuhängen. Etwas einfacher war es vermutlich, im Längsmauerwerk gegenüberliegend kleine Taschen auszusparen, die den später einzuschiebenden Holmen ein festes Auflager boten.

¹⁶ Unter den etwa 50 in Rostock und Wismar dokumentierten Gräften (siehe Anm. 8) fanden sich insgesamt sechs Kammern, die ausgemalt oder mit Bibelziten versehen waren. Die Mehrzahl der Anlagen ist jedoch nur (ein- oder mehrfach) ausgetüncht worden.

¹⁷ Bibelzitate finden sich auch in zwei weiteren Gräftkammern von St. Marien in Wismar (Anm. 8). Jüngst wurde auch in der Parchimer St.-Georgen-Kirche eine mit Bibelziten ausgestaltete Gruft aufgedeckt (siehe Schulze o. J.: <http://www.kulturwerte-mv.de/Landesarchaeologie/Fund-des-Monats/Bisherige-Beiträge/2017-11-Frühneuzeitliche-Gruft-Parchim/>, Abruf 17.08.2018).

¹⁸ Im Jahr 1778 wurde in einer Verordnung des schwedischen Generalgouverneurs für Vorpommern eine Belüftung von Erbbegräbnissen gefordert. Zur Verordnung von 1778 und zu ihrer Umsetzung in Greifswald siehe ausführlicher den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 61 f.).

Gruftanlagen in den Kirchen Greifswalds

Die in den 1970er und 1980er Jahren an den Greifswalder Kirchen durchgeführten Sanierungsmaßnahmen umfassten auch den Einbau von Fußbodenheizungen und die Neugestaltung der Fußböden. Die Arbeiten erfolgten, wie in jener Zeit allgemein üblich, noch ohne archäologische Begleitung. Dies dürfte der Hauptgrund dafür sein, dass aus den drei Stadtpfarrkirchen heute relativ wenige gemauerte Grabgewölbe bekannt sind.

St. Marien

In der Marienkirche sind südlich des Turmes drei gemauerte Gruftanlagen zum Teil fast vollständig erhalten geblieben (Abb. 9). Die wohl älteste von ihnen befindet sich unter dem Fußboden der südlichen Turmseitenhalle. Sie wurde 1930 geöffnet und ist damals durch ein Foto dokumentiert worden (Abb. 10).¹⁹ Die Wände der etwa 1,40 m breiten Kammer sind mit Bibelsprüchen versehen, welche von Schleifenbändern gerahmt werden. Die Aufnahme zeigt in zwei Ebenen auch eiserne Querholme, die in Haken eingehängt wurden (siehe oben). Dass die Bemalung in diesen Bereichen beschädigt zu sein scheint, spricht für einen nachträglichen Einbau zumindest der oberen Eisenholme. Entstanden ist die Grablege wahrscheinlich für den Professor der Rechte Konrad Friedlieb von Friedensberg (1633-1713) und seine Frau Katharina Bünsow (1637-1703).²⁰ Die ehemals über der Gruft gelegene Grabplatte befindet sich heute in der westlichen Turmvorhalle. Sie nennt die Jahreszahl 1671, welche sich offenbar auf den Erwerb der Grabstelle bezieht.²¹ Demnach dürfte auch die hier näher interessierende Kammer zwischen 1671 und dem Todesjahr Konrads oder aber seiner Gemahlin Katharina eingetieft worden sein. Zusätzlich kenntlich gemacht war der Bestattungsort durch das in originärer Position an der Turmsüdwand erhaltene hölzerne Epitaph für den Juristen.

Zwei weitere Anlagen befinden sich im Boden der beiden westlichen Turmsüdkapellen. Diese Kapellen sind um 1400 in einem Zuge entstanden und dürften als von ihren Nutzern finanzierte Anbauten an der Kirche errichtet worden sein. Als einer der Auftraggeber käme die bedeutende Ratsfamilie Löwe infrage.²²

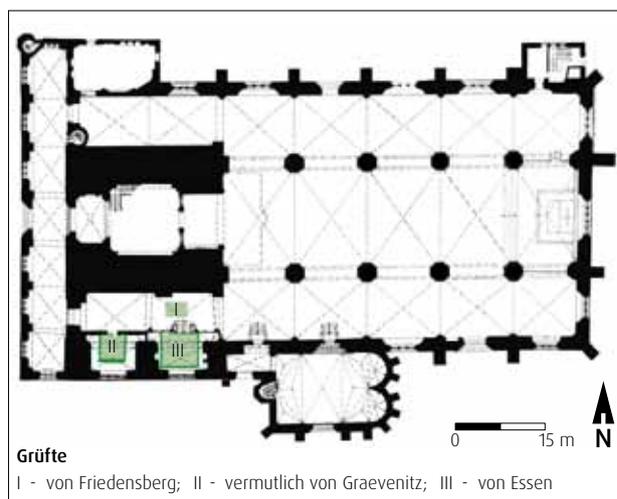


Abb. 9 Greifswald, St. Marien. Grundriss der Kirche mit Kartierung der drei bisher bekannten Gruftanlagen. Die Begräbnisse gehörten wohlhabenden Greifswalder Familien. Abbildung: nach Baier u. a. 1973, Abb. 7. Grafische Bearbeitung: T. Rütz (2018)



Abb. 10 Greifswald, St. Marien. Blick nach Westen in die Gruft des Professors der Rechte Konrad Friedlieb von Friedensberg (1633-1713) und seiner Frau Katharina Bünsow (1637-1703). Die Grablege entstand zwischen 1671 und 1713. Die Innenwände wurden mit Bibelziten in Schleifendekor ausgestaltet. Durch die vermutlich nachträglich eingefügten eisernen Querholme war eine Bestattung in Ebenen möglich. Foto: Universität Greifswald / Caspar-David-Friedrich-Institut / Bild-Archiv (Aufnahme 1930)

¹⁹ Der Anlass für die Öffnung der Gruft ist unbekannt, das Jahr 1930 ergibt sich aus der Beschriftung des Fotos.

²⁰ Konrad Friedlieb wurde im Jahr 1692 in den Adelsstand erhoben (Pyl 1885, S. 592-593). Die Lebensdaten nach dem Epitaph über der Grabstätte und nach Alvermann/Dahlenburg 2006, S. 75.

²¹ Siehe Herold/Magin 2009, Nr. 181.

²² Siehe Torsten Rütz, Kurzbericht zu den archäologischen Dokumentationsarbeiten in den südlichen Turmseitenkapellen, Greifswald 2006.



Abb. 11 Greifswald, St. Marien. Blick nach Südwesten in die südliche Turmseitenhalle. In der westlichen Seitenkapelle befand sich vermutlich die Grablege der Familie von Graevenitz (vgl. Abb. 12). Die heutige Trennwand entstand 1860 nach Aufgabe der Gruft. Foto: D. Brandt (2018)



Abb. 12 Greifswald, St. Marien. Gruft der Zeit um 1700 in der westlichen Kapelle an der südlichen Turmseitenhalle. Die 2005 teilweise freigelegte Grabkammer gehörte wahrscheinlich der Familie von Graevenitz. Das sie ursprünglich überdeckende Tonnengewölbe wurde durch vier Halbstein breite Gurte stabilisiert. Blick nach Südosten. Foto: T. Rütz (2005)

Die westliche Kapelle befand sich im 17. Jahrhundert im Besitz der Familie Schmatzhagen (zur Lage Abb. 9).²³ Laut Kirchenrechnungsbuch ist der 1592 geborene Julius Paul Schmatzhagen, Neffe des Ratsherrn Paul Schmatzhagen (1533-1616) und verheiratet mit Clara Behr (1586-1605),²⁴ im Jahr 1657 als letzter Familienangehöriger männlicher Linie in einem Erbbegräbnis in St. Marien bestattet worden.²⁵ Sein heute an der südlichen Turmwand hängendes Epitaph befand sich ursprünglich in der direkt gegenüberliegenden Kapelle,²⁶ unter der sich demnach das Grab Schmatzhagens befunden haben dürfte.

Nach dem Tod des Julius Paul Schmatzhagen ging die Kapelle in den Besitz seiner Nichte Agneta über und gelangte dann später an deren Tochter Louise von Horn, die in erster Ehe mit Christian von Graevenitz verbunden war.²⁷ Aus der Zeit dieser Familie stammt der erste gesicherte Schriftquellenbeleg für die Existenz einer Gruft in der westlichen Turmsüdkapelle, denn der Eintrag von 1747 nennt nicht nur den Namen der Besitzer, sondern erwähnt auch das Grabgewölbe.²⁸

Im Rahmen von archäologisch betreuten Bauarbeiten im Jahr 2005 wurde die Mauerkrone dieser Anlage freigelegt (Abb. 12).²⁹ Der Befund lässt eine Datierung in die Jahrzehnte um 1700 zu und damit in die Zeit, in der die Kapelle Eigentum der Familie von Graevenitz war. Die Kammer wies mit Seitenlängen von 2,60 m (Nord-Süd) und 2,80 m (Ost-West) eine fast quadratische Grundfläche auf. Die weitgehend aus wiederverwendeten mittelalterlichen Backsteinen errichteten Umfassungsmauern waren nach Osten und Westen jeweils einen Stein, nach Süden eineinhalb Stein dick. Auf der Nordseite befand sich der Abgang in den Grabraum. An der Oberkante des Mauerwerks hatten sich die Ansätze eines ost-west-spannenden, Halbstein dick ausgeführten Tonnengewölbes erhalten, zu dessen Stabilisierung oberseitig vier jeweils Halbstein breite Gurte aufgelegt waren. Die Innenwände

²³ Pyl 1885, S. 583-584.

²⁴ Siehe Herold/Magin 2009, Nr. 293.

²⁵ ›13 mk für Paull Schmatzhagens geleutte da er deß abendes herein gebracht den 20 Sept.‹ sowie ›52 mk den 22 Septemb. von julio Paulo Schmatzhage geleutte da er begraben‹ [Stadtarchiv Greifswald Rep. 3 Nr. 146, Vol. V. 1656-1688, fol. 7v.] Für den Hinweis auf diesen Eintrag und die Überlassung seiner Transkription ist Ivo Asmus (Greifswald) zu danken.

²⁶ Pyl 1885, S. 584, dort Anm. 1.

²⁷ Die Tochter des Christian von Graevenitz war die vor 1747 verstorbene Gertrud Katharina von Kahlen (vgl. folgende Anm.). An von Graevenitz erinnerte ein an der Kapelle angebrachtes Epitaph mit der Inschrift: ›Der Wolgeborene Herr Hauptmann Christian v. Gräbnitz ist geböhren Ao.1640. den 15. Dez., gestorben Ao. 1681. d. 22. Aprilis‹ (siehe Dähnert 1755, S. 289 und Pyl 1885, S. 586).

²⁸ ›Ein Gewölbe worauf oben eine Capelle... daß diese Graevenitzsche Capelle und Gewölbe, bekindtermaßen, der seel. Fr. Brigard: von Kahlden gebohrene von Graevenitzen zu gehöret.‹ [Pfarrarchiv St. Marien Greifswald: Acta wegen der Kirchenstände der St. Marien Kirche. Registerband (Stahlschrank), p. 443 (Eintrag vom 26. August 1747)]. Transkription durch Mario Schmelter (Greifswald).

²⁹ Anm. 22.

der Kammer sind vermutlich zweimal weiß ausgetüncht worden. Für eine Wandgestaltung mit Ornamenten oder Schriftzügen fanden sich zumindest an der freigelegten Mauerkrone keine Hinweise.

Die Aufgabe des Begräbnisses erfolgte spätestens um 1860, als die Kapelle zum Beichtstuhl umgebaut wurde.³⁰ Für diese veränderte Nutzung entstand die noch vorhandene, mit neogotischem Stabwerk geschmückte Nordwand (Abb. 11). Zuvor war die Kapelle durch ein eisernes Gitter vom Kirchenraum abgetrennt und ihr Gewölbescheitel lag deutlich höher als der heutige Fußboden. Um ohne Treppenstufen in den neu gestalteten Raum zu gelangen, beseitigte man das Gewölbe und verfüllte die eingetieftete Kammer. Heute befinden sich in der ehemaligen Kapelle sanitäre Einrichtungen für die Gemeinde und Besucher.

Die östlich angrenzende Südkapelle war seit 1736 im Besitz des Hofgerichtsdirektors Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771).³¹ Nach dem Erwerb durch die Familie entstanden die vorhandene barocke Schauwand und die bis heute erhaltene 3,90 x 3,50 m große und tonnengewölbte Gruft, deren Fußboden etwa 2,50 m unter dem der Kirche liegt (Abb. 9, 13 und 14). So kombinierte man die eingetieft Grablege mit dem Kirchenstuhl und ließ damit Tradition und Kontinuität der Familie in dieser baulichen Verbindung deutlich werden. Für die Nutzung als Kirchengestühl war die hölzerne Schauwand mit Schiebefenstern versehen, die sich auf der Ostseite zur Kanzel hin öffnen ließen. Außerdem wurde die Kapelle von einem ebenfalls aus Holz gefertigten Tonnengewölbe überfangen, was auch ein Beheizen mittels eines in Schriftquellen nachgewiesenen Ofens ermöglichte.³² Theodor Pyl überliefert, vermutlich noch aus eigener Anschauung, dass in der Gruft 33 Särge in drei Schichten übereinander standen.³³ Einige eiserne Haken für die Querholme zur Herstellung der Zwischenebenen sind bis heute erhalten geblieben. Die Kammer wurde in den 1950er Jahren für die Nutzung als Heizungskeller der zur Winterkirche umgebauten Annenkapelle geräumt. Im Kirchenstuhl darüber entfernte man 1936 das Holzgewölbe und 1957/1958 erfuhr der Raum eine Umgestaltung zum Erinnerungsort für die Toten beider Weltkriege.³⁴



Abb. 13 Greifswald, St. Marien. Kirchenstuhl der Familie des Hofgerichtsdirektors Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771). Unter dem 1736 errichteten Stuhl befand sich die Gruft der Familie. Sie ist nahezu vollständig erhalten (vgl. Abb. 14). Blick nach Südwesten. Foto: T. Rütz (2018)



Abb. 14 Greifswald, St. Marien. Gruft der Familie des Hofgerichtsdirektors Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771). Unter dem Gewölbe standen im 19. Jahrhundert 33 Särge. Links ist der ursprüngliche Zugang der Grablege zu erkennen. Seit den 1950er Jahren dient der eingetieftete Raum als Heizungskeller. Blick nach Norden. Foto: T. Rütz (2005)

³⁰ Pyl 1885, S. 584, dort Anm. 1.

³¹ Freundliche Mitteilung von Dr. Felix Schönrock (Greifswald), siehe auch Pyl 1875, S. 104-106.

³² Zur Einrichtung der Kapelle und zur Heizung siehe den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 67 ff.).

³³ Pyl 1885, S. 596, Anm. 1.

³⁴ Zur Entfernung des Holzgewölbes siehe Rohde 1940, S. 74; zur Umgestaltung in den 1950er Jahren siehe Kob 1975, S. 20-21 sowie den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 72 f.).

St. Nikolai

In der Nikolaikirche waren bereits bei den Um- und Neubauarbeiten um 1400 Kapellen vorgesehen, die von privaten Eigentümern mitfinanziert und genutzt werden konnten (Abb. 15). Diese fanden ihren Platz an den Außenwänden, voneinander abgegrenzt durch die in regelmäßiger Folge nach innen gezogenen Strebepfeiler des Sakralbaus. Auf diese Weise entstanden insgesamt 21 separate Kapellenräume und in mindestens sechs davon wurden während der Neuzeit ebenfalls Gräfte eingerichtet.

Auf der Nordseite existierten in den Kapellen V und VII bis in die 1980er Jahre hinein zwei in den Boden eingetiefe und mit ihren Gewölben über das Fußbodenniveau des Langhauses reichende Kammern. Die Brüstungsmauern beider Kapellen waren in den 1830er Jahren im Zuge einer umfassenden neogotischen Restaurierung der Kirche neu errichtet oder zurückhaltend gotisierend umgestaltet worden. Diese Abgrenzung zum Kirchenraum ist seit den 1980er Jahren nur noch vor Kapelle V vorhanden.

In der Gruft unter Kapelle V befand sich die Grablege der Familie von Owstin (Abb. 16). Hier wurden bei der Räumung im Jahr 1987 die Särge des Juristen und späteren Vizepräsidenten des schwedischen Tribunals Joachim Rüdiger von Owstin (1634-1698), seiner Frau Ursula Margarete von der Osten (wohl 1606-1666) sowie die Särge ihrer Tochter Margarete (1678-1723) und des Schwiegersohnes Gustav Freiherr von Winterfeldt (1653-1699) entdeckt.³⁵ Die aufgeführten Sterbedaten dürften in etwa auch die Entstehungszeit der Grabkammer wiedergeben. Nach der Beräumung ist das Gewölbe abgetragen und der einge-



Abb. 16 Greifswald, St. Nikolai. Einstiger Standort der Gruft für die Familien von Owstin und von Winterfeldt in Kapelle V. Nach der Einebnung in den 1980er Jahren verweisen nur noch die Epitaphien an den seitlichen Kapellenwänden und die derzeit in Kapelle XXI eingelagerten Sarkophage auf die ehemaligen Eigentümer. Die heutige Trennwand ist während der neogotischen Umgestaltung des Kircheninneren in den 1830er Jahren entstanden. Blick nach Norden. Foto: T. Rütz (2018)

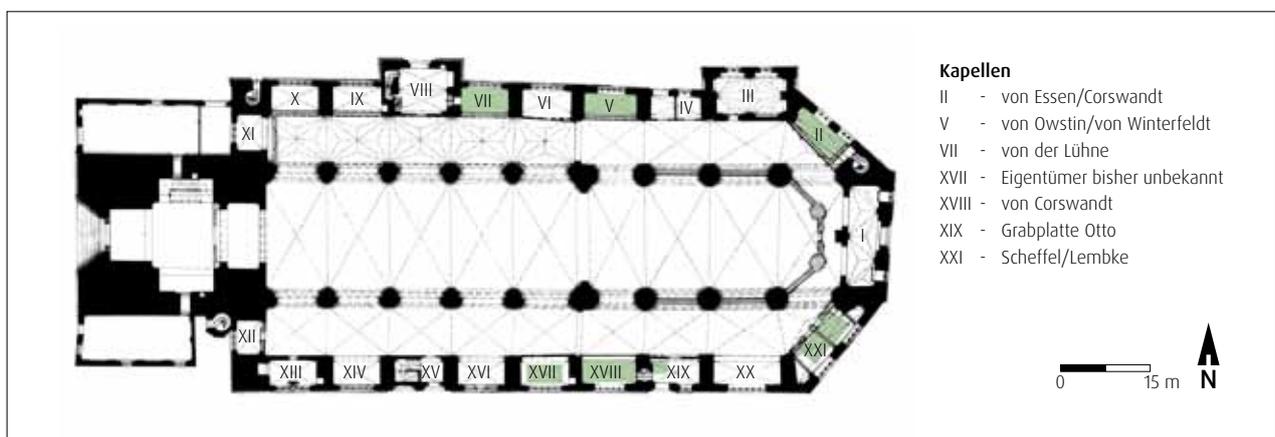


Abb. 15 Greifswald, St. Nikolai. Grundriss der Kirche mit einer Kartierung der bisher bekannten Gruftanlagen. Die Begräbnisse gehörten angesehenen Greifswalder Familien und waren durch Kapellenschauwände und Epitaphien repräsentativ gekennzeichnet. Abbildung: nach Baier u. a. 1973, Abb. 17. Grafische Bearbeitung: T. Rütz (2018)

³⁵ Die genealogischen und biografischen Daten zur Familie von Owstin nach Asmus u. a. 2009. Die Gruft ist vor ihrer Verfüllung durch den damaligen Domtechniker Günter Matheisen aufgemessen worden.

tiefe Grabraum verfüllt worden. Obertägig sind heute keine baulichen Spuren der Anlage mehr erkennbar. Auf die ehemaligen Besitzer verweisen jedoch die erhaltenen Epitaphien an den Seitenwänden der Kapelle.

Die älteste sicher datierte Gruft der Nikolaikirche befand sich im Boden von Kapelle VII (Abb. 17). Burchard Müller von der Lühne (1604-1670) hatte sie 1660 erworben und hier seine Frau Ilsabe Maria von Schmeling (1619-1666) bestatten lassen.³⁶ Wie sie fand dort schließlich auch er selbst die letzte Ruhe. Bemerkenswert ist sein repräsentativ gestalteter Zinnsarkophag, dessen Inschrift die Jahreszahl 1716 aufweist. Wahrscheinlich ist der bereits 1670 Verstorbene Jahrzehnte später in diese neue repräsentative Hülle umgebettet worden.³⁷ Von der Lühne war Stadtkommandant und unter seiner Führung ist Greifswald 1659 erfolgreich gegen die Brandenburger verteidigt worden. Auf einer von Eisenholmen getragenen oberen Ebene wurden auch seine beiden Söhne Carl Leonhard (1643-1707) und Jacob Heinrich (1652-1713) in dem Familiengrab bestattet.³⁸ Insbesondere ihre Sarkophage sind eindrucksvolle Beispiele für die Pracht barocker Sepulkralkultur, die sich nicht nur bei der Ausrichtung aufwendiger Totenfeiern, sondern auch bei der Gestaltung der Särge entfalten konnte (Abb. 17).³⁹ Seit 1989 sind die Sarkophage aus den Kapellen V und VII in der Scheffel-Lembke'schen Kapelle im Umgang des Chores (Kapelle XXI) untergebracht. Bemühungen um eine Restaurierung der bedeutenden kulturhistorischen Sachzeugen sind bisher erfolglos geblieben.

Das nach Ausweis der Fotoaufnahme von 1987 wohl einen Stein dick gemauerte Gratgewölbe über der Grabkammer könnte auf einen Kirchenstuhl der Familie oberhalb der Gruft hindeuten, der vermutlich durch eine Tür auf der Westseite (von Kapelle VIII aus) zugänglich war.⁴⁰ Bei der Umgestaltung des Kircheninneren in den 1980er Jahren wurde auch die Grabanlage unter Kapelle VII verfüllt und eingeebnet. Heute fehlen vor Ort jegliche Hin-



Abb. 17 Greifswald, St. Nikolai. Die Gruft der Familie Müller von der Lühne in Kapelle VII nach der Öffnung im Februar 1987. Unten: Sarg des Burchard Müller von der Lühne (1604-1670) und rechts daneben der seiner Frau Ilsabe Maria von Schmeling (1619-1666), davor ein eiserner Querholm. Oben: Prunksarg des Sohnes Carl Leonhard Müller von der Lühne (1643-1707). Blick nach Nordwesten. Foto oben: G. Matheisen; Foto unten: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege M-V / Landesdenkmalpflege

weise auf die ehemaligen Eigentümer der Kapelle und des Begräbnisses.⁴¹

Eine Besonderheit unter den Grabanlagen in St. Nikolai bildet die Doppelgruft in Kapelle XXI. Von der geteilten Nutzung zeugen noch immer die beiden Luken im Sockelbereich der zum Chor hin abschließenden Schauwand. Diese wurde aus verputztem Backstein als aufwendig gegliederte und von einem gesprengten Giebel bekrönte Barockfas-

³⁶ Die genealogischen und biografischen Daten zur Familie von der Lühne nach Asmus u. a. 2009.

³⁷ Die Frage um eine mögliche Umbettung Burchard Müller von der Lühnes in den Prunksarkophag von 1716 ist bislang nicht näher untersucht.

³⁸ Siehe Fotos von der Gruftöffnung im Bildarchiv des Landesamtes für Kultur- und Denkmalpflege Mecklenburg-Vorpommern. Leonhard Müller von der Lühne war als schwedischer Offizier Kommandant von Stettin und Oberkommandant von Vorpommern, sein Bruder Jacob Heinrich Amtshauptmann der Domänen von Rügen, Wolgast und Pudagla. Jacob Heinrich und die Witwe seines Bruders sorgten 1710/1711 für die Renovierung der Gruft. Während dieser Zeit wurden die Särge in die Kapelle XIII (sogenannte Bürgermeisterkapelle) ausgelagert (Asmus u. a. 2009, S. 40). Die Information zur Renovierung stammt aus einem Schriftwechsel vom August 1711, der im Pfarrarchiv von St. Nikolai verwahrt wird [freundliche Mitteilung Ivo Asmus (Greifswald)].

³⁹ Nicht zuletzt durch den Streit um Trauerfeiern, welche von der Kirche als zu opulent und nicht angemessen empfunden wurden, haben wir Kenntnis vom betriebenen Aufwand. Dergleichen ist auch in Greifswald nachweisbar (siehe Schönrock/Witt 2013).

⁴⁰ Freundliche Mitteilung Günter Matheisen (Greifswald).

⁴¹ An der neugotischen Brüstungswand war bis in die 1980er Jahre eine Wappentafel der Familie aus dem 17. Jahrhundert angebracht (Baier u. a. 1973, S. 117). An den seitlichen Kapellenwänden hingen zudem die opulent gestalteten Wappenepitaphien von Burchard Müller von der Lühne und seinen Söhnen (Pyl 1885, S. 331-332).



Abb. 18 Greifswald, St. Nikolai. Schauwand vor Kapelle XXI von 1741. Dahinter befand sich die Doppelgruft der befreundeten Medizinprofessoren Christian Stephan Scheffel (1693-1760) und Johannes Lembke (1686-1746). Die beiden Zugänge führten in zwei wohl separate tonnengewölbte Kammern. Blick nach Osten. Foto: T. Rütz (2018)

sade errichtet (Abb. 18). Sie ist architektonischer Ausdruck des repräsentativen Anspruchs ihrer Erbauer.

Die lateinische Inschrift im mittleren Wandfeld lässt wissen, dass die befreundeten Medizinprofessoren Christian Stephan Scheffel (1693-1760) und Johannes Lembke (1686-1746) im Jahre 1741 „sich und den Ihren zu Lebzeiten dieses gemeinsame Grabmal gesetzt“ haben.⁴² Ihre dahinter befindlichen Grüfte wurden in den 1980er Jahren ebenfalls aufgegeben. Soweit erkennbar, waren die Kammern durch eine Mittelwand geteilt. Überdeckt wurden sie durch zwei quer zur Schauwand verlaufende und das Fußbodenniveau der Kirche deutlich überragende Tonnengewölbe.

Geräumt und in ihrer Funktion verändert, jedoch baulich erhalten ist die Kammer unter Kapelle XVIII, welche heute Teil der Heizanlage ist.⁴³ An der barocken Schauwand, die vor bzw. über dieser Gruft entstand, findet sich die Jahreszahl 1703. In diesem Jahr erwarben die Brüder Caspar und Christoph von Corswandt die Kapelle (Abb. 19).⁴⁴



Abb. 19 Greifswald, St. Nikolai. Barocke Schauwand vor Kapelle XVIII, vermutlich errichtet im Jahr 1703 (Jahr der Erwerbung). Unter dem Kirchenstuhl der Brüder Caspar und Christoph von Corswandt (gest. 1706 und 1708) ist die wahrscheinlich gleichzeitig entstandene gewölbte Gruft erhalten geblieben (vgl. Abb. 20). Blick nach Südwesten. Foto: T. Rütz (2018)



Abb. 20 Greifswald, St. Nikolai. Gruft der Brüder Caspar und Christoph von Corswandt unter Kapelle XVIII. Das Stichkappengewölbe ist vollständig erhalten. Der mittels Ösen in Eisenhaken eingehängte, ebenfalls eiserne Querholm zeigt, dass in der Grablege die Einstellung von Särgen in zwei Ebenen möglich war. Blick nach Osten. Foto: T. Rütz (2018)

⁴² Übersetzung der lateinischen Inschrift nach Thümmel 1990.

⁴³ In der ehemaligen Gruft befindet sich die sogenannte Lüfterzentrale Süd der in den 1980er Jahren eingebauten Heizanlage.

⁴⁴ Pyl 1885, S. 346. Caspar (gest. 1706) war Syndicus, Christoph (gest. 1708) Bürgermeister in Greifswald. Pyl erwähnt eine „Erweiterung“ der Kapelle im Jahre 1730 und nimmt an, dass die Schauwand erst danach entstand.

Die Gruftkammer ist 2 m breit (Nord-Süd) und 4,50 m lang, ihr Fußboden liegt etwa 2 m unter dem der Kirchenschiffe. Das nach oben abschließende Tonnengewölbe verfügt nach Norden und Süden über breite Stichkappen, die ihm den Charakter eines Kreuzgratgewölbes verleihen und eine Datierung in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts bestätigen dürften (Abb. 20).⁴⁵ Die Wölbung reicht bis ca. 1,30 m über den Kirchenfußboden, die Höhe des Grabkammer beträgt somit (zumindest heute) ungefähr 3,30 m.⁴⁶ Die Gruft war für eine Belegung in mehreren Etagen ausgestattet, einige Eisenhaken in den Längswänden und einer der in sie eingehängten Querholme sind noch in situ vorhanden.

Eine weitgehend erhaltene gemauerte Gruft befindet sich auch in Kapelle XVII (Abb. 21). Hier liegt der 1,93 x 1,09 m große Grabstein des im Jahr 1501 verstorbenen Propstes Lorenz Bokholt im Fußboden und überdeckt eine heute unzugängliche tonnengewölbte Kammer. Aufgrund des durch eine Lüftungsöffnung von außen erkennbaren Mauerwerks kann die Anlage sicher in nachmittelalterliche Zeit datiert werden, sie entstand frühestens während des 17. Jahrhunderts.⁴⁷ In der Gruft sind Eisenhaken für die beschriebenen Querholme zu erkennen. Am Boden liegen Resten einfacher Holzsärgen, die zum Teil Beschläge aufweisen (Abb. 22).

Der oberste Bereich der Halbstein dicken Gewölbekappe dürfte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entfernt worden sein, vermutlich um die Kammer zu beräumen. Die dadurch entstandene Öffnung überspannen seither mehrere Eisenträger, auf denen die mittelalterliche Grabplatte Bokholts ruht.⁴⁸

Im 18. Jahrhundert wurde Kapelle XVII als Beichtstuhl des Ersten Predigers der Nikolaikirche genutzt und wahrscheinlich entstand zu eben jener Zeit die noch vorhandene barocke Schauwand.⁴⁹ Warum über dieser jedoch ein Wappen, sehr wahrscheinlich das des schwedischen Stadtkommandanten von Stralsund Oberst Peter Macklier, angebracht wurde, bleibt angesichts der genannten Nutzung vorerst unklar.⁵⁰

Den insgesamt vollständigsten Eindruck von einer Gruft aus der Zeit des Barock vermittelt die Kammer unterhalb



Abb. 21 Greifswald, St. Nikolai. Barocke Schauwand vor Kapelle XVII, Beichtstuhl des Ersten Predigers der Nikolaikirche. Darunter ist eine tonnengewölbte Gruft erhalten, deren Eigentümer bisher nicht festgestellt werden konnte (vgl. Abb. 22). Blick nach Südwesten. Foto: T. Rütz (2018)



Abb. 22 Greifswald, St. Nikolai. Vermutlich barocke tonnengewölbte Gruft in Kapelle XVII. Durch eine Lüftungsöffnung von außen zu erkennen sind der Gewölbeansatz und eine mit Eisenträgern abgedeckte, nachträglich eingebrochene Öffnung im Gewölbe (darüber liegt die Grabplatte des mittelalterlichen Vorbesitzers der Kapelle). Die Öffnung diente vermutlich der Räumung der Kammer, denn auf dem Boden liegen Teile einfacher Särgen, aber keine menschlichen Überreste. An der Längswand zwei Haken für die Querholme. Blick nach Nordwesten. Foto: T. Rütz (2018)

⁴⁵ Schönrock 2016, S. 311-313.

⁴⁶ Alle Innenwände sind neu verputzt bzw. mit einer Vormauerung versehen, auch der Fußboden könnte für den Einbau der Heizeinrichtungen vertieft worden sein.

⁴⁷ Erkennbar ist ein Umfassungsmauerwerk im Blockverband, das sich in unserer Region erst im 17. Jahrhundert durchsetzt.

⁴⁸ Hierzu auch Herold/Magin 2009, Nr. 181.

⁴⁹ Zur Nutzung als Beichtstuhl siehe Pyl 1885, S. 342-344.

⁵⁰ Identifikation des Wappens nach Pyl 1885, S. 344. Peter Macklier (1637-1697) wurde in St. Nikolai in Stralsund bestattet (Dähner 1754, S. 318).



Abb. 23 Greifswald, St. Nikolai. Schauwand vor Kapelle II. Im Mittelteil des um 1700 für die Familie von Essen/Corswandt errichteten, repräsentativen Grabmals befindet sich der Eingang in die halbeingetieft, gewölbte Gruftkammer (vgl. Abb. 24). Blick nach Osten. Foto: T. Rütz (2018)

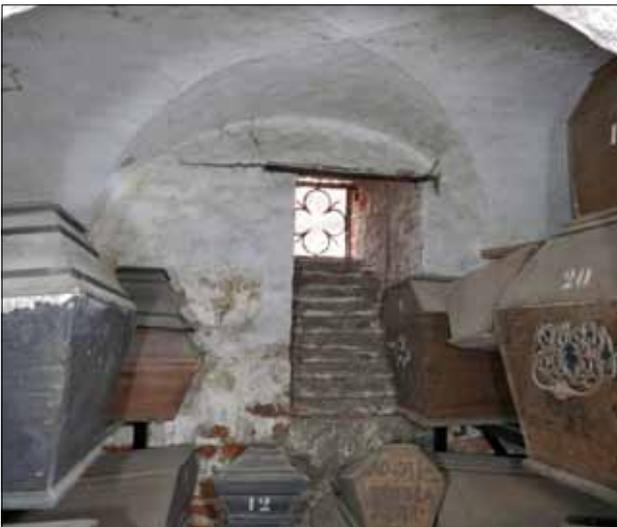


Abb. 24 Greifswald, St. Nikolai. Gruft in Kapelle II. Die Grablege wurde wohl im 17. Jahrhundert für die Familie von Essen/Corswandt angelegt. Typisch für die Zeit sind die aufgeputzten Grate des Kappengewölbes. Die gleichzeitig entstandene Lüftungsöffnung hat zum guten Erhalt der vorhandenen Särge beigetragen. Blick nach Nordosten. Foto: T. Rütz (2018)

von Kapelle II (Abb. 23). Die Kapelle gelangte vermutlich zwischen 1630 und 1639 in den Besitz des Ratsherrn Johann von Essen (1585-1639) und seiner Frau Margarethe Corswandt.⁵¹ Unter der ungewöhnlichen, mit einem pultartig zurücktretenden Mittelteil versehenen Schauwand befindet sich eine großzügig bemessene Kammer von 2 m Breite (Nordost-Südwest) und 5 m Länge (Nordwest-Südost). Sie ist um 1,30 m in den Boden eingetieft und ihr Gewölbe steigt bis etwa 2 m über den Kirchenfußboden auf. Die wohl ein Stein dicke Einwölbung wurde als Tonne ausgebildet, die jedoch durch breite Stichkappen nach Südwesten (zum Eingang der Gruft) und nach Nordosten (zu einer großen Lüftungsöffnung in der Außenwand) einem Kreuzgratgewölbe ähnelt. Als Besonderheit sind die aufgeputzten Grate im Kreuzungsbereich von Tonne und Stichkappen zu nennen. Sie sind vor allem für das 17. Jahrhundert typisch,⁵² weshalb die Möglichkeit besteht, dass die Gruft bereits in der Zeit des Erwerbs durch Johann von Essen in den 1630er Jahren errichtet wurde. Die repräsentative hölzerne Schauwand ist dagegen sicher erst gegen 1700 entstanden (Abb. 24).⁵³

Im Innern der Kammer sind die typischen technischen Details einer gemauerten Grabanlage der Barockzeit erkennbar. Die große Öffnung in der äußeren Umfassungsmauer der Kirche und zwei kleine in den Gewölbekappen ermöglichen eine beständige Luftzirkulation, weshalb sich die etwa 20 heute vorhandenen Särge in einem sehr guten Zustand befinden. Außerdem blieben die gemauerten Stege auf dem Boden zur Unterlüftung der Särge sowie die eisernen Haken für Querholme in drei Ebenen (etwa 70, 160 und 220 cm über dem Fußboden) erhalten.⁵⁴

Insgesamt ist zu konstatieren, dass die nachweisbaren Familiengrüfte in St. Nikolai wohl erst nach dem Dreißigjährigen Krieg angelegt wurden, mit einem Schwerpunkt in den Jahrzehnten um 1700.

Einen indirekten Verweis auf eine Gruft bietet die Inschrift eines Grabsteins im Fußboden von Kapelle XIX. Auf der 1,79 x 1,36 m großen Platte ist zu lesen: ›DIESES GEWÖLBE VND / BE[G]RAEBNIS GEHÖRET / ADOLF HEINRICH OTTO / UND [S]EINEN ERBEN ZU / DEN 25 FEBR[UAR] ANNO 1766‹.

⁵¹ Pyl 1885, S. 324.

⁵² Aufgeputzte Grate sind seit der Renaissancezeit bekannt, z. B. in Schloss Pudagla [freundlicher Hinweis Dirk Brandt (Greifswald)], auf Festung Spantekow oder der Burg Klempenow. Sie blieben jedoch noch bis um 1700 gebräuchlich. Ein spätes Beispiel von 1700 findet sich in Stralsund, Badenstraße 39.

⁵³ Das Essen'sche Familienwappen zeigt noch seine alte Form, auf der nur ein Weinstock dargestellt ist. Nach einer Wappenverbesserung von 1706 wurde der Schild geteilt, wobei ein Füllhorn hinzutrat [freundlicher Hinweis Detlef Witt (Sundhagen) sowie Witt 2012, S. 40-41. Zu den Grabdenkmälern der Familie von Essen in den Greifswalder Kirchen St. Nikolai und St. Marien siehe den Beitrag von Detlef Witt in diesem Heft (S. 63 f. und 67-81).

⁵⁴ Der Kammerinhalt wurde in den 1990er Jahren geordnet; die ca. 20 Särge (durch Inschriften datiert 1675-1799) stehen heute überwiegend in einem neuen Regalsystem.

Das explizit genannte Gewölbe dürfte auf eine unter der Platte befindliche Grabkammer hindeuten.⁵⁵

Im Mittelschiff der Nikolaikirche, dort im zweiten Joch von Westen, wurden in den 1980er Jahren wohl zwei weitere gewölbte Gräfte beobachtet.⁵⁶ Leider sind die im Zusammenhang mit Bauarbeiten angetroffenen Anlagen wohl nicht dokumentiert worden.⁵⁷

Die weiteren Kirchen der Altstadt

Aus St. Jacobi, der dritten Pfarrkirche der Greifswalder Altstadt, sind keine erhaltenen Gruftanlagen bekannt. Interessanterweise stellte Caspar David Friedrich in den Mauern ausgerechnet dieses, von ihm als Ruine imaginierten Sakralbaus eine aufgebrochene Gruft bzw. deren Tonnengewölbe und die darin stehenden Särge dar (Abb. 25).⁵⁸

In der St. Peter und St. Paul geweihten Franziskaner-Kirche wurden der 1462 ermordete Heinrich Rubenow und 30 Jahre später auch seine Frau Katharina beigesetzt. Der Ort der Bestattung und somit die Position des im 18. Jahrhundert noch vorhandenen Grabsteins sind ungefähr bekannt: Die gemeinschaftliche Gruft Rubenows und seiner Gattin befand sich nordwestlich vor dem Hauptaltar. Eine eingetiefte Kammer in der Tradition der Herzöge (siehe oben) wäre für den selbstbewussten Ratsherrn und Universitätsgründer durchaus denkbar, doch ist die 1854 von August Kirchner und später auch von Theodor Pyl verwendete Bezeichnung „Gruft“ wohl lediglich als Synonym für den allgemeineren Begriff „Grab“ zu verstehen und keinesfalls ein sicherer Hinweis auf eine gemauerte Anlage.⁵⁹

Im nordwestlichen Übergangsbereich zwischen Langhaus und Chor der ehemaligen Franziskaner-Kirche ist bei Ausgrabungen in den 1990er Jahren der Rest einer Gruftkammer angeschnitten worden.⁶⁰ Die Größe und das Alter dieser Anlage blieben jedoch offen.

Von den beiden anderen großen Kirchen innerhalb der Stadtmauern, der Kapelle des Heilig-Geist-Hospitals und der Dominikaner-Klosterkirche St. Katharinen, sind keine



Abb. 25 Aquarell von Caspar David Friedrich aus dem Jahr 1817 (verschollen). Das Bild zeigt die Greifswalder Jakobikirche als Ruine, mit einem aufgebrochenen Grabgewölbe im Vordergrund. Der ruinöse Zustand des Gotteshauses und die dargestellte Gruft sind sicher eine Imagination des Malers. Beide Motive waren in der Romantik beliebte Metaphern für Vergänglichkeit. Abbildung nach: Grummt 2011, Kat.-Nr. 763

baulichen Hinweise auf gemauerte Gräfte bekannt. Auf dem Gelände des Dominikanerklosters etwa ließen sich bisher ausschließlich Erdbestattungen nachweisen.⁶¹ Im Innern der ehemaligen Hospitalkirche St. Spiritus wurde in der Zeit um 1280/1290 zwar ein gewölbter Keller angelegt, jedoch handelte es sich dabei keinesfalls um einen tatsächlichen Begräbnisort. Viel eher lässt sich der bis heute erhaltene Einbau als Nachbildung des Heiligen Grabes oder auch als eingetiefte Sakristei deuten.⁶²

⁵⁵ Siehe Pyl 1887, S. 400 und 475. Für die Informationen zur Platte und die Transkription ist Jürgen Herold (zur Person vgl. Anm. 15) zu danken.

⁵⁶ Siehe Kirmis 1989, S. 82.

⁵⁷ Die 2018 durchgeführten Recherchen zu einer eventuell vorhandenen Dokumentation führten zu keinem Ergebnis.

⁵⁸ Um 1817 entstandenes, jedoch verschollenes Aquarell (Grummt 2011, S. 709).

⁵⁹ Kirchner 1854, S. 163; Pyl 1887, S. 1097.

⁶⁰ Ansorge/Samariter 2012, S. 31. Dort sind in Abb. 1 die nachgewiesenen Bestattungen als schmale Längsrechtecke dargestellt. Bei der nördlichsten Kennzeichnung handelt es sich um den hier interessierenden Nachweis einer gemauerten Gruft.

⁶¹ Siehe Pyl 1887, S. 1166, dort Anm. 1. Ende der 1980er Jahre wurde durch Verfasser beim Einbau der Fernwärmeleitung entlang der Friedrich-Loeffler-Straße eine Bestattung an der Südwestecke der Medizinischen Klinik dokumentiert (Dokumentation in der Sammlung vorgeschichtlicher Altertümer der Universität Greifswald).

⁶² Siehe Rütz 2010, S. 37 f. Ende der 1320er Jahre ist das Heilig-Geist-Hospital an einen neuen Platz außerhalb der Stadt verlegt worden. Von den Baulichkeiten dieser nördlich des Ryck vor dem Steinbecker Tor gelegenen Neugründung ist obertägig nichts mehr vorhanden. Überliefert ist, dass auch hier Begräbnisse stattgefunden haben. Ob es sich bei den von Pyl erwähnten „Grabgewölben“ um Gruftanlagen handelte, bleibt unsicher (Pyl 1887, S. 1209).

Ausklang

Im Zuge der französischen Besetzung wurde nach 1808 die Bestattung in den Kirchen und auf den sie umschließenden Kirchhöfen aus hygienischen Gründen verboten und in der Folge der ehemalige Friedhof des St.-Gertruden-Hospitals vor den Toren der Stadt als Interimslösung für die neuen Gegebenheiten hergerichtet.⁶³ Die Tradition von Gruftanlagen als Familienbegräbnisse fand jedoch ihre Fortsetzung auf dem im Jahr 1818 eingeweihten neuen, kommunalen Friedhof an der Wolgaster Straße. Dort entstanden 25 Gruft Häuser, die jetzt jedoch nicht mehr in oder an einem Kirchengebäude angelegt waren, sondern als Solitärbauten in einer parkartig gestalteten Umgebung errichtet wurden.⁶⁴

Im Unterschied zu den Hansestädten Wismar oder Rostock scheinen die gemauerten eingetieften Grabkammern in Greifswald erst ein Phänomen der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg zu sein. So sind die bekannten Familiengrüfte in St. Nikolai frühestens im 17. Jahrhundert entstanden, mit einem Schwerpunkt in den Jahrzehnten um 1700. Dieser Befund spiegelt wahrscheinlich jedoch nur den aktuellen und lückenhaften Kenntnisstand in den archäologisch kaum untersuchten Kirchen wieder. Sicher ist, dass diese Form der Grablege auch in Greifswald ein Privileg und Statussymbol führender Familien war. Die Sargbestattung im Erdgrab, wenn möglich an prominentem Platz in der Kirche und mit Grabplatte oder Epitaph gekennzeichnet, blieb bis zum Ende des Bestattungswesens in der Altstadt die vorherrschende Praxis.

Literaturverweis

Alvermann/Dahlenburg 2006

Alvermann, Dirk; Dahlenburg, Birgit: Greifswalder Köpfe. Gelehrtenportraits und Lebensbilder des 16.-18. Jahrhunderts aus der pommerschen Landesuniversität. Rostock 2006

Ansorge/Samariter 2012

Ansorge, Jörg; Samariter, Renate: Archäologische Untersuchungen im ehemaligen Greifswalder Franziskanerkloster. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtanierung. Jahrgang 6. Jahresheft. Greifswald 2012, S. 26-33

Asmus u. a. 2009

Asmus, Ivo; Margin, Christine; Witt, Detlef: „Aber ein guter Name bleibt ewiglich...!? Die barocken Prunksarkophage im Greifswalder Dom. In: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte. Jahrgang 47. Heft 2. Lübeck 2009. S. 38-42

Baier u. a. 1973

Baier, Gerd; Ende, Horst; Krüger, Renate: Die Denkmale des Kreises Greifswald. Leipzig 1973

Brandt 1988

Brandt, Karl Heinz: Ausgrabungen im St.-Petri-Dom zu Bremen. Band 2: Die Gräber des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Stuttgart 1988

Brandt u. a. 2013

Brand, Dirk; Lutze, André; Schirren, Michael: Am Wasser gebaut... Archäologische Dokumentationsarbeiten in der ehemaligen Wallfahrtskirche St. Marien in Kenz bei Barth, Lkr. Vorpommern Rügen. In: Kulturerbe in Mecklenburg und Vorpommern. Band 7. Jahrgang 2011. Schwerin 2013, S. 109-114

Dähnert 1754

Dähnert, Johann Carl: J. C. Dähnerts Pommersche Bibliothek. Band 3. Greifswald 1754

Dähnert 1755

Dähnert, Johann Carl: J. C. Dähnerts Pommersche Bibliothek. Band 4. Greifswald 1755

de Witte 2014

de Witte, Hubert: Grabmalerei im spätmittelalterlichen Brügge. In: Lübeck und der Hanseraum. Beiträge zu Archäologie und Kulturgeschichte. Festschrift für Manfred Gläser. Hg. Alfred Falk, Ulrich Müller und Manfred Schneider. Lübeck 2014, S. 273-284

Fehring 1992

Fehring, Günter P.: Das Grab des Bischofs Heinrich II. von Bocholt († 1341) im Dom zu Lübeck. Überlieferung, Gruft, Gruftinhalt. In: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte. Band 22. Bonn 1992, S. 9-11

⁶³ Siehe den Beitrag von Michael Lissok in diesem Heft (S. 9 f.) sowie Lissok 2000, S. 517.

⁶⁴ Siehe den Beitrag von Anja Kretschmer, Regina und Andreas Ströbl in diesem Heft (S. 90-104).

- Grummt 2011
Grummt, Christina: Caspar David Friedrich. Die Zeichnungen. 2 Bände. München 2011
- Herold/Magin 2009
Herold, Jürgen; Magin, Christine: Die Inschriften der Stadt Greifswald. Gesammelt und bearbeitet von Jürgen Herold und Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften. Band 77]. Wiesbaden 2009
- Holst 1999
Holst, Jens Christian: Stadt Wolgast / Peene, Kirche St. Petri, Gruft der Herzöge von Pommern-Wolgast. [= Bauhistorischer Befundbericht] Typoskript. 1999
- Kenzler 2011
Kenzler, Hauke: Totenbrauch und Reformation. Wandel und Kontinuität. In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Band 23. Paderborn 2011, S. 9-34
- Kirchner 1854
Kirchner, August: Pommersche Inschriften aus der päpstlichen Zeit. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Alte Folge. Band 15. Stettin 1854, S. 152-165.
- Kirmis 1989
Kirmis, Günther: Zur Renovierung des Doms, Bauausführung. In: Dom St. Nikolai in Greifswald. Hg. Norbert Buske. Greifswald 1989, S. 81-84
- Kob 1975
Kob, Konrad: Die Greifswalder Kirchen: Ein Führer durch St. Marien, St. Nikolai und St. Jakobi. Jena 1975
- Lissok 2000
Lissok, Michael: Die Geschichte der kommunalen Grünanlagen und Friedhöfe vom späten 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000. S. 511-524
- Pyl 1875
Pyl, Theodor: Pommersche Geschichtsdenkmäler. Band 5. Greifswald 1875
- Pyl 1885-1887
Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teile 1-3. Greifswald 1885-1887
- Rohde 1940
Rohde, Ludwig: St. Marien zu Greifswald und die frühe Backsteingotik im wendischen Quartier der Hanse. [= Beiträge zur Niederdeutschen Kunstgeschichte. Band 1]. Berlin 1940
- Rütz 2010
Rütz, Torsten: Hospital St. Spiritus. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 4. Jahresheft. Greifswald 2010, S. 36-39
- Rütz 2015
Rütz, Torsten: Die Gruft in der Mittelachse. Zu einer besonderen Bestattungsform im Zisterzienserkloster Eldena. In: Klostersruine Eldena. 750 Jahre Ostflügel der Klausur. [= Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung. Jahrgang 9. Sonderheft]. Greifswald 2015, S. 36-37
- Schönrock 2016
Schönrock, Felix: Greifswalder Bürgerhäuser in der Schwedenzeit 1648 bis 1815. Wandel und Kontinuität. Schwerin 2016
- Schönrock/Witt 2013
Schönrock, Felix; Witt, Detlef: Die Verschwiegenheit - eine Tugend in Pommern. Zur Rückkehr der restaurierten Skulptur des Grabmals. In: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte. Jahrgang 51. Heft 4. 2013, Heft 4, S. 13-17
- Schumann 2018
Schumann, Dirk: Das Doberaner Oktagon - Grabmal zwischen dynastischem Anspruch und Heiliggrabzitat. In: Die Ausstattung des Doberaner Münsters. Kunst im Kontext. Hg. Gerhard Weilandt und Katja von Cossart. Petersberg 2018, S. 202-229
- Thümmel 1990
Thümmel, Hans Georg: Greifswalder Inschriften. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 76. Marburg 1990, S. 116-133
- Witt 2012
Witt, Detlef: Geschichten vom Meer. Die Altarbilder der Bugenhagen-Kirche in Greifswald-Wieck. Greifswald 2012

Es im Tode noch einmal allen zeigen! Barocke Grabmäler in Greifswalder Kirchen

Detlef Witt

Einführung

Über Jahrhunderte waren die Kirchengebäude auch Bestattungsorte und Orte des repräsentativen Totengedenkens. Die zahlreichen noch erhaltenen, teils mehrfach verwendeten steinernen Grabplatten zeugen auch in den Greifswalder Kirchen von dieser Tradition.¹

In den Seitenkapellen traten an die Stelle der beseitigten Nebenaltäre aus katholischer Zeit im 17. und 18. Jahrhundert prächtig ausgestattete Erbbegräbnisse der städtischen Führungsschicht. Der eigentliche Gruftraum für die mitunter aufwendig dekorierten Särge befand sich in einem Gewölbe unterhalb oder im unteren Bereich der Kapellen.² Zum Kirchenschiff hin sind die Erbbegräbnisse durch hölzerne, oft reich mit geschnitzten Ornamenten und Skulpturen versehene Schauwände abgetrennt. Einige Kapellen enthielten über der eingetieften und gewölbten Gruft das Familiengestühl. Dort sind die Schauwände im oberen Teil offen oder durchfenstert. Die Bildprogramme der Erbbegräbnisse verherrlichen die hier Bestatteten durch die personifizierte Darstellung von Tugenden, zeigen oft deren Wappen und manchmal auch Bildnisse der Verstorbenen, gemahnen die Lebenden durch Vanitas-Symbole wie Chronos, Totenschädel, Knochen, Sanduhren u. ä. an die Endlichkeit irdischen Seins und geben der christlichen Auferstehungshoffnung Ausdruck (Abb. 1).

Neben diesen Kapellenschauwänden zierten Wände und Pfeiler der Kirchenräume aufwendige Epitaphien, Totenschilder und Bildnisse zum Gedächtnis an Einzelpersonen, Ehepaare oder Familien, von denen im Greifswalder Dom und in St. Marien nicht wenige erhalten geblieben sind.³ Norbert Buske formulierte es in der Festschrift zur Wiedererweihung des Greifswalder Doms 1989 so: „Ursprünglich hatten sich die ehrenwertesten der Bürger in - vereinzelt fast lebensgroßen Darstellungen, Zeit- und Generations-



Abb. 1 Greifswald, St. Marien. Chronos mit Sense und Stundenglas am Grabmal Franz von Essens und seiner Frau Anna Pansow, entstanden um 1710/1720, gefasst 1723 von Johann Pieron aus Wismar. Die Grabkapelle steht heute in der nördlichen Turmseitenhalle. Foto: D. Witt (2018)

unterschiede aufhebend, als ständige, stumme Gottesdienstteilnehmer im Kirchenraum versammelt. Sie hatten jene Plätze eingenommen, an denen vor der Reformation Nebenaltäre standen.“⁴ Die Epitaphien, die ursprünglich zumeist an den dem Mittelschiff zugewandten Innenseiten der Pfeiler hingen, wie es noch auf der 1811 datierten Ansicht des Domminneren nach Woerishoffer zu sehen ist, wurden bei der Domrenovierung in den 1820er/1830er Jahren umgesetzt, andere verschwanden (Abb. 2).⁵ Hier

¹ Siehe hierzu das reiche Material bei Pyl 1885, S. 385 ff. und Herold/Magin 2009. Pyl zählte in der Nikolaikirche 355 Grabplatten und 31 Epitaphien, in St. Marien 304 Grabplatten und 11 Epitaphien, in St. Jacobi noch 46 Grabplatten (Pyl 1885, S. 386). In der Stettiner Marienkirche gab es außer den Grabkapellen über 230 Begräbnisstellen (Fredrich 1920, S. 18). Zu den Grabplatten in den Greifswalder Kirchen siehe auch den Beitrag von Jürgen Herold in diesem Heft (S. 34-43).

² Zu den Seitenkapellen und den darunter befindlichen Gruftanlagen siehe auch den Beitrag von Torsten Rütz in diesem Heft (S. 44-59).

³ Wislocki nennt die Zahl von ehemals über 100 Epitaphien in den Hansestädten Greifswald, Stettin und Stralsund, die teilweise nur durch ältere Inschriftensammlungen überliefert sind (zu den Quellen: Wislocki 2002, S. 104, Anm. 4). Weniger als die Hälfte davon ist erhalten (ebda., S. 104 f.).

⁴ Buske 1989, S. 57.

⁵ Abgebildet ist die Innenansicht nach Osten von 1811 bei Biederstadt 1812, vgl. die Beschreibung der Ausstattung des Doms vor der Renovierung bei Biederstedt 1808, S. 44-56. Inschriften heute verlorener Epitaphien finden sich in Johann Carl Dähnerts Pommerscher Bibliothek.

soll exemplarisch vor allem auf einige der späteren Denkmäler eingegangen werden, da die bis 1650 entstandenen Grabmonumente in dem 2009 erschienenen Band der Reihe Deutsche Inschriften zu den Inschriften der Stadt Greifswald ausführlich behandelt sind.⁶ Das Bildprogramm der Corswandt-Kapelle in St. Nikolai wurde in einem Beitrag zur Emblemik von Maren Biederbick bereits umfassend vorgestellt sowie jüngst neben dem Epitaph Schwarz auch in dem Band „Gedächtnisorte der Reformation“ von Johann Anselm Steiger mit berücksichtigt.⁷ Der Lübecker Kunsthistoriker Max Hasse (1911-1986) betitelt ein Kapitel zu den Epitaphien der Marienkirche in



Abb. 2 „Darstellung des Inneren der Nikolaikirche in Greifswald von der Orgel bis nach der Bibliothek“ aus dem Jahr 1811, gezeichnet von Inspector Woerishoffer in Greifswald, gestochen von Meno Haas in Berlin, Reproduktion nach Biederstedt 1812. Bis in die 1820er/1830er Jahre hingen an den Pfeilern zum Mittelschiff hingewandt mehrere Epitaphien. Abbildung: Universitätsbibliothek Greifswald 520/Ob 5471 4°

Lübeck treffend mit „Die Kirche als Ruhmeshalle des Lübecker Patriziats“.⁸ Dieser Aspekt der Nutzung und Bedeutung trifft auf viele der großen städtischen Pfarrkirchen im Zeitalter des Barock zu. Durch die Anlage von Erbbegräbnissen in den Seitenkapellen wurden Teilräume der Kirchen privatisiert. Die Eigentümer mussten diese nicht nur teuer bezahlen, sondern außerdem für deren baulichen Unterhalt sorgen. Auch Kapellen, die in vorreformatorischer Zeit einzelnen Handwerker- oder Kaufleute-Korporationen gehört hatten, gelangten nach der Reformation mehr und mehr in die Hände der im Rat der Stadt sitzenden, eng miteinander verflochtenen Patriziergeschlechter, dienten deren Repräsentation und manifestierten den Machtanspruch der städtischen Elite.⁹ Neben den Ratsherren und Pastoren waren es in schwedischer Zeit vor allem Offiziere, königlich-schwedische Beamte und Juristen, denen Epitaphien in den Kirchen gesetzt wurden.¹⁰

Die Reglementierung und Abschaffung der Kirchenbestattungen zwischen 1778 und 1807/1810

Dass an der Kirchenbestattung in nachreformatorischer Zeit, als die wirkmächtige Nähe heilsbringender Reliquien und Altäre praktisch keine Rolle mehr spielte, bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts festgehalten wurde, hat neben der Gewohnheit sicherlich auch mit der sozialen Abgrenzung einer Oberschicht zu tun, die sich eine Bestattung innerhalb der Kirchenräume leisten konnte und sich so bewusst vom gemeinen Volk distanzierte.¹¹

Es war die wahrscheinlich nicht unbegründete Angst vor den schädlichen Ausdünstungen aus den Gräften und von den neu bestatteten Leichen, die ab 1778 zu einer starken Reglementierung und Kontrolle der Bestattungen in den Kirchen und letztlich zu deren um 1807/1810 umgesetzten völligen Verbot im schwedischen Teil Pommerns führte.¹² Das von Generalgouverneur Friedrich Wilhelm von Hessenstein (1735-1808) und weiteren Regierungsvertretern unterzeichnete gedruckte Patent vom 29. Mai 1778 hatte

⁶ Herold/Magin 2009. Eine ganze Reihe der Greifswalder Epitaphien des 16. und 17. Jahrhunderts wurde unter verschiedensten Aspekten auch bei Wislocki 2002 erwähnt.

⁷ Biederbick 2014; Steiger 2016, S. 271-274: Grablege der Familie Corswandt in St. Nikolai; ebda., S. 280 f.: Epitaph für Christian Schwarz in St. Nikolai.

⁸ Hasse 1983, S. 200-219. Die Epitaphien der Lübecker Marienkirche verbrannten zum größten Teil beim Bombenangriff auf die Stadt Palmsonntag 1942.

⁹ Zur Umwandlung der Kapellen in der Stettiner Marienkirche in Grabkapellen seit 1566 siehe Fredrich 1920, S. 12.

¹⁰ Zu den verschiedenen Stiftergruppen der Epitaphien in den Hansestädten Stettin, Greifswald und Stralsund siehe Wislocki 2002, S. 105 f.

¹¹ Zu Kirchenbestattungen siehe Sörries 2002, S. 169; Skottki 2010, S. 15-22.

¹² Wie zum Folgenden Stadtarchiv Greifswald (im Folgenden: StAG) Rep. 5 Nr. 6683: Leichenbeerdigung in den Kirchen und die deshalb nach dem Patent von 1778 zu beachtende Vorsicht. 1780-1824. Am 9. Juli 1807 wurde gemeldet, dass das Ziel des Patents, Leichen nicht mehr in den Stadtkirchen zu beerdigen, erreicht sei. Am 27. Juni 1810 wurde das gänzliche Verbot bei Strafe von 50 Reichstalern nochmals bestätigt. Zudem sind einheitliche Bestattungsgebühren bei allen drei Kirchen festgelegt worden, wobei zwischen der Nord- und der Südseite des Kirchhofes unterschieden wurde und Leichen von Kindern unter 12 Jahren weniger kosteten.



Abb. 3 Schaprade auf Rügen, Dorfkirche. Bemalte hölzerne Grabwange für Jochen Tode von 1658. Die Inschrift lautet: »HIR RVHET IN GOT / DEN HERREN DER / EHRBAHRE IOCHEN / TODE VND ERWAR / TET DIE ZVKVNFT / DES HERREN AM / GINGESTEN TAGE / ANNO 1658 / SEINES ALTERS / GEWESEN 67 IAR«. Das Grabmal ist das einzige erhaltene Beispiel seiner Art in Vorpommern. Die übrigen, von denen es zusammen mit den Holzkreuzen und -stelen eine Vielzahl gegeben haben dürfte, sind im Freien vergangen. Foto: D. Witt (2004)

zum Ziel, die Bestattungen in den Kirchen und innerhalb des Mauerrings der Städte auf längere Sicht ganz einzustellen.¹³ Bis dahin waren strenge hygienische Auflagen zu beachten, über deren Einhaltung bei Androhung hoher Strafen alljährlich Bericht an die Regierung gegeben werden musste. Der Magistrat forderte diese Berichte von den bestellten Inspektoren der drei Stadtpfarrkirchen ein und leitete sie dann an die Regierung in Stralsund weiter. Es durften keine neuen Erbbegräbnisse innerhalb der Kirchen mehr angelegt werden, und die vorhandenen waren sofort nach jeder neuen Bestattung zur Kirche hin zu vermauern und nach außen mit Zuglöchern zur Entlüftung zu versehen. Nach jeder Beisetzung sollten die Kirchen drei bis vier Tage gelüftet werden, wobei sich wegen des schlechten Zustands der Kirchenfenster der Einbau zusätzlicher Belüftungsfenster zumindest zeitweise erübrigte.¹⁴ Die Leichen waren vor der Bestattung bedeckt in dafür geeigneten geschlossenen Räumen aufzubahren. In der Nikolaikirche wurde zu diesem Zweck 1787 die sogenannte »bunde Capelle« hergerichtet. Das Öffnen der Gräfte und das Einsenken der Toten sollten ohne Leichengelage abends, nachts oder am frühen Morgen erfolgen. Bestattungen unter den Kirchenbänken waren verboten, Särge in den Gräbern in Gängen und Dielen mussten mit mindestens zwei Fuß Erde und einer Grabplatte bedeckt werden. Bei ausgemauerten Gräften hatte man die Grabplatten mit Kalk zu verstreichen. Der beim Ausschachten der Gräber anfallende Erdaushub musste sofort aus den Kirchen an dafür geeignete Orte geschafft werden. All diese Regeln lassen darauf schließen, dass vorher nicht immer so verfahren wurde, und es in den Kirchen zum Teil bestialisch nach Verwesung gestunken haben muss. Es gibt mittelalterliche Darstellungen von Graböffnungen in Kirchen, bei denen sich die Beteiligten mit Tüchern die Nasen zuhalten. Der Ausdruck „stinkreich“ soll - so sagte kürzlich eine Frau bei einem Vortrag in Lancken - auf den Geruch der in den Kirchen bestatteten Reichen zurückzuführen sein.¹⁵ Nichtsdestotrotz gab es allein 1791 in der Greifswalder Marienkirche noch 36 Begräbnisse.¹⁶ Außerdem wurden auch in der nicht mehr für Gottesdienste genutzten, wüsten »Mönchenkirche« des einstigen Franziskanerklosters Beisetzungen vorgenommen.

¹³ Das Dokument liegt der Akte StAG Rep. 5 Nr. 6683 bei.

¹⁴ In St. Marien waren laut Bericht von 1788 inzwischen alle Fenster repariert und vier große Lüftungslöcher angelegt (ebda.).

¹⁵ Vgl. den Eintrag „stinkreich sein“ auf www.redensarten-index.de. Dort ist es einer der möglichen Erklärungsversuche zur Herkunft des Begriffs.

¹⁶ Im Jahr 1783 waren es laut Schriftquellenbeleg in St. Marien 33, in St. Nikolai 17 und in St. Jacobi sieben, in St. Marien 1787 30, 1788 22, 1789 11 und 1790 26 Bestattungen (StAG Rep. 5 Nr. 6683).

Von den vermutlich zumeist schlichten hölzernen Grabkreuzen oder -stelen für die Verstorbenen aus der einfachen Bevölkerung, die auf den im 19. Jahrhundert als Bestattungsplätze aufgegebenen innerstädtischen Kirchhöfen zur Ruhe gebettet worden waren, blieben in Greifswald keine Beispiele erhalten. Auch auf den Kirchhöfen im dörflichen Umfeld der Stadt finden sich selten Grabwangen, die noch bis ins frühe 19. oder sogar bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgehen. Wenn, dann sind sie aus Stein.¹⁷ Die hölzernen sind ebenso wie die hölzernen Grabkreuze im Freien vergangen. Angesichts dieses annähernden Totalverlustes einer ganzen Denkmalgattung kommt der einzigen erhaltenen hölzernen Grabstele aus dem 17. Jahrhundert in der Region eine außerordentlich hohe Bedeutung zu. Die bemalte Stele wurde 1658 für den im Alter von 67 Jahren verstorbenen Jochen Tode in Schaprode auf Rügen errichtet (Abb. 3).¹⁸ Vermutlich blieb sie nur erhalten, weil sie bald in den Kirchenraum umgesetzt und dort eventuell wiederverwendet wurde. Hier lässt sich auf das Aussehen des Verlorenen schließen.

Neben Epitaphien und Grabkapellen boten auch die Prinzipalstücke der liturgischen Ausstattung, Altar, Kanzel und Taufe, mitunter gleichzeitig einen unübersehbaren Platz für das Stiftergedächtnis. Im Greifswalder Dom blieben beispielsweise von dem 1826 abgebrochenen barocken Altarretabel die 1828 neu gerahmten Stifterbildnisse und -wappen Hermann Wolfradts (gest. 1655) und seiner beiden Ehefrauen erhalten.¹⁹ Während Stifterwappen häufig an Ausstattungsstücken angebracht wurden, gibt es Bildnisse der Stifter nur selten. Beispiele sind das Altarretabel in der Dorfkirche von Brandshagen und das mächtige Taufgehäuse in der Stralsunder St.-Nikolai-Kirche.²⁰ In der nach dem verheerenden Brand bei der Beschießung 1676 wiedererrichteten Bartholomäus-Kirche in Demmin hatte Franz von Essen (1650-1714) die Porträts seiner Eltern sowie das seinige und das seiner Gemahlin an den Flügeln des von ihm 1694 gestifteten Altars anbringen lassen.²¹ Wie im Greifswalder Dom blieben diese Stifterporträts erhalten, als man das Retabel abbrach.

Das Epitaphgemälde für Johann von Essen und Gertrud Stypmann in St. Nikolai

Seinem Vater Johann von Essen (1610-1676), der zuletzt in Demmin Präpositus gewesen war, setzte der Sohn auch in der Greifswalder Domkirche St. Nikolai mit einem riesigen, 1684 datierten Epitaphgemälde ein recht ungewöhnliches Erinnerungsmal (Abb. 4). Ehemals hing es am Pfeiler links der Kanzel, dem Mittelschiff zugewandt, wie man auf dem Stich nach Woerishoffer von 1811 noch erkennen kann (vgl. Abb. 2). Es ist ein Beispiel für eine ganze Reihe bedeutender Pastorenporträts in den Greifswalder Kirchen.²² Erhalten blieb im Dom ebenfalls die 1681 datierte, ungewöhnlich große Grabplatte mit den



Abb. 4 Greifswald, St. Nikolai. Epitaph des Demminer Präpositus Johann von Essen (1610-1676) und seiner Ehefrau Gertrud Stypmann. Das Gedächtnismal wurde 1684 von ihrem Sohn Franz von Essen gestiftet. Die Kreuzabnahme ist seitenverkehrt nach Peter Paul Rubens' Altarbild (1612) in der Kathedrale von Antwerpen gemalt. Foto: D. Witt (2013)

¹⁷ Siehe u. a. die abgebildeten Beispiele bei Baier u. a. 1973 auf den Kirchhöfen in Gristow, Jarmshagen, Groß Kiesow, Kemnitz, Levenhagen, Neuenkirchen und Weitenhagen oder die zahlreicheren auf Rügen, zum Teil abgebildet bei Ohle/Baier 1963, beispielsweise in Altenkirchen, Bobbin, Garz, Gingst, Swantow (die älteste für Carl Bult 1722 datiert), Vilmnitz und Zirkow. Eine Sonderform bilden die in der Kirche von Groß Zicker gesammelten Findlinge mit eingeschlagenen Initialen, Jahreszahlen und Hausmarken (ebda., S. 247).

¹⁸ Ohle/Baier 1963, S. 528, Nr. 30.

¹⁹ Pyl 1885, S. 449; Römer 1936, S. 88 f. und 96 f.; Baier u. a. 1973, S. 108 und 116 f., Nr. 40. Das Retabel zeigt noch der Stich nach Woerishoffer von 1811 (vgl. Abb. 2).

²⁰ Zum Taufgehäuse der Stralsunder Nikolaikirche siehe Buske 2010.

²¹ Stolle 1772, S. 319; siehe auch Gloria Templi Secundi Demminensis sowie Glaeser 1932.

²² Siehe die Zusammenstellungen bei Pyl 1885 und Baier u. a. 1973.

Wappen der Eheleute.²³ Sie steht heute aufgerichtet im ersten Joch von Westen an der Südwand.

Das Epitaph-Gemälde zeigt die Kreuzabnahmeszene nach dem häufig als Vorlage genutzten Altarbild Peter Paul Rubens' (1577-1640) von 1612 in der Kathedrale zu Antwerpen. Als direktes Vorbild der seitenverkehrten Wiedergabe des Gemäldes kommt ein Stich François Ragots (1638-1670) infrage.²⁴ Auf dem Greifswalder Epitaph ist die Szene erweitert um den nahezu in Lebensgröße links im Bild stehenden Präpositus in Amtstracht, seine Ehefrau Gertrud Stypmann und eine seiner beiden im Kindesalter verstorbenen Töchter.

Im Urteil des Berliner Königlich preußischen Oberkonsistorialrats und Propstes Johann Friedrich Zöllner (1753-1804), der im Jahre 1795 Pommern bereist und seine Reiseeindrücke 1797 publiziert hatte, war eine derartige Darstellung geradezu anstößig und lächerlich.²⁵ Während die Ehefrau im Hintergrund zwischen den Frauen unter dem Kreuz erscheint, kniet rechts im Vordergrund das Kind, dessen modernes Kleid sich von den Gewändern der biblischen Gestalten deutlich abhebt. Die unter dem Kreuz kniende Maria Kleophas wendet sich abweichend von der Vorlage dem Mädchen zu und nimmt es in einer rührenden Geste an der Hand. Der ins Zentrum gerückte Leib Christi stellt den Bezug zum Abendmahl her. Die Familie des Präpositus wird so mit eingebunden in das Heilsgeschehen.

Das Gemälde erinnert mit der Darstellung der Tochter des Präpositus auch an die bis weit in das 19. Jahrhundert hinein erschreckend hohe Kindersterblichkeit. »*O parvuli beati modo nati, nondum tentati, nondum luctati, jam coronati*«, schrieb der Swantower Pastor Christian Günther (1742-1769), der selbst in kurzer Zeit vier Kinder durch den Tod verloren hatte, in das Taufregister seiner Gemeinde in dem kleinen Ort auf Rügen („O ihr glücklichen Kleinen, eben geboren, kaum geprüft, kaum gerungen, schon gekrönt.“).²⁶ Allein unter den zwanzig Verstorbenen, die das Rechnungsbuch der Greifswalder Jakobikirche im Jahre 1781 im Beerdigungs- und Glockenregister verzeichnet,

waren fünfzehn zumeist kleine Kinder, manche nur wenige Tage oder Wochen alt, darunter auch zwei tot Geborene.²⁷ Von den 26 im Jahre 1790 in der Marienkirche Bestatteten waren 18 Kinder.²⁸ Anhand der Beerdigungsregister der Kirchen ließe sich die Kindersterblichkeit statistisch über längere Zeiträume untersuchen.

Das Epitaph der Familie Stephani in St. Nikolai

Im Jahr 1602 setzten der Direktor des Greifswalder Konsistoriums und Herzogliche Rat Prof. Jur. Joachim Stephani (1544-1623) und seine Ehefrau Barbara, geb. Ribow, ihren sechs bereits verstorbenen Kindern mit einem Epitaph in St. Nikolai ein Denkmal (Abb. 5).²⁹ Auf dem Familienbild sind die verstorbenen Kinder jeweils durch ein kleines rotes Kreuz über dem Kopf markiert. Darunter ist auch ein tot Geborenes.

Zentrales Bildmotiv des Epitaphs ist die Szene der Auferweckung des Lazarus durch Jesus (Joh. 11), ein Bild, das der Auferstehungshoffnung Ausdruck gibt und daher häufig in der Sepulchralkunst verwendet wurde. Weitere Beispiele aus der Region für das Bildthema sind das Epitaph für Margarete Schermer (1567) in der Stralsunder Nikolai-Kirche sowie das für Pastor Johannes Wessel (1570-1617) von 1619 in der Kirche von Wiek auf Rügen.³⁰ Auf dem Epitaph Schermer wurde die maßgebende Stelle aus dem Text des Johannesevangeliums zitiert (Joh. 11,25). Jesus spricht zu Marta: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt; und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.“ Die erste Zeile findet sich auch auf dem bekrönenden Gebälk des Greifswalder Epitaphs.

1659 wurde das Stephani-Epitaph erneuert und bekam dabei auch eine Neufassung. Bei der Restaurierung im Jahre 2010 wurden am Unterhang, der neben einem Löwenkopf die Personifizierungen der Tugenden Fortitudo (Tapferkeit) und Justitia (Gerechtigkeit) zeigt, Flächen mit der ursprünglichen bunten Polychromie freigelegt und als Befundfenster belassen.³¹

²³ Pyl 1885, S. 460.

²⁴ Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. A 41618.

²⁵ Zöllner 1797, S. 147; vgl. Pyl 1885, S. 459 f.; Heyden 1965, S. 179; Buske 1989, S. 57 f.; das Gemälde aufgeführt bei Baier u. a. 1973, S. 112, Nr. 19.

²⁶ Quellenzitat nach Glaeser 1932, S. 85.

²⁷ StAG Rep. 3 Nr. 147, Vol. 6: Rechnungsbuch der Jakobikirche. 1757-1782, p. 822 f.

²⁸ StAG Rep. 5 Nr. 6683: Leichenbeerdigung in den Kirchen und die deshalb nach dem Patent von 1778 zu beachtende Vorsicht. 1780-1824, Meldung des Inspektors der Marienkirche für das Jahr 1790.

²⁹ Dähnert 1754, S. 382; Pyl 1885, S. 445-447 mit umfassender Beschreibung; Baier u. a. 1973, S. 116, Nr. 39; Heymel 2010; Herold/Magin 2009, Nr. 447.

³⁰ Ohle/Baier 1963, S. 639, Nr. 41; Magin 2016, Nr. 180, Taf. 9; Zdenka 2002, Nr. 139.

³¹ Restaurierungsdokumentation Heymel 2010.



Abb. 5 Greifswald, St. Nikolai. Epitaph für die verstorbenen Kinder des Direktors des Greifswalder Konsistoriums und Herzoglichen Rats Prof. Jur. Joachim Stephani (1544-1623) und seine Ehefrau Barbara, geb. Ribow (gest. 1617). Das Gedächtnismal hängt an der Südostseite im Chorumgang, es wurde 1602 hergestellt und 1659 erneuert. Foto: D. Witt (2010)

Unser Fokus auf einzelne Denkmäler hat sich zum Teil erheblich verschoben. Das ebenfalls in St. Nikolai befindliche Epitaph des Bürgermeisters und herzoglichen Geheimen Rates Christian Schwarz (1581-1648) findet heute eher aufgrund der Darstellung seiner Tochter, der bereits im Alter von 17 Jahren verstorbenen Dichterin Sibylla Schwarz (1621-1638) auf dem Familienbild Beachtung.³² In der patriarchalischen Gesellschaft blieb für Frauen in der Regel nur in ihrer Eigenschaft als Ehefrau Raum auf einem Gedächtnismal. Das oben erwähnte Epitaph für Margarethe Schermer in Stralsund gehört zu den wenigen Ausnahmen, mit denen ein trauernder Ehemann seiner Frau ein eigenes Denkmal setzen ließ.³³ Margarete Schermer war erst 29 Jahre alt, als sie starb. Zu eigenen Ehren kamen gewöhnlich nur Herrscherinnen, die dem Hochadel angehörten.



Abb. 6 Greifswald, St. Nikolai. Epitaph des Bürgermeisters und herzoglichen Geheimen Rats Christian Schwarz (1581-1648) im südöstlichen Chorumgang. Es findet heute vor allem wegen der Darstellung seiner Tochter, der im Alter von 17 Jahren verstorbenen Dichterin Sibylla Schwarz (1621-1638) auf dem Familienbild Beachtung. Foto: D. Witt (2010)

Das Epitaph Schwarz ist jedoch auch aus künstlerischer Sicht beachtenswert. Das „Ecce homo“-Bild im Zentrum folgt einem Rembrandt-Stich, und der reich vergoldete Rahmen im üppigen Knorpel-Stil des mittleren 17. Jahrhunderts erinnert an die Ausstattung der Griebenower Kapelle (Abb. 6). Ehemals hing das Epitaph an exponierter Stelle, dem Kirchenschiff zugewandt an der Nordseite des südlichen Pfeilers gegenüber der Kanzel (vgl. Abb. 2). Der Bestand barocker Grabmäler in den Greifswalder Stadtkirchen ist heute sicherlich stark reduziert, dennoch sind im Dom St. Nikolai und in der Marienkirche nicht wenige Denkmäler von Rang erhalten. Vieles wurde in der Zeit der französischen Besetzung und der nachfolgenden purifizierenden Wiederherstellung unter romantischen Gesichtspunkten beiseite geräumt bzw. zerstört.³⁴

³² Steiger 2016, S. 280 f. An jüngster Literatur zu Sibylla Schwarz sei hier auf Czarnačka 2018 mit weiterführenden Literaturangaben verwiesen. Zu den Grabdenkmälern der Familie Schwarz siehe Pyl 1885, S. 416 ff., das Epitaph S. 419 f.

³³ Magin 2016, Nr. 180, S. 203 betont das überschwängliche Frauenlob in der Inschrift auf dem Epitaph Schermer.

³⁴ Zu verlorenen Epitaphien, deren Inschriften durch Dähnerts Pommersche Bibliothek überliefert sind, siehe Pyl 1885, S. 398 f.



Abb. 7 Stralsund, St. Marien. Erbbegräbnisse in den Einsatzkapellen des südlichen Seitenschiffs, in der Mitte das Erbbegräbnis von Clingen aus dem Jahr 1743. Diese zum Teil sehr aufwendig hergestellten und reich dekorierten Schauwände waren besonders raumprägende Elemente barocker Kirchengestaltungen. Blick nach Südosten. Foto: D. Witt (2004)

In St. Marien waren Seitenaltäre und Epitaphien schon beim Ausweißen der Kirche 1794 entfernt und im Beinhaus abgestellt worden, das Übrige ging 1806-1813 zugrunde.³⁵ Häufig wurden Epitaphien, aber auch ganze Grabmäler wie das Franz von Essens in der Marienkirche, umgesetzt. Auf historischen Fotos der Kanzel sind beispielsweise noch drei ehemals an der Nordwand der Marienkirche hängende Gemäldeepitaphien zu sehen. Auch das Epitaph für Catharina Calen, einst am ersten Südwestpfeiler der Marienkirche, und mehrere Epitaphien, die ehemals dem Mittelschiff zugewandt an den Pfeilern von St. Nikolai hingen, wechselten ihren Platz. Noch Ernst von Haselberg hielt die Barockausstattung bis auf einige Bildnisse in seinem 1885 erschienenen Inventar der Bau- und Kunstdenkmale des Kreises Greifswald nicht für erwäh-

nenswert.³⁶ Auch während der Domsanierung im Verlauf der 1980er Jahren sind Kapellenräume für eine neue Nutzung umgebaut sowie Familiengrüfte aufgegeben und verfüllt worden. Die prachtvollen Prunksärge des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts aus den Kapellen V und VII, von Owstin/Winterfeld und Müller von der Lühne, wurden bei Aufgabe der Gruftanlagen im Februar 1987 geborgen und sind seit 1989 in der Scheffel-Lembke'schen Kapelle (Kapelle XXI) im südöstlichen Chorumgang eingelagert (vgl. S. 53, Abb. 17).³⁷ Für Besucher sichtbar ist in einer Kapelle auf der Nordseite gegenwärtig nur der besonders üppig dekorierte Deckel des Sarges des Kommandanten von Stettin und Oberkommandanten von Vorpommern, Carl Leonhard Müller von der Lühne (1643-1707).³⁸ Neben zahlreichen gegossenen, teils vergoldeten oder polychrom gefassten applizierten Figuren und Ornamenten sind besonders die erhaltenen Reste der einstigen Textilbespannung beachtenswert. Ein Plakat macht auf die Problematik der notwendigen Restaurierung aufmerksam und ruft zu Spenden auf.

Die beiden Schauwände der Kapellen V und VII waren schon während des 19. Jahrhunderts entfernt und durch Brüstungen mit neugotischen Stuck-Ornamentbändern ersetzt worden, nur die Epitaphien verblieben an den Innenwänden der Einsatzkapellen. Während die Wappenepitaphien von Owstin und von Winterfeld noch dort hängen, sind andere eingelagert im Turm und müssten gleichfalls dringend restauriert werden.

Ein genaueres Bild vom einstigen Zustand des Kircheninneren mit der raumprägenden Bedeutung barocker Erbbegräbnisse kann man sich heute eher in den Stralsunder Pfarrkirchen St. Nikolai und St. Marien machen (Abb. 7). In der dortigen Jakobikirche gingen die barocken Schauwände der Seitenkapellen dagegen bis auf geringe, nun im Kunstgutdepot eingelagerte Überreste beim Bombenangriff 1943 bzw. aufgrund anschließender ungünstiger Erhaltungsbedingungen verloren. Das gleiche Schicksal traf die St.-Jakobi-Kirche in Stettin, von deren zahlreichen prachtvoll gestalteten barocken Erbbegräbnissen nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg nur einige Fragmente überdauert haben.³⁹

³⁵ Pfarrarchiv St. Marien Greifswald Aktenbestand Nr. 151: Varia betr. die Verwaltung von Marien. 1938-1964, p. 156 (nach Pyl).

³⁶ Haselberg 1885.

³⁷ Pyl 1885, S. 326-328 und 330-332; Kirmis 1989, S. 82; Asmus u. a. 2009.

³⁸ Asmus u. a. 2009, S. 39.

³⁹ Łuczak 2016; siehe auch die sehr informative polnische Internetseite mit historischen Fotos zu St. Jakobi Stettin in der Encyklopedia Szczecin: http://encyklopedia.szczecin.pl/wiki/Bazylika_archikatedralna_%C5%9Bw._Jakuba_w_Szczecinie, Abruf 26.07.2018.

Die Kapelle des Hofgerichtsdirektors Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771) und die Gedächtniskapelle für die Gefallenen der Weltkriege in St. Marien

Auch in den Greifswalder Kirchen lagern noch einige Teile barocker Epitaphien in Abstellräumen und harren ihrer Restaurierung und Wiederanbringung, andere konnten erst in den letzten Jahren konserviert und restauriert werden. Das Pommersche Landesmuseum bewahrt in seinem Magazin zwei fragmentarisch erhaltene, annähernd lebensgroße weibliche Figuren von der Kapelle des Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771) aus der Marienkirche. Die Restaurierung und Rückführung dieser beiden Skulpturen würde das imposante Werk komplettieren und aufwerten (Abb. 8).⁴⁰ Eine Besonderheit dieser Kapelle bestand in ihrer Doppelfunktion als Familiengestühl und Erbbegräbnis. 1958 wurde sie zur Gedächtniskapelle für die Gefallenen der beiden Weltkriege umgestaltet, wobei die barocke Schauwand erhalten blieb. Außerdem waren an den Innenwänden der Kapelle oberhalb des heute nicht mehr bestehenden hölzernen Gewölbes schon



Abb. 8 Greifswald, ehemals Stadtmuseum. Zwei allegorische Figuren der Kapelle Franz Joachim von Essens (vgl. Abb. 9). Die Leihgaben aus der Marienkirche sind heute magaziniert im Pommerschen Landesmuseum. Foto: Universität Greifswald / Caspar-David-Friedrich-Institut / Bild-Archiv (Aufnahme wohl um 1930, Ausschnitte)



Abb. 9 Greifswald, St. Marien. Kapelle des Hofgerichtsdirektors Franz Joachim Edler von Essen (1690-1771) am östlichen Joch der südlichen Turmseitenhalle. Die um 1736 errichtete Kapelle diente als Kirchenstuhl, die Familiengruft befand sich unmittelbar darunter (vgl. S. 51, Abb. 14). Seit 1958 ist der Raum als Gedächtnisstätte für die Gefallenen beider Weltkriege eingerichtet. Blick nach Südwesten. Foto: D. Witt (2018)

um 1865 mittelalterliche Wandmalereien mit Passionsszenen freigelegt worden.⁴¹ Nach Entfernen des Gewölbes fand man auch die dazugehörige mittelalterliche Weiheinschrift von 1411.⁴²

Die heutige Gedächtniskapelle befindet sich in der das Seitenschiff nach Westen verlängernden südlichen Turmseitenhalle auf der Ostseite und wird durch die hölzerne Schauwand zum Gang hin erweitert (Abb. 9).⁴³ Dass Franz Joachim von Essen nicht auf das bereits im nördlichen Seitenschiff bestehende prachtvollste Begräbnis seines Vaters Franz von Essen (1650-1714) als Bestattungsort zurückgriff, ist im Testament seines Vaters begründet. Dieser hatte sich ausbedungen, dass dort keine weiteren

⁴⁰ Inv.-Nr. K3/2 (H: 162 cm) und K3/3 (H: 157 cm). Für Hinweise und die freundliche Unterstützung bei der Erstellung von Fotoaufnahmen sei Kai Kornow (Greifswald, Pommersches Landesmuseum) herzlich gedankt.

⁴¹ Haselberg 1885, S. 45; vgl. 34. Jahresbericht in Baltische Studien 22 (1868), S. 43 f.

⁴² Herold/Magin 2009, Nr. 100.

⁴³ Möller 1933, S. 98, Nr. 2 und S. 100; Baier u. a. 1973, S. 93, Nr. 8, dort mit einer falschen Angabe des Sterbedatums (1751) und zahlreichen Fehlern bei der Wiedergabe der lateinischen Inschrift; Kob 1975, S. 19-21. Vogel 2000, S. 345 setzte das bei Baier u. a. 1973 falsch angegebene Sterbedatum als post quem für das Entstehungsdatum der Kapelle („nach 1751“). Die Abbildung der Kapelle auf S. 346 ist dort falsch beschriftet als „Begräbniskapelle Essen-Corswandt in St. Marien 1. H. 18. Jh.“. Die Begräbniskapelle Essen-Corswandt befindet sich in St. Nikolai (siehe hier S. 56, Abb. 23).



Abb. 10 Greifswald, St. Marien. Detail des Aufsatzes über der Kapellenschauwand des Franz Joachim Edler von Essen: weibliche Figur und Strahlenglorie mit Engelköpfchen um das Gottessymbol in der Mitte (wohl um 1736, vgl. Abb. 9). Blick nach Südwesten. Foto: D. Witt (2008)

Beisetzungen mehr stattfinden sollten.⁴⁴ Er wollte wohl im wahrsten Sinne des Wortes seine letzte Ruhe haben. Gedächtnismale von Angehörigen der Familie finden sich auch im Greifswalder Dom. Das Gemälde mit der Kreuzabnahme nach Rubens zur Erinnerung an den Großvater, Präpositus Johann von Essen, wurde oben bereits genannt. Ein viertes Mal begegnet uns die Familie von Essen mit der Begräbniskapelle Essen-Corswandt, ebenfalls in St. Nikolai (vgl. S. 56, Abb. 23).⁴⁵

Hier zeigt sich exemplarisch, wie einzelne wohlhabende Geschlechter, deren repräsentative Wohnhäuser das Stadtbild prägten, auch in den Kirchen ihren Status durch die Inbesitznahme und die Ausgestaltung von Räumen manifestierten. In einer Zeit, da Streitigkeiten um die Rangfolge ein großes Thema waren, ist es von hoher Bedeutung gewesen, wer sich wo und mit welchem Aufwand ein Grabmal in der Kirche leisten konnte.⁴⁶ Die Kirchengestaltungen waren ein Abbild der hierarchischen Strukturen der Gesellschaft und verfestigten diese.

Zunächst plante Franz Joachim von Essen ebenfalls eine Kapelle auf der Nordseite anzukaufen. Dabei ging es ihm vor allem um die Schaffung einer Heizmöglichkeit für sein über der Gruft zu erbauendes ›Chorstübgen‹, wofür ein ›Windoffen‹ vorgesehen war.⁴⁷ Die Verhandlungen darum liefen 1733 jedoch ins Leere. Im Jahr 1736 konnte Franz Joachim von Essen schließlich die Trendelenburg'sche Kapelle im Südwesten gegenüber dem Epitaph Friedensberg erwerben.⁴⁸ Wieder ging es vorrangig um die Anlage eines Ofens in der Kapelle und auch um die Schaffung eines eigenen Zugangs von außen. Über die Ausgestaltung war 1736 schon mit einem Bildhauer verhandelt worden, dessen Name wird in der Akte nicht genannt. Man einigte sich schließlich darauf, dass von Essen den Ofen in der Kapelle nur zeitlebens nutzen dürfe, nach seinem Tode sollte er von den Erben wieder entfernt werden. Außerdem war der Zugang statt von außen vom Innenraum her zu realisieren und der Fußboden um den Ofen mit Fliesen auszulegen.⁴⁹

Leider wurden die Befunde durch spätere Umbauten zerstört. Eine Vorstellung vom Aussehen des Inneren einer Familienkapelle kann man sich in den Kapellen auf der Südseite der Anklamer Marienkirche machen.

Die durchfensterte hölzerne Schauwand ist architektonisch klar gegliedert und täuscht durch ihre Bemalung die Verwendung kostbarer Steinplatten vor. Vier halbrunde Postamente in der Sockelzone vor den äußeren Pilastern und in den Ecken zum Mittelrisalit sind heute leer. Von den dort ehemals stehenden Skulpturen, die 1926 ins Greifswalder Museum kamen, sind nur noch die beiden bereits oben erwähnten im Pommerschen Landesmuseum magaziniert.⁵⁰ Die jetzt im unteren Teil eher nüchtern wirkende Fassade war durch diese fast lebensgroßen Skulpturen belebt. Die mittlere Achse mit dem Portal springt vor und wird durch einen mit Skulpturen geschmückten Aufsatz über dem stark profilierten Gebälk betont. Die im oberen Teil ebenfalls durchfensterten Türflügel fehlen inzwischen. Zu sehen sind sie auf einer

⁴⁴ Zu danken ist Dr. Felix Schönrock (Greifswald), der seine Regesten der die Grabkapelle Franz Joachim von Essens betreffenden Akte im Stadtarchiv Greifswald zur Verfügung stellte: StAG Rep. 5 Nr. 6750. 1733-1736.

⁴⁵ Baier u. a. 1973, S. 115, Nr. 35; Biederbick 2014; Steiger 2016, S. 271-274.

⁴⁶ Zu den Rangstreitigkeiten: Alvermann 2004. Ein Beispiel von Streitigkeiten der Patronatsherren in der Dorfkirche von Bassewitz im 16. Jahrhundert: Jacobs 2014, S. 39.

⁴⁷ Wie zum Folgenden Felix Schönrock, Regesten aus StAG Rep. 5 Nr. 6750.

⁴⁸ Zum Epitaph Friedensberg siehe Pyl 1885, S. 593 f.; Baier u. a. 1973, S. 98 f., Nr. 38; Kob 1975, S. 18 f.

⁴⁹ Felix Schönrock, Regesten aus StAG Rep. 5 Nr. 6750.

⁵⁰ Pfarrarchiv St. Marien Greifswald Aktenbestand Nr. 173: Sicherstellung kirchlicher Kunstgegenstände (gegen Bombengefahr) Rückführung, pag. 77. Museumsdirektor Adolf Kreuzfeld quittierte am 2. August 1926 die leihweise Übernahme u. a. von ›1.-4. Holzfiguren eines nicht mehr vorhandenen Epitaphiums (die eine Figur ohne Kopf)‹. Vgl. StAG Rep. 6 Nr. 864: Städtische Sammlung Greifswald, Zugangsverzeichnis Nr. 182a-d: ›vier Engel: Barockfiguren in Holz, Eigentum der Marienkirche zu Greifswald, ein Engel ohne Kopf, bei einem zweiten ist der Kopf abgebrochen. September 1926‹. Eine Fotografie wurde vom Kunsthistorischen Seminar Greifswald angefertigt. Die vier Figuren im Museum werden bei Möller 1933, S. 98 und 100 als zur Kapelle des Franz Joachim von Essen gehörig erwähnt.

Abbildung im Inventar der Denkmale des Kreises Greifswald von 1973, doch das Foto stammt noch aus der Zeit vor dem Umbau 1958.⁵¹ Über dem Eingang sind auf einer geschnitzten Tuchdraperie zwei Wappen angebracht, darüber erhebt sich ein Giebel mit dem strahlenden Gottesymbol in einer Wolkenglorie mit geflügelten Engelköpfchen auf der Spitze (Abb. 10 und 11). Vom Betrachter aus links, auf der Schwertseite des Allianzwappens, steht das Wappen derer von Essen, das Wappen rechts müsste demnach der Ehefrau zugehörig gewesen sein, doch gibt es Rätsel auf. Franz Joachim Edler von Essen war zweimal verheiratet. Seine erste Gemahlin war die 1702 geborene Dorothea Tönnies, Tochter des Stralsunder Ratsherrn Heinrich Tönnies (1664-1731) und dessen Frau Maria Pütters, in zweiter Ehe verbunden war er mit Sophia Charlotte von Buggenhagen (gest. 1764).⁵² In Carl Gesterdings Genealogie derer von Buggenhagen wird eine Tochter Balzer Detlofs von Buggenhagen aus der 1706 geschlossenen Ehe mit Sophia Christiana von Paulsen, Tochter des dänischen Admirals Mathias von Paulsen, mit Namen Sophia Charlotta aufgeführt.⁵³ Angaben zum Ehemann und zum Sterbedatum macht Gesterding nicht. Da die Töchter anderer Vertreter der Familie Buggenhagen bei Gesterding nicht in jedem Fall namentlich erwähnt sind, können wir nicht sicher sein, ob es sich um Dieselbe handelt. Das Wappen der Ehefrau an der Kapelle war 1885 bereits zerstört, und Theodor Pyl (1826-1904) konnte nicht sagen, ob es das Tönnies'sche oder Buggenhagen'sche war.⁵⁴ Denkbar wäre, dass das Wappen aus Lindenholz geschnitzt und Anobien zum Opfer gefallen war.

Das Wappen, das heute neben dem Essen'schen über dem Portal angebracht ist, zeigt einen blauen Schild mit goldener Vogelklaue auf einem roten Gegenstand (Buch?), als Helmzier ebenfalls eine goldene Vogelklaue, die Helmdecken sind grün und weiß (Abb. 11). Es ist nicht das Wappen derer von Buggenhagen. Dieses weist im silbernen Schild zwei gegenständige goldene Falkenfüße mit schwarzen Falkenflügeln auf, die Sachsen nach innen gekehrt, und sechs Federn auf dem Helm mit schwarz/silberner Decke.⁵⁵ Auf welcher Grundlage das Wappen der Ehefrau (1958?) in der jetzigen Form rekonstruiert wurde, bleibt unklar.⁵⁶



Abb. 11 Greifswald, St. Marien. Wappen an der Kapelle des Franz Joachim Edler von Essen (vgl. Abb. 9). Vom Betrachter aus links ist das Wappen derer von Essen zu sehen, das rechte konnte bisher nicht identifiziert werden. Zweite Ehefrau Franz Joachim von Essens war eine von Buggenhagen, jedoch weicht das hier dargestellte Wappen erheblich von dem dieser alten pommerschen Adelsfamilie ab. Foto: D. Witt (2008)

Auf den Voluten der Endungen des Giebels sitzen zwei bewegte, vollplastisch gearbeitete Frauengestalten mit ergriffen-ausladenden Gesten. Zu ihren Füßen stapeln sich auf dem Gebälk Bücher, andere Attribute zu ihrer Identifizierung fehlen. In der Literatur hat man sie allgemein als Genien bezeichnet. Vergleichbar sind die vier Frauengestalten des prächtigen Aufsatzes der Kapellenschauwand Sager in St. Marien zu Stralsund.

Außen auf dem Gebälk stehen zwei Frauenfiguren, die sich auf große, hochovale Schrifttafeln stützen. Auf der linken heißt es: ›Gloria / in / Excelsis / Deo. / FRANCISCUS. JOACHIMUS. / nobilis. ab. ESSEN. / S. R. M. Sueciæ in Dicastorio / Pomeraniæ DIRECTOR. / N[atus] 1690. in die Martini.‹ (Abb. 12). Dass das Sterbedatum, für welches unten Platz freigelassen wurde, ausgespart blieb, ist neben dem stilistischen Befund deutliches Indiz dafür, dass die Kapelle noch zu Lebzeiten des Hofgerichtsdirektors ausgeführt worden ist. Die Inschrift rechts ist korrekt wiedergegeben in Johann Carl Dähnerts (1719-1785) Pommerscher Bibliothek 1755, im Inventar der Denkmale des Kreises Greifswald von 1973 dagegen durch zahlreiche Fehler bei

⁵¹ Baier u. a. 1973, Taf. 116, bezeichnet FA Greifswald. Vgl. die Aufnahme von Heine 1964 im Bildindex von Foto-Marburg Neg. Nr. FD 162 090, wo die Türen bereits fehlen.

⁵² Dinnies Stammtafeln III, Nr. CXXXII; Pyl 1885, S. 596.

⁵³ Gesterding 1842, S. 179, Nr. 31.

⁵⁴ Pyl 1885, S. 596.

⁵⁵ Das Wappen beschrieben bei Bagmihl I, S. 80, Taf. XXXI; vgl. auch die Stammtafeln von Dinnies II, Nr. CXXXII.

⁵⁶ Offenbar gibt es dazu auch keine Restaurierungsakten im Landesamt für Denkmalpflege in Schwerin, freundliche Auskunft von Frank Hösel.



Abb. 12 Greifswald, St. Marien. Linke weibliche Figur auf dem Gebälk der Grabkapelle Franz Joachim Edler von Essens in der südlichen Turmseitenhalle (vgl. Abb. 9). Die Inschrift des Schildes nennt das Geburtsjahr 1690, das Sterbedatum fehlt. Blick nach Südwesten. Foto: D. Brandt (2018)

der Abschrift entstellt.⁵⁷ Übersetzt lautet sie: „Dieses Grab hat [Franz Joachim von Essen] für sich ausschmücken lassen, der, nachdem er in diesem Leben mit dem Reichtum des himmlischen Segens reichlich überhäuft und außerordentlich geehrt wurde, mit ganzer Seele wünschte, dass er schließlich im Himmel mit frommem Verlangen die Pflichten stärkerer Liebe und Dankbarkeit auf rechte Weise erfülle.“⁵⁸

Die beiden im Museumsmagazin aufbewahrten Skulpturen vom Essen'schen Grabmal lassen sich schwerlich einem bekannten Bildhauer aus der Region zuweisen. Manches erinnert an Arbeiten des Stralsunders Michel Müller, der Mitte des 18. Jahrhunderts sehr aktiv war.⁵⁹ Die Skulpturen auf dem Gebälk dagegen mit ihren härteren Gewandknitterungen, die mit einem breiten Hohleisen gearbeitet sind, wobei die Grate der Kehlen stehenblieben, lassen an den Stralsunder Bildhauer Jakob Freese

(1720-1778) denken, der in den 1750er Jahren eine Reihe von Arbeiten in Greifswald schuf, darunter den Skulpturenschmuck des Bibliothekssaals der Universität (heutige Aula). Allerdings war Freese von 1736 bis 1748 auf Wanderschaft und ist erst im November 1748 als Bild- und Steinhauer ins Stralsunder Bürgerbuch eingetragen worden.⁶⁰ Seine lange Abwesenheit in Stralsund schließt allerdings eine Tätigkeit in Greifswald keineswegs aus. Nicht selten waren Bildhauergesellen bei Tischlern angestellt und schnitzten in deren Auftrag die Holzskulpturen für verschiedene Kirenausstattungsstücke, was mitunter zu Streitigkeiten um die jeweilige Zuständigkeit führte. Wir dürfen nicht die vielen namenlos bleibenden, bei den einzelnen Meistern tätigen Gesellen vergessen, die ihre eigene Handschrift einbrachten. Spekulationen über Zuschreibungen haben daher ihre Grenzen.

Interessanter wäre, herauszufinden, wie die Kapelle ehemals genutzt wurde. Die beiden östlichen Fenster ließen sich im unteren Bereich öffnen (Abb. 13). Außerdem ist die schmale östliche Seitenwand ebenfalls durchfenstert, während die nach Westen weisende geschlossen hergestellt wurde. Man konnte so von der Kapelle aus an den Gottesdiensten in der Kirche teilnehmen und der Predigt folgen. Im Falle des Franz Joachim von Essen war das »Kabinett« sogar durch einen Ofen beheizbar.⁶¹ Dies unterscheidet die Kapelle grundsätzlich von Erbbegräbnissen, welche keine andere Funktion hatten, als die dort Bestatteten zu repräsentieren. In den Seitenkapellen der Stralsunder Pfarrkirchen gibt es beide Varianten, es überwiegen jedoch die geschlossenen Schauwände der Erbbegräbnisse. Bemerkenswert ist, dass der Eingangsbereich von hinten durch einen in den Architrav auf der Innenseite eingelassenen Fensterflügel noch einmal Licht bekam. Heute fällt dies nicht ins Gewicht, da das hölzerne Gewölbe fehlt, und die Kapelle insgesamt durch das große Fenster nach Süden sehr hell ist. Ursprünglich muss die indirekte Beleuchtung sehr raffiniert gewirkt haben, es sei denn, der Fensterflügel wurde erst sekundär dort verbaut (Abb. 13). Leider ist von der ehemaligen Ausstattung der Kapelle nichts geblieben. Wir müssen mit hölzernen Wandverkleidungen, vielleicht einem Dielenfußboden, Fliesen um den Ofen herum und einer bequemen Bestuhlung rech-

⁵⁷ Dähnert 1755, S. 288; Baier u. a. 1973, S. 93, Nr. 8.

⁵⁸ Übersetzung Mona Dorn (Arbeitsstelle Inschriften der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Historisches Institut der Universität Greifswald).

⁵⁹ Möller 1933, S. 42-44 und 88; Becker-Carus 2012, S. 36.

⁶⁰ Becker-Carus 2012, S. 36.

⁶¹ StAG Rep. 5 Nr. 6750.



Abb. 13 Greifswald, St. Marien. Inneres der Kapelle des Franz Joachim von Essen (vgl. Abb. 9). Die Fenster konnte man öffnen, um so dem Gottesdienst beizuwohnen. Über dem Portal ist ein Fensterflügel eingebaut, dessen Funktion unklar ist. Blick nach Nordosten. Foto: D. Brandt (2018)

nen, eventuell auch mit Vorhängen vor den Fenstern. Der Eingang war, wie schon erwähnt, durch eine zweiflügelige, im oberen Bereich durchfensterte Tür geschlossen. Pyl schrieb 1885 zum Innenraum der Kapelle: „Die inneren Räume der Capelle sind gleichfalls mit Säulen und anderen Ornamenten des Rococostils geschmückt, und enthalten eine zu der Gruft hinabführende Treppe.“⁶²

In dem Grufttraum unterhalb, der eine größere Anzahl von Särgen enthielt, befindet sich heute eine von außen zugängliche Heizungsanlage.⁶³ Ein ehemaliger Zugang zur Gruft von der Turmseitenhalle aus über eine Bodenklappe rechts des Kapelleneingangs ist vermauert. 1791 rückte die Essen'sche Kapelle noch einmal in den Fokus der Behörden, als der Botanische Gärtner Hancke seine Frau in der Gruft unter dem Kirchenstuhl bestatteten lassen wollte.

Der Streit um die Bestattung der Frau des Botanischen Gärtners Martin Hancke in der von Essen'schen Kapelle

Am 17. Januar 1791 wandte sich der Botanische Gärtner der Universität Martin Hancke an den Rat der Stadt mit der Bitte, seine verstorbene Frau in der Gruft unter dem von ihm bereits zu Lebzeiten des Vizepräsidenten von Balthasar angekauften von Essen'schen Kirchenstuhls beisetzen lassen zu dürfen.⁶⁴ Dieses war ihm vom Inspektor der Marienkirche Rühs mit Hinweis auf das oben angeführte Patent von 1778 verweigert worden, sodass er seine Frau in einem anderen, im Besitz der Kirche befindlichen Begräbnis bestatteten lassen musste. Hancke war von der Verweigerung überrascht, und die Zeit war zu kurz, um erst noch die Genehmigung des Rates einzuholen. Er wollte sich jedoch ausbedingen, seine Frau nach Ausräumung aller Zweifel in das Begräbnis unter dem ihm gehörenden Kirchenstuhl umbetten zu lassen. Hancke führte in seinem Schreiben vom 17. Januar an, dass das Begräbnis zur Kirche hin fest verschlossen und nach außen mit Zuglöchern versehen sei. Der Gärtner zum Schluss: *›Ich schmeichle mich mit geneigter Erhörung dieses meines Gesuchs und habe die Ehre mich mit aller Hochachtung zu nennen Eines Hoch Edlen Raths Gehorsamster Hancke.‹* Rühs rechtfertigte seine Verweigerung der Bestattung im von Essen'schen Begräbnis in einem Schreiben am 20. Januar 1791.⁶⁵ Die Totenfrau hätte bei der Ankündigung des Begräbnisses das Geläute bezahlt *›ohne etwas von der Erde zu sagen‹*. Auf Nachfragen hätte sie geantwortet, die Bestattung der Leiche solle im von Essen'schen Begräbnis erfolgen. Laut Rühs konnte Hancke nicht beweisen, dass er das Gestühl und Begräbnis von den Essen'schen Erben gekauft hatte. Da könne jeder kommen und behaupten, dieses oder jenes wäre sein Eigentum. Rühs wisse auch nicht, ob nach dem Patent von 1778 ein Handel mit Begräbnissen in der Kirche stattfinden könne. Das Patent mit den Anordnungen sei hierin *›etwas dunkel‹*. Hancke behauptete, Gestühl und Begräbnis wären untrennbar miteinander verbunden, worauf Rühs' Entgegnung folgte: *›Der fade Einwand deucht mir kaum einer Beantwortung würdig. Ein Stuhl für lebendige Menschen, und ein Grab für Todte haben nicht die geringste*

⁶² Pyl 1885, S. 597.

⁶³ Laut Kob 1975, S. 19 enthielt die Gruft die Gebeine von etwa 50 Toten. Siehe auch den Beitrag von Torsten Rütz in diesem Heft (S. 51).

⁶⁴ StAG Rep. 5 Nr. 6683: Leichenbeerdigung in den Kirchen und die deshalb nach dem Patent von 1778 zu beachtende Vorsicht. 1780-1824, Promemorial Hanckes an den Rat vom 17. Januar 1791: *›Gehorsamste Bitte abseiten des Botanischen Gärtners Hanckens betreffend die Beysetzung seiner Seeligen Frau in dem von ihm erkaufften Begräbnis und Kirchenstuhls.‹* Der Vizepräsident des Wismarer Tribunals Augustin von Balthasar (geb. 1701) war am 20. Juni 1786 verstorben, der Ankauf der Kapelle muss demnach früher erfolgt sein. Zu Martin Hancke, der seine Ausbildung in Uppsala absolviert hatte und im Jahre 1796 starb, siehe Jühlke 1858, S. 65 und 69 f.

⁶⁵ Ebda.: Promemorial an den Rat vom 20. Januar 1790.

Verbindung, sind also sehr trennbar.« Die Provisoren wären 1784 angewiesen worden, die Bestattung von Fremden in den Erbbegräbnissen nicht zu genehmigen. Hancke könne sich unmöglich zur Essen'schen Familie rechnen, »es wäre den[n] von den[dem] alten Noah ab«.

Der Universitätsgärtner scheint in diesem Streit vor dem Rat Recht bekommen zu haben. In einer Stellungnahme des Rates vom 25. Januar 1791 heißt es, das Patent von 1778 sage nicht, dass vorhandene Begräbnisse nicht benutzt werden dürften.⁶⁶

Die Einrichtung der Gedächtniskapelle für die Gefallenen beider Weltkriege in der ehemaligen Essen'schen Kapelle in St. Marien

Das Innere der Kapelle des Franz Joachim Edler von Essen wurde in den 1950er Jahren zu einer Gedächtniskapelle für die Gefallenen beider Weltkriege umgestaltet. Die Pläne dafür lassen sich bis Dezember 1953 zurückverfolgen. Die Einweihung fand am 13. Juli 1958 statt.⁶⁷ Nicht zuletzt war die Gemeinde unter Druck, da eine noch während des Zweiten Weltkriegs errichtete und später nur notdürftig veränderte Gefallenenehrung im Altarbereich Anstoß erregt hatte.⁶⁸

Die Entwürfe zur Gestaltung der neuen Gedächtniskapelle lieferten Greifswalder Architekt Johannes Butz und der ebenfalls in Greifswald ansässige Holzbildhauer Max Uecker (1887-1978), der Ende der 1940er und während der 1950er Jahre Projekte für Gedenkmale auch in anderen vorpommerschen Kirchen realisierte.⁶⁹ In den tiefen Wandnischen, welche wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Umgestaltung der Kapelle angelegt wurden, liegen hinter geschmiedeten Gittern Bücher mit den Namen der Gefallenen aus: links für die des Ersten, rechts für die des Zweiten Weltkriegs. Die Auflistung ist nach den Sterbedaten kalendarisch geordnet, und die Seiten werden bis heute im Jahreslauf entsprechend umgeblättert.

Wirkungsvoll in die Neuausstattung des Kapelleninnenraumes einbezogen wurde ein vermutlich im ausgehenden 15. Jahrhundert entstandenes lebensgroßes Triumph-

kruzifix aus der Sammlung des Victor-Schultze-Institutes der Theologischen Fakultät. Es ist heute der Blickfang an der Südwand der Kapelle unter dem Fenster (Abb. 14). 1955 hatte es sich auslagerungsbedingt noch in der Dorfkirche von Dersekow befunden. Pastor Konrad Kob spekulierte, dass es sich dabei um das im frühen 19. Jahrhundert entfernte ehemalige Triumphkruzifix der Marienkirche handeln könnte. Konsistorialrat Prof. Victor Schultze (1851-1937) hatte das Stück jedoch zusammen mit den beiden zugehörigen Assistenzfiguren Maria und Johannes seinerzeit aus der Dorfkirche Gristow übernommen.⁷⁰ Die As-

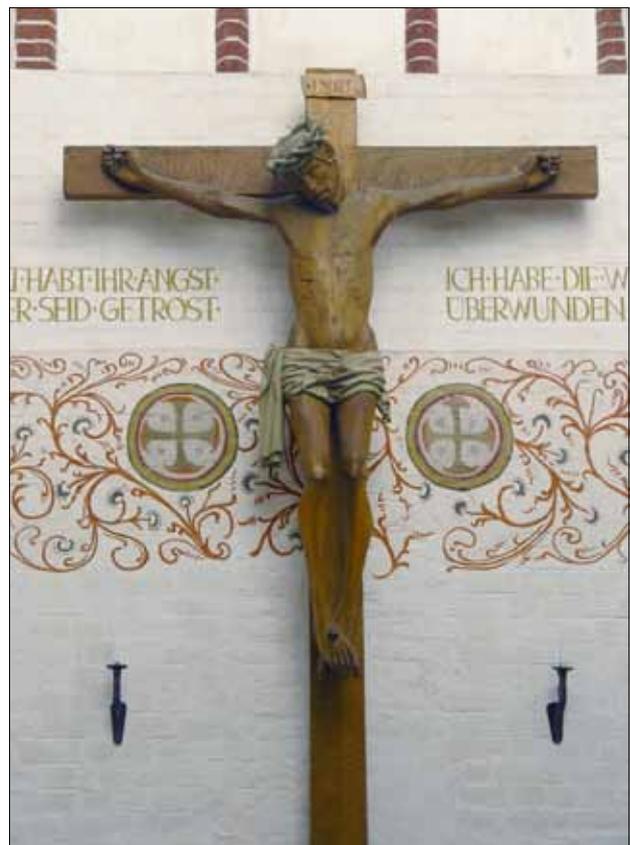


Abb. 14 Greifswald, St. Marien. Triumphkruzifix des späten 15. Jahrhunderts an der Südwand der Gedächtniskapelle. Das Kruzifix stammt aus der Dorfkirche Gristow und gelangte 1958 in die Marienkirche. Seither gehört es zur Ausstattung der Gedächtniskapelle für die Gefallenen der Weltkriege in der einstigen Kapelle des Franz Joachim von Essen. Ursprünglich trug der Gekreuzigte eine Naturhaarperücke. Die geschnitzten Haare wurden für die Neuaufstellung ergänzt. Foto: D. Witt (2004)

⁶⁶ Ebda.: Senat 25. Januar 1791 betreffs der Bitte des Botanischen Gärtners Hancke.

⁶⁷ Pfarrarchiv St. Marien Greifswald Aktenbestand Nr. 186, fol. 176: Einladung zur Einweihung an Klaus Wessel mit Dank für das überlassene Kruzifix.

⁶⁸ Die Inschrift »Für Führer Volk und Vaterland den Heldentod starben [...]« war lediglich in »Für unser Volk und Vaterland den Heldentod starben [...]« geändert worden. 1954 hatten sich Vertreter der Arbeiter- und Bauern-Fakultät der Berliner Humboldt-Universität besorgt über die Art und Weise der Gefallenenehrung in St. Marien geäußert. Hierzu: Pfarrarchiv St. Marien Greifswald Aktenbestand Nr. 151, fol. 181: Schreiben von Dr. Heinz Mohrmann und Waltraut Früngel vom 17. Mai 1954.

⁶⁹ Pfarrarchiv St. Marien Greifswald Aktenbestand Nr. 197: Lagepläne und Bauzeichnungen. Das Dokument enthält ein undatiertes Schreiben mit Vorschlägen (fol. 26) und die entsprechenden Entwurfsskizzen Max Ueckers zur Gestaltung der Kapelle (fol. 24 und 27); vgl. Kob 1975, S. 21. Zu Biografie und Arbeiten Max Ueckers siehe Witt 2013 mit weiterführender Literatur.

⁷⁰ Haselberg 1888, S. 25.

sistenzfiguren der Gristower Triumphkreuzgruppe sowie Maria und Andreas aus einem nicht erhaltenen gleichzeitigen Altarretabel der Dorfkirche befinden sich heute noch in der Sammlung des Victor-Schultze-Instituts, eine zum Gristower Retabel gehörende Bischofsfigur (Nikolaus?) wird im Depot der Skulpturensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin verwahrt.⁷¹ Bedauerlich ist, dass die Gristower Triumphkreuzgruppe heute auseinandergerissen ist. Anzustreben wäre eine Lösung, bei der Maria und Johannes wieder unter dem Gekreuzigten stehend präsentiert werden (Abb. 15).

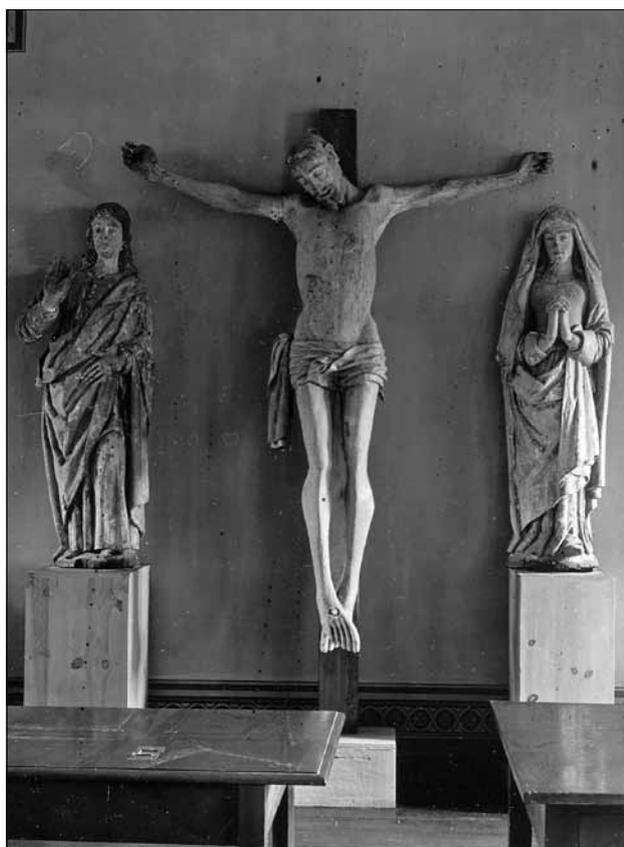


Abb. 15 Triumphkreuzgruppe aus der Gristower Dorfkirche in der Sammlung des Victor-Schultze-Instituts für christliche Archäologie und kirchliche Kunst an der Theologischen Fakultät. Die Skulpturen tragen noch größere Fassungsreste, die bei einer Restaurierung in den 1950er Jahren vollständig entfernt wurden. Der Gekreuzigte erscheint kahlköpfig, weil die einstmals vorhandene Naturhaarperücke fehlt. Foto: Universität Greifswald / Caspar-David-Friedrich-Institut / Bild-Archiv (Aufnahme vor 1945)

Das Grabmal des Franz von Essen und seiner Gemahlin Anna Pansow in St. Marien

Auch das Grabmonument der Eltern des Franz Joachim von Essen, des königlichen Hofrates Franz Edler von Essen (1650-1714) und seiner Ehefrau Anna Pansow (1655-1714), ist nicht in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen.⁷² Es befindet sich heute wenig wirkungsvoll und in bedürftigem Zustand an der Außenmauer der nördlichen Turmseitenhalle. In einer reich gegliederten und mit mehreren Figuren besetzten Architekturräumung (Höhe ca. 6,5 m, Breite ca. 5 m, Tiefe ca. 1,8 m) steht ein großes Epitaph mit lateinischer Inschrift (siehe unten, Abb. 16 und 19). Das prächtige Werk war vormals im zweiten Joch von Osten an der Nordwand des Langhauses aufgestellt. Auf welche Weise es dort mit der Gruft und dem Gestühl von Essen verbunden war, wie weit es in den Kirchenraum hineinragte und in welcher Höhe das Epitaph ursprünglich im Inneren der hölzernen Kapelle stand, wissen wir nicht. Möglicherweise gab es auch eine ebenfalls aus Holz gefertigte Rückwand.⁷³ Auf der gegenüberliegenden Seite, im südlichen Seitenschiff auf Höhe des Altars, befand sich die Empore des Hofgerichtes.⁷⁴ Der Chorbereich wurde so von einem repräsentativen barocken Ausstattungsensemble eingefasst.

Eine Inschrift auf der Rückseite der Wappenkartusche des Grabmals nennt den Maler Johann Pieron aus Wismar und die Jahreszahl 1723 für die Ausstaffierung, d. h. die farbige Fassung.⁷⁵ Über den Bildhauer und das Jahr der Entstehung der Kapelle werden keine Angaben gemacht.⁷⁶ Karl Möller (1907-1934), der mit seiner 1933 publizierten Dissertation zur Stralsunder Bildhauerkunst des 18. Jahrhunderts wesentliche Grundlagen für die Erforschung der Barockskulptur im nördlichen Vorpommern geschaffen hat, nahm an, dass die Bildhauerarbeiten zwischen dem Todesdatum der Eheleute 1714 und dem Jahr der Fassung 1723 etwa um 1720 zu datieren sind, und er verwies auf die engen stilistischen Beziehungen zu Werken des Berliner Hofbildhauers und Schlossbaumeisters Andreas Schlüter [1659(?) - 1714].⁷⁷ Die lateinische Inschrift

⁷¹ Zu den Gristower Skulpturen siehe Witt 1997. Die Bischofs-Figur in der Berliner Skulpturensammlung mit der Inv.-Nr. 8673.

⁷² Zum Grabmal Möller 1933, S. 66 f. und 97 f.; Baier u. a. 1973, S. 99, Nr. 39; Mieth 2011; Schönrock/Witt 2013 sowie Kandt 2015, S. 264 f.

⁷³ Mieth 2011.

⁷⁴ Für den Hinweis ist Dr. Felix Schönrock (Greifswald) zu danken.

⁷⁵ Mieth 2011, Abb. 24 und 25; der Wortlaut der Inschrift bei Schönrock/Witt 2013, S. 13.

⁷⁶ Die in der Literatur weiter kolportierte Angabe bei Baier u. a. 1973, S. 99, die Holzbildhauerarbeiten am Grabmal des Franz von Essen seien von „Johann Pieton“ aus Wismar und die Malerarbeiten von Johann Prerow aus Greifswald, ist falsch (so u. a. bei Dehio 1980, S. 115; Vogel 2000, S. 345; Dehio 2000, S. 171 und auch noch in der bearbeiteten Neuauflage Dehio 2016, S. 182). Vgl. Schönrock/Witt 2013, S. 13.

⁷⁷ Möller 1933, S. 66 f.; so auch Mieth 2011.



Abb. 16 Greifswald, St. Marien. Blick nach Nordwesten in die nördliche Turmseitenhalle mit der Grabkapelle für den königlichen Hofrat Franz Edler von Essen und seine Ehefrau Anna Pansow. Das imposante Gedächtnismal stand ursprünglich im zweiten Joch (von Osten) an der Nordwand des Langhauses. Die Aufnahme entstand am Tag der Wiederanbringung der restaurierten Figur der Verschwiegenheit, vorn im Bild Dipl. Restaurator Andreas Mieth. Foto: D. Witt (2013)

auf dem Epitaph nennt als Stifter die hinterbliebenen Erben.⁷⁸ Dazu passt, dass die Skulpturen am Kenotaph die Trauer um die Verstorbenen in den Vordergrund rücken. Felix Schönrock wies jedoch darauf hin, dass anlässlich eines Streits mit der Witwe von Essen um den Trauerbehang zur Beerdigung ihres Mannes 1714 bereits eine bestehende Kapelle, in welcher der Sarg stand, sowie die Essen'schen Männer- und Frauenstühle erwähnt wurden.⁷⁹ Möglicherweise ist zwischen 1714 und 1723 von den Erben nur das Epitaph im Innern nachträglich hinzugefügt worden, und die äußere Rahmung der Kapelle hatte 1714 bereits bestanden. Oder bezieht sich die Stiftung der Erben vielleicht lediglich auf die farbige Ausstaffierung des Ganzen im Jahre 1723? Diese Fragen zur Datierung der Bildhauerarbeiten bleiben vorerst offen.

Gegenwärtig schreitet die Restaurierung des vom Zahn der Zeit sehr mitgenommenen Monuments langsam voran. Im Juli 2018 kehrte die zweite restaurierte Figur, die Allegorie der Weisheit, nach der behutsamen Wiederherstellung in einem Berliner Atelier in die Kirche zurück. Sie komplettiert die inzwischen ebenfalls restaurierte linke Achse der Kapelle (Abb. 17).⁸⁰ Die als Pendant auf der rechten Seite stehende Allegorie der Verschwiegenheit war bereits in den Jahren 2012/2013 restauriert worden (Abb. 18, vgl. Abb. 16).⁸¹ Als Vorbild für die Figur hatte Karl Möller die häufiger nachgebildete Skulptur der Susanna (1629-1633) François Duquesnoys (1597-1643) in Santa Maria di Loreto in Rom erkannt (Abb. 18).⁸² Die Armstellung wurde zwar verändert, aber in der sonstigen Haltung und der Draperie der Gewandung ist die bildkünstlerische Abhängigkeit sehr deutlich. Im Kanon der Tugenden wird die Verschwiegenheit eher selten dargestellt. Zu beachten ist, dass die Figur auf der rechten Seite den (heute fehlenden) Initialen Anna Pansows am Pilaster im Hintergrund zugeordnet war, während die Weisheit auch heraldisch aufseiten des Ehemanns steht.



Abb. 17 Greifswald, St. Marien. Grabkapelle für Franz Edler von Essen und Anna Pansow, Allegorie der Weisheit vor (links) und nach der Restaurierung. Die Skulptur wies breite klaffende Trocknungsrisse auf, der vordere Teil des Kopfes der Schlange und der rechte große Zeh der Figur fehlten. Die Oberflächen waren stark verschmutzt, sodass die vergoldeten Partien sich kaum noch abhoben, die Fassung wies zahlreiche Fehlstellen auf. Fotos: D. Witt (2013/2018)

⁷⁸ Die Inschrift ist wiedergegeben bei Dähnert 1755, S. 292, mit Übersetzung bei Thümmel 1990, S. 130, Nr. 13.

⁷⁹ Felix Schönrock: Neue Aspekte für eine Datierung: Die Grabkapelle des Hofrates Franz Edler von Essen im Licht der Schriftquellen (Schönrock/Witt 2013, S. 15-17).

⁸⁰ Mieth 2015/2018.

⁸¹ Mieth 2012/2013; Schönrock/Witt 2013 mit Fotos.

⁸² Möller 1933, S. 67.

Noch sind viele weitere Schritte nötig, um das gesamte Grabmal wieder in einen seiner hohen Qualität entsprechenden würdigen Zustand zu versetzen. Die Oberflächen der noch unbearbeiteten Teile sind sehr stark verschmutzt, die Fassung ist in weiten Bereichen gelockert und abgängig, angeleimte Holzteile sind abgefallen. Auch fehlen die gegenwärtig im Innern liegenden geschnitzten Vorhänge des Baldachins und die zwei Flammenvasen, die zu beiden Seiten oben auf dem Gebälk standen (Abb. 19).⁸³ Abgebrochen bzw. wegen gelöster Leimverbindungen abgefallen sind Totenschädel und Teile der Knochen vom Ornamentband des Epitaphs, mehrere Stücke von Profilleisten, einige Fingerglieder der Figuren sowie die geschnitzten Initialen Anna Pansows und Elemente der Sarggriffe.⁸⁴ Inwieweit es bildhauerische Ergänzungen fehlender Teile geben wird, muss von Fall zu Fall entschieden werden. Letztlich ist es auch eine Frage der Finanzierungsmöglichkeiten. Nachgeschnitzt und ergänzt wurden bereits der fehlende vordere Teil des Kopfes der Schlange, welche sich um die Vase neben der Allegorie der Weisheit windet, sowie Zehen des Fußes der Figur (Abb. 17).⁸⁵



Abb. 18 Greifswald, St. Marien (links) / Rom, Santa Maria di Loreto. Allegorie der Verschwiegenheit vom Grabmal Franz von Essens und Anna Pansows nach der Restaurierung im Jahr 2013. Die Abbildung zeigt die Greifswalder Figur in Gegenüberstellung mit der Skulptur der Susanna von François Duquesnoy (1597-1643) in Rom. Duquesnoys Werk diente wahrscheinlich als Vorbild für die allegorische Frauengestalt in St. Marien. Fotos: D. Witt (links, 2013) / Wikipedia (gemeinfrei, 2009, bearbeitet)



Abb. 19 Greifswald, St. Marien. Grabkapelle für Franz Edler von Essen und seine Ehefrau Anna Pansow. Der Rekonstruktionsversuch zeigt die mögliche ursprüngliche Anordnung der Figuren. Die heute an den seitlichen Innenwänden der Kapelle angebrachten Figuren eines Knaben und des Chronos (vgl. Abb. 26 und 1) sind hier versuchsweise auf dem Epitaph sitzend platziert. Fotomontage: Mieth 2011, Abb. 12

Die David-Mevius-Gesellschaft, die mit ihrem Engagement schon erfolgreich die Restaurierung des Epitaphs ihres Namenspatrons in der Wismarer Nikolaikirche (ursprünglich angebracht in St. Marien zu Wismar) initiiert und begleitet hat, sammelt gegenwärtig Spenden für die Weiterführung der Arbeiten am Essen-Grabmal. Nicht alle Schäden lassen sich rückgängig machen. Das Bleiweiß der empfindlichen polierten Fassung der Inkarnate und Gewänder behält seinen gealterten Grauton. Retuschen von Fehlstellen in der Vergoldung werden sensibel mit getöntem Perlglanz auf rotem Poliment dem erhaltenen Originalbestand angepasst.⁸⁶

Neben der hohen bildhauerischen Qualität ist es die weitgehend erhaltene Fassung von 1723, die das Grabmal des Franz von Essen besonders wertvoll macht. Zahlreiche andere barocke Bildwerke wurden in späteren Zeiten

⁸³ Noch an ihrem Platz befindlich zeigt diese Teile ein 1966 publiziertes Foto von Hellmut Opitz (Biederstedt/Opitz 1966, S. 39). Das Monument stand seinerzeit gegenüber an der Turmnordwand und verdeckte weitgehend den dort aufgemalten Schwertwal. Auf die Abbildung machte Jakob Paul Sperrle (Greifswald) aufmerksam.

⁸⁴ Zum Zustand siehe das Gutachten Mieth 2011.

⁸⁵ Mieth 2015/2018.

⁸⁶ Mieth 2012/2013 und Mieth 2015/2018.



Abb. 22 Greifswald, St. Marien. Epitaph im Innern der Kapelle des Franz von Essen und der Anna Pansow. Auf den sarkophagähnlichen Kenotaph im unteren Bereich lehnen sich zwei trauernde Gestalten (vgl. Abb. 24). Über der Schrifttafel stützt sich der Tod auf das Porträt Franz von Essens, zu Seiten des Epitaphs stehen zwei Obelisken. Foto: D. Witt (2018)

oft mehrfach von Kirchenmalern mit mehr oder weniger Einfühlungsvermögen und meist ohne Rücksicht auf die Originalbefunde überstrichen und verloren so nicht nur ästhetisch an Reiz, sondern auch an Quellenwert für die kunsthistorische Forschung. Die barocken Schauwände der Erbbegräbnisse und Beichtstühle im Greifswalder Dom waren im 19. Jahrhundert monochrom weiß überstrichen worden. Inzwischen wurde bei den meisten die originale Polychromie wieder freigelegt. Am Erbbegräbnis Essen-Corswandt in der nordöstlichen Chorumgangskapelle liegen Befunde der ursprünglichen Fassung, darunter auch Inschriften, heute teilweise frei (vgl. S. 56, Abb. 23).⁸⁷ In einem Freilegungsfenster am Gewölbobogen links oberhalb sind dort außerdem Fragmente einer möglicherweise zugehörigen barocken Ausmalung der mittelalterlichen Seitenkapelle zu erkennen.

⁸⁷ Zur Grabkapelle Essen-Corswandt siehe Baier u. a. 1973, S. 115, Nr. 35.

⁸⁸ 1988 gab es bereits eine Restaurierung der Inschrift des Epitaphs. Die Ergänzungen bzw. Retuschen sind deutlich ablesbar. Laut Hans Georg Thümmel wurden dabei Details der Inschrift falsch ergänzt (Thümmel 1990, S. 130, Nr. 13; Mieth 2011).

⁸⁹ Vgl. Anm. 78.

⁹⁰ Vgl. den Artikel „Obelisk“ bei Sörries 2005, S. 272, der jedoch nicht auf die Rezeption an Grabmalen im Zeitalter des Barock eingeht.

Die Geschichte wissenschaftlich fundierter Restaurierungen ist relativ jung, und so ist es nicht von Nachteil, dass das Essen'sche Gedächtnismal lange auf eine Wiederherstellung warten musste und nicht Opfer des Pinsels eines Kirchenmalers wurde.⁸⁸

Das opulente Grabmonument besteht aus zwei Teilen: der mit den Skulpturen der Weisheit und der Verschwiegenheit geschmückten bühnenartigen Architektur als Rahmen und dem Epitaph mit der in Latein abgefassten Inschrift im Innern.⁸⁹ Zu letzterem gehören ein angedeuteter Sarkophag bzw. Kenotaph auf Löwenfüßen und zwei trauernde Figuren (Abb. 22, vgl. Abb. 16 und 19). Eingefasst wird das Epitaph von zwei ebenfalls hölzernen Obelisken: Auf vier kleinen Füßen und so mit einem schmalen Spalt über dem Sockel stehend, sind sie wohl dem 1586 auf dem Petersplatz in Rom neu errichteten Vatikanischen Obelisken nachempfunden. Sie symbolisieren Festigkeit und Standhaftigkeit und erinnern an die unvergänglichen Grabmäler der alten Ägypter bzw. die Ruhmesmale römischer Kaiser. Obelisken wurden in der Zeit der Renaissance und des Manierismus zu einem in Architektur und Bildhauerkunst häufig verwandten Motiv.⁹⁰ Zum Leichen-



Abb. 23 Ehrenpforte zum Tod des Großen Kurfürsten in der Breiten Straße in Berlin. Die 40,6 x 50,8 cm große Radierung schuf Constantin Friedrich Blesendorf im Jahr 1688. Die jeweils auf Füßen mit einem schmalen Spalt über dem Sockel stehenden Obelisken weisen Ähnlichkeiten mit denen des Essen'schen Grabmonuments in der Greifswalder Marienkirche auf (vgl. Abb. 22). Abbildung: Stiftung Stadtmuseum Berlin VII 84/588 w. Reproduktion: M. Setzpfandt (Berlin)



Abb. 24 Greifswald, St. Marien. Details am Grabmonument Franz von Essens und Anna Pansows (von links): Das Gesicht der trauernden weiblichen Gestalt links am Kenotaph ist schmerz erfüllt, mit Tränen auf den Wangen. Der Genius auf der gegenüberliegenden Seite hält in seiner Trauer den Kopf unter einem Tuch verborgen. Der Tod über dem Epitaph ist nicht als Knochenmann dargestellt, sein noch von Sehnen und Muskeln überzogener Schädel führt drastisch die Vergänglichkeit des Fleisches vor Augen. Fotos: D. Witt (2008/2018/2008)

zug des Großen Kurfürsten 1688 in Berlin flankierten beispielsweise zwei derartige Obelisken die in der Breiten Straße in Form eines antiken Triumphbogens errichtete monumentale Ehrenpforte (Abb. 23).⁹¹

Links stützt sich eine trauernde weibliche Gestalt auf den sarkophagartigen Kenotaph des Essen'schen Grabmals. Ihr Gesicht ist schmerz erfüllt, und sie hat Tränen in den Augen (Abb. 22 und 24). Ein loses Gewandstück weist noch Spuren einer minderwertigen Überarbeitung der Fassung mit Bronzierungen auf, die offenbar am übrigen Werk bei einer früheren Restaurierung wieder entfernt worden ist.⁹² Vor der Figur liegen auf dem Sarkophag ein aufgeschlagenes Buch und eine Fanfare bzw. Posaune. Ist es eine Anspielung auf die Ruhmesfanfare der Fama oder auf die himmlische Posaune, die am Jüngsten Tag die Toten aus ihren Gräbern erwecken wird?

Die Trauernde am Sarg ist ein geläufiges Motiv in der Sepulkralplastik. Eines der berühmtesten Beispiel hierfür findet sich am Grabmal für Kardinal Richelieu in der Chapelle de la Sorbonne in Paris. Geschaffen wurde es von François Girardon (1628-1715) im Jahr 1694.

Von rechts lehnt sich ein trauernder Genius mit Schmetterlingsflügeln auf den Sarkophag und birgt seinen Kopf

als Ausdruck des übergroßen Schmerzes unter einem Tuch (Abb. 24). Das Bild des sich unter einem Tuch verbergenden Knaben kennen wir von Schlüters Afrika-Allegorien.⁹³ Dort ist es die Furcht vor dem Löwen, die den Knaben Schutz unter dem Tuch suchen lässt. Letztlich erinnern beide Motive entfernt auch an die Pleurants spätmittelalterlicher Grabmalplastik.

In der Mitte auf dem Baldachin des Rahmens, in einer aufwendig gearbeiteten Kartusche über einem geflügelten Chronoskop, ist das freiherrliche Wappen derer von Essen angebracht. Im Innern der Kapelle stützt sich die auf dem Epitaph sitzende grässliche Gestalt des Todes auf das auf Leinwand gemalte Porträt des Verstorbenen. Der Tod erscheint hier nicht als Knochenmann, denn das Gerippe ist noch mit Sehnen und Muskeln überzogen, was die Vergänglichkeit des Fleisches drastisch vor Augen führt (Abb. 24). Das Antlitz des Todes hat ein Pendant an der Wappenkartusche der Grabkapelle von Langen aus der Stettiner Jakobikirche.⁹⁴ Bedingt durch die Auslagerung während des Zweiten Weltkrieges nach Schmußgerow in Vorpommern befindet es sich heute in der Anklamer Marienkirche.⁹⁵ Hier wurde offenbar nicht nur nach der gleichen Vorlage gearbeitet, sondern man darf vermuten, dass bei beiden

⁹¹ Constantin Friedrich Blesendorf (1674 - um 1724), Ehrenpforte zum Leichenzug des Kurfürsten Friedrich Wilhelm am 12. September 1688, Radierung, Stadtmuseum Berlin VII 84/588 w. Hierzu siehe Spies u. a. 2016, S. 110, Kat.-Nr. 48 mit Abbildung; siehe auch den Obelisken auf dem Epitaph des Raimund Falz (1658-1703) in St. Petri Berlin von Balthasar Permoser (1809 beim Kirchenbrand zerstört), überliefert durch einen Stich, abgebildet bei Zitzelsperger 2014, S. 334 f., Abb. XVII.7.

⁹² Gutachten Mieth 2011.

⁹³ Vgl. die verlorene Stuckdekoration im Haus Langer Markt 7/8 in Danzig, abgebildet bei Deckers 2014, S. 21, Abb. II.1; außerdem die Afrika-Allegorie im Rittersaal des Berliner Schlosses (Hinterkeuser 2014, S. 299, Abb. XVI.14).

⁹⁴ Łuczak 2016, S. 399-401 mit Abbildungen.

⁹⁵ Schönrock/Witt 2013, S. 14, Abb. 7 und 8.



Abb. 25 Stettin, St. Jakobi. Putten von Erhard Löffler auf dem Architrav über dem Eingang zur Taufkapelle. Die beiden Putten in der Mitte stammen vom Altarretabel der Jakobikirche (1709-1711), die äußeren vom Erbbegräbnis von Meyern (1734 fertiggestellt). Stilistisch sind sie den Knabenfiguren des Essen'schen Grabmals sehr ähnlich. Foto: D. Witt (2009)



Abb. 26 Greifswald, St. Marien. Knabenfigur an der linken Innenseite des Grabmals Franz von Essens und Anna Pansows. Stilistisch besteht eine Nähe zu den fünf barocken Engelputti in der Stettiner Jakobikirche (vgl. Abb. 25). Foto: D. Witt (2018)

Werken derselbe - bislang namenslose - Bildhauer tätig war. Vorbilder für die Gestalt des Todes als Muskelmann bzw. mit Muskeln und Sehnen überzogenen Schädel gibt es an Werken Andreas Schlüters: am Grabmal des Hofgoldschmieds Männlich (1625-1701) in der Berliner Nikolaikirche und am Prunksarkophag der Königin Sophie Charlotte (1668-1705).⁹⁶ Darauf und auf andere Beziehungen zum Werk Andreas Schlüters hatte bereits Karl Möller hingewiesen.⁹⁷

Verfolgungswerte Spuren führen somit nach Stettin und Berlin. In Vorpommern steht das Grabmal des Franz von Essen und Anna Pansows - abgesehen von dem erwähnten, erst um 1945/1946 nach Anklam verbrachten Wappenepitaph von Langen - singulär. Leider ist der Bestand an Stettiner Barockskulptur heute stark reduziert. Karl Möller ging seinerzeit in der von ihm verfassten Dissertation zur Stralsunder Barockskulptur auf Stettiner Bildhauerwerkstätten und eventuelle Verbindungen nach Vorpommern nicht ein.⁹⁸ Von den Schauwänden der reich ausgestatteten Erbbegräbnisse der Stettiner Jakobikirche sind nur klägliche Reste auf uns gekommen.⁹⁹ Die bei einem Blitzschlag 1789 zerstörte Stettiner Marienkirche wurde nicht wieder aufgebaut und 1829/1830 abgerissen. Teile der Ausstattung sind verstreut erhalten, darunter wohl aber keine Skulpturen von Grabkapellen oder Epitaphien.¹⁰⁰ In den Dorfkirchen im Stettiner Umland gab es ebenfalls schmerzliche Kriegsverluste, hinzu kommen harte Neufassungen barocker Kirchengestaltungen aus jüngerer Zeit. Stark glänzende neue Vergoldungen, Versilberungen und bunte Lüsterungen zahlreicher Bildwerke zeugen von einem für uns ungewohnten Bild- und Denkmalverständnis in der polnischen katholischen Kirche.

Verschont von einer Neufassung blieben bislang fünf barocke Engelputti von beachtenswerter bildhauerischer Qualität. Sie befinden sich heute angebracht auf dem Architrav über dem Eingang zur Taufkapelle in der ersten südlichen Seitenkapelle (Kapelle XXIX) der Jakobikirche in Stettin (Abb. 25).¹⁰¹ Die Putti stehen den Knabenfiguren des Grabmals von Essen stilistisch nahe (Abb. 26). Die sich agil bewegenden kleinkindhaften nackten Engel sind ana-

⁹⁶ Zum Grabmal Männlich siehe Zitzlsperger 2014; die Prunksärge des Königspaares bei Lindemann 2014.

⁹⁷ Möller 1933, S. 66 f.; siehe auch Schönrock/Witt 2013, S. 14; Kandt 2015, S. 264 f.

⁹⁸ Möller 1933.

⁹⁹ Łuczak 2016.

¹⁰⁰ Fredrich 1920. Zum Taufengel und zu den Skulpturen der Orgel aus St. Marien, die über St. Marien in Pasewalk nach Belling (heute zu Jatznick im Landkreis Vorpommern-Greifswald) gelangten, siehe Becker-Carus 2012, S. 64-66.

¹⁰¹ Łuczak 2016, Abbildungen S. 349, 448 und 453.

tomisch gut gebildet. Der Künstler schnitzte sie aus vorher verleimten Holzblöcken. Drei der Figuren sind Überbleibsel von der Ausstattung der Begräbniskapelle von Meyern, zwei gehörten zu dem 1709-1711 von Erhard Löffler geschaffenen riesigen Altarretabel der Kirche.¹⁰²

Vom Grundaufbau waren das Erbbegräbnis des Ratsherrn Johann Philipp von Meyern (1615-1680), Erbherr auf Blumenhagen und Neuensund, sowie die ebenfalls in der Stettiner Jakobikirche ehemals aufgestellte Kapelle des Senators und Senior-Provisors an St. Jakobi und St. Nikolai zu Stettin Jakob Albrecht Zastrow (1661-1750) dem Grabmal von Essen vergleichbar (Abb. 27).¹⁰³ Auf dekorierten Eckpfeilern ruhende, mit Blattwerk geschmückte Segmentbögen kaschierten die dahinterliegenden gotischen Spitzbögen der Kirchenarchitektur. Ähnliche mit Blättern (oder dort teils auch mit Adlern) besetzte, in Voluten auslaufende Bögen finden sich am Essen-Grabmal, und es gab sie auch an der Fassade und in verschiedenen Räumen des Berliner Schlosses (Abb. 28).¹⁰⁴ In die hüfthohen geschlossenen Sockel der genannten Stettiner Grabkapellen waren mittig jeweils die Eingänge zu den Grüften integriert. Darüber öffnete sich die Architektur und gab unter gerafften geschnitzten Vorhängen den Blick auf die zurückgesetzt stehenden Epitaphien frei. Im Unterschied zum Grabmal von Essen standen außen vor den Eckpfeilern dieser beiden Kapellen keine Skulpturen. Solche gab es jedoch an einer dritten Grabkapelle vom Typus einer Schauwand mit innen angebrachtem Epitaph in der Stettiner Jakobikirche, am Begräbnis Winnemer.¹⁰⁵ Dort war die Schauwand vor dem Epitaph durch ein schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen.

Die reiche skulpturale Ausstattung der Schauwand von Meyern wurde erst 66 Jahre nach Ankauf der Kapelle 1734 von Erhard Löffler geschaffen.¹⁰⁶ Hier wird noch einmal augenfällig, dass weder das Kaufdatum einer Begräbniskapelle noch das Sterbedatum sich zwingend auf das Entstehungsdatum eines Grabdenkmals übertragen lassen.

Die in Stettin erhaltenen Putten kommen dem nackten Knaben an der linken Innenwand des Essen'schen Grabmonuments sehr nahe (Abb. 26). Aber auffällige Über-



Abb. 27 Stettin, St. Jakobi. Grabkapelle für den Senator Jakob Albrecht Zastrow (1661-1750) im Chorumgang. Der Aufbau des prächtigen Werks mit zurückgesetztem Epitaph in rahmender Architektur war dem des Essen-Grabmals in der Greifswalder Marienkirche ähnlich (vgl. Abb. 19). Foto: Landesarchiv Greifswald Rep. 55 Kasten 8 Nr. 17 (Aufnahme vor 1945)



Abb. 28 Greifswald, St. Marien. Mit Blattwerk besetztes Bogensegment von der Bekrönung am Grabmal Franz von Essens und Anna Pansows. Ein ähnlicher Dekor fand sich auch an den Kapellenschauwänden für Johann Philipp von Meyern (1615-1680) und Jakob Albrecht Zastrow (1661-1750) in der Stettiner Jakobikirche (vgl. Abb. 27). Foto: D. Witt (2018)

¹⁰² Verfasser dankt sehr herzlich Grażyna Orzeł vom Muzeum Narodowe w Szczecinie für den Hinweis zur Herkunft der Putti der Begräbniskapelle von Meyern und für historische Fotos der Kapelle. Die Putten haben Inventarnummern des Nationalmuseums Stettin: MNS/szt-450-454. Jakob Paul Sperrle (Greifswald) wies darauf hin, dass zwei der Putti auf dem Balken vom Altarretabel der Jakobikirche stammen. Zum Altar siehe Łuczak 2016, S. 81-89 mit Abbildungen.

¹⁰³ Stubenrauch 1902, S. 45 f., Abb. 25; Łuczak 2016, S. 345-355 und 378-385; vgl. Enzyklopedia Szczecin, wie Anm. 39, dort insbesondere Anm. 111 und 124 (mit fehlerhafter Wiedergabe der Inschrift, richtig bei Stubenrauch 1902).

¹⁰⁴ Beispielsweise an der Decke in der zweiten Paradezimmer des Berliner Schlosses (Schneider 2013, S. 77).

¹⁰⁵ Łuczak 2016, S. 321-329.

¹⁰⁶ Łuczak 2016, S. 345; vgl. Enzyklopedia Szczecin, wie Anm. 39, dort Anm. 111.



Abb. 29 Anklam, St. Marien. Epitaph für den Schwertfeger Caspar Meybauer und seine Schwester Gertrud Meybauer aus der Stettiner Jakobikirche. Das 1711 von Erhard Löffler signierte Werk wurde im Zweiten Weltkrieg in das Herrenhaus Schmußgerow ausgelagert und gelangte danach nach Anklam. Foto: D. Witt (2012)



Abb. 30 Anklam, St. Marien. Detail rechts am Aufsatz des Epitaphs für den Schwertfeger Caspar Meybauer aus St. Jakobi in Stettin: halb skelettierter Totenkopf (vgl. Abb. 29). Foto: D. Witt (2013)

einstimmungen gibt es auch im geschnitzten Ornament und bei den Profilen der Architekturelemente. Erhard Löffler stammte aus Breslau und erwarb 1709 als Bildhauer das Stettiner Bürgerrecht.¹⁰⁷ Er heiratete eine Tochter des ebenfalls in Stettin tätigen Bildhauers Otto Wilhelm Ulrich von Rosenberg und führte nach einem Streit mit seinem Schwager, dem Schwedter Hofbildhauer Georg Mattarovsky, das 1711 vollendete riesige Altartafel der Stettiner Jakobikirche nach dem Entwurf des Letzteren aus.¹⁰⁸ Im selben Jahr ist das von Löffler signierte Epitaph für den Schwertfeger Caspar Meybauer und dessen Schwester Gertrud aus der Stettiner Jakobikirche datiert. Ebenso wie das oben schon genannte Wappen von Langen gelangte es, bedingt durch die Auslagerung während des Zweiten Weltkrieges, in das Herrenhaus Schmußgerow, nach Kriegsende in die Marienkirche nach Anklam, wo es noch heute an der Nordwand des Chores hängt (Abb. 29).¹⁰⁹ Rechts am Sockel befindet sich die eingeschnittene Inschrift: ›ERHARDVS LÖFFLER BILDHAVER V. STAFFIRER‹. Zusätzlich finden sich auf dem aufgeschlagenen Buch eines Putto die Initialen EL. An dieser Stelle soll kein Vergleich von Einzelheiten der Skulpturen und der geschnitzten Ornamente geführt werden, nur auf ein interessantes Detail am Meybauer-Epitaph sei im Zusammenhang mit den oben erwähnten Gestalten des Todes am Grabmal Franz von Essens in Greifswald und am Wappen von Langen verwiesen: Neben dem Aschetopf auf der Bekrönung sind Totenschädel und Knochen als Memento-Mori-Motive angebracht. Der rechte Schädel weist eine Besonderheit auf - er ist nur zur Hälfte skelettiert. Durch die Mitte des Gesichts geht ein senkrechter Schnitt, wie mit dem Skalpell des Anatomen gezogen. Die rechte Gesichtshälfte ist noch von Fleisch überzogen (Abb. 30).

Der Horizont von Künstlern wie Erhard Löffler war kein regional auf eine Stadt beschränkter. Man befand sich im Austausch, arbeitete nach modernen Entwürfen angesehener Bildhauer, nahm auf der Wanderschaft und auf Reisen Eindrücke auf, die auf die Werke zurückstrahlten. Was für die Künstler gilt, gilt erst recht für ihre Auftraggeber - oft hochgebildete und gut vernetzte, angesehene Geschäftsleute, Diplomaten, Militärs und hohe Beamte. Felix Schönrock wies in Bezug auf Berliner Einflüsse auch auf eine mögliche Vermittlungsrolle des aus Stralsund

¹⁰⁷ Wie zum Folgenden Schulz 1960.

¹⁰⁸ Stubenrauch 1902, S. 19 f.; Bütow 1937; Schulz 1960.

¹⁰⁹ Meißner/Sperrle 2012, S. 30 f.



Abb. 31 Stralsund, St. Marien. Detail des Grabmals für den schwedischen Reichsrat und Präsidenten des Wismarer Tribunals Paulinus Graf von Lilienstedt (1655-1732) und seine Frau Margaretha Törnflycht (1682-1729). Das von Jan Baptist Xavery 1732 geschaffene Monument ist aus Marmor gehauen und hob sich schon dadurch von der Masse der in Pommern gefertigten Grabmäler ab. Foto: D. Witt (2018)

stammenden und später in Berlin tätigen Baumeisters Johann Friedrich Eosander von Göthe hin.¹¹⁰ Wir wissen nicht, über welche Stationen Löffler von Breslau nach Stettin kam. Ein Aufenthalt vor bzw. bis 1709 in Berlin, wo es beim Schlossbau unter Andreas Schlüter genügend Arbeit für Bildhauer gab, wäre zumindest gut vorstellbar. Angesichts vielfältiger individueller Unwägbarkeiten bergen solche Spekulationen jedoch auch die Gefahr, später aus zweiter Hand als Tatsachen kolportiert zu werden. Allein das Aufzeigen der vielen Möglichkeiten führt uns vor Augen, wie pulsierend das künstlerische Milieu im frühen 18. Jahrhundert trotz eines fehlenden Fürstenhofes auch in unserer Region war. Zumindest die ranghöchsten Vertreter der Gesellschaft suchten sich durch die von ihnen geförderte Kunst bewusst vom provinziellen Umfeld abzuheben. Bestes Beispiel ist das heute aufgrund seiner unzugänglichen Aufstellung kaum beachtete Grabmal des schwedischen Reichsrates und Präsidenten des Wismarer Tribunals Johann Paulinus Graf von Lilienstedt (1655-1732) und seiner Gemahlin Margaretha Törnflycht (1682-1729) im Chorumgang der Stralsunder Marienkirche (Abb. 31). Kein Geringerer als der aus Antwerpen stammende und in Rom ausgebildete Den Haager Hofbildhauer Jan Bap-

tist Xavery (1697-1732) führte das anspruchsvolle Werk aus.¹¹¹ Im Gegensatz zur Masse der einheimischen Werke aus dem 18. Jahrhundert, welche aus Holz geschnitzt und dann polychrom gefasst und vergoldet wurden, sind die Skulpturen dieses Monuments aus Marmor gehauen.¹¹² Letztlich suchte der Graf so auch den gewesenen königlichen Hofrat in Greifswald im Tode zu übertrumpfen. Grabmäler sind bleibende Statussymbole. Das Grabmal Franz von Essens und seiner Frau Anna Pansow gehört zu den herausragenden Schöpfungen der Barockskulptur in Pommern. Parallel zur Weiterführung der Restaurierung sollte eine mögliche Autorschaft des Stettiner Bildhauers Erhard Löffler in Betracht gezogen und weiter untersucht werden. Da Franz von Essen, bedingt durch die Wirren des Nordischen Krieges, seine letzten Lebensjahre von 1711 bis 1714 in Stettin verbrachte, bekommt diese Hypothese einen zusätzlichen geschichtlichen Hintergrund.

Das Epitaph für den Reichsgrafen Heinrich Friedrich Christian von Wartensleben von 1716 in St. Nikolai

Zu den wenigen aus Stein gearbeiteten Epitaphien des 18. Jahrhunderts in Vorpommern gehört das Gedächtnismal für den im jungen Alter von 21 Jahren am 18. Dezember 1715 vor Stralsund gefallenen preußischen Major Reichsgraf Heinrich Friedrich Christian von Wartensleben im Greifswalder Dom (Abb. 32).¹¹³ Die Inschrift des Epitaphs hat Dähnert in seiner Pommerschen Bibliothek wiedergegeben.¹¹⁴ Die darin genannten ›*betrübten Eltern*‹ waren keine geringeren als der preußische Generalfeldmarschall Reichsgraf Alexander Hermann von Wartensleben (1650-1734) und dessen zweite, zwanzig Jahre jüngere Gemahlin Anna Sophia von Treskow (1670-1735). Heinrich Friedrich Christian, geboren am 15. Juli 1694 in Gotha, wo der Vater seinerzeit in Diensten stand, war der älteste Sohn aus zweiter Ehe, die Zahl seiner Geschwister überstieg das Dutzend. Zum Teil bekleideten sie hochrangige Positionen in Militär und Verwaltung. Eine seiner Schwestern aus erster Ehe, Dorothea Sophia (1684-1706) war die Mutter Hans Hermann von Kattes (1704-1730), des auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. (1688-1740, ab 1713 König in Preußen) 1730 in Küstrin enthaupteten Jugend-

¹¹⁰ Schönrock/Witt 2013, S. 17.

¹¹¹ Schmitt 1928; zur Biografie Graf Lilienstedts siehe Jörn 2014.

¹¹² Zur fast ausschließlichen Verwendung von Holz für Skulpturen der Barockzeit in Vorpommern vgl. Möller 1933, S. 69.

¹¹³ Biederstedt 1808, S. 45 f.; Pyl 1885, S. 468 f.; Wartensleben 1858, S. 108, Nr. 48 gibt das Todesdatum abweichend von der Inschrift auf dem Epitaph mit dem 19. Dezember 1715 an; Möller 1933, S. 66 und 99; Baier u. a. 1973, S. 117 f., Nr. 46.

¹¹⁴ Dähnert 1755, S. 272 f.



Abb. 32 Greifswald, St. Nikolai. Epitaph für den 1715 bei der Belagerung Stralsunds gefallenen preußischen Major Reichsgraf Heinrich Friedrich Christian von Wartensleben (1694-1715). Das von den Eltern des jung im Felde gebliebenen Offiziers in Auftrag gegebene Gedächtnismal entstand 1716 vermutlich in einer Berliner Werkstatt. Foto: D. Witt (2010)



Abb. 33 Greifswald, St. Nikolai. Epitaph für Heinrich Friedrich Christian von Wartensleben (1694-1715). Detail zu Abb. 32: Chronoskopf vom Unterhang des Epitaphs. Foto: D. Witt (2010)

freundes seines Sohnes Friedrich (1712-1786, ab 1740 als Friedrich II. König).¹¹⁵

Heinrich Friedrich Christian Graf von Wartensleben fiel kurz vor der Kapitulation der schwedischen Festung Stralsund bei den Kämpfen um das Hornwerk, das am 17. Dezember von den Alliierten eingenommen werden konnte. Am Tag darauf unternahm die Schweden einen Versuch der Rückeroberung, dabei muss der tödliche Schuss auf den preußischen Major gefallen sein. Karl XII. (1682-1718, ab 1697 König) floh fünf Tage später aus der Stadt, die am 24. Dezember 1715 kapitulierte und dem dänischen König Friedrich IV. (1671-1730) huldigte. Zum Tod des preußischen Majors vor Stralsund heißt es in der Geschichte derer von Wartensleben: „Die Belagerung von Stralsund war für den alten Feldmarschall mit einem herben Schmerz verbunden, da hier sein ältester Sohn zweiter Ehe beim Sturme eines Vorwerks blieb. Doch der sehr ruhmvoll gefundene Tod mag dem ergrauten Krieger wohl einige Linderung bei der Trauer um den theuren Sohn verschafft haben.“¹¹⁶ Abweichend von der Inschrift auf dem Epitaph wird in der Geschichte derer von Wartensleben der 19. Dezember als Todesdatum angegeben. Dort heißt es zu H. F. C. von Wartensleben: „[...] trat frühzeitig in Preußische Militair-Dienste, erhielt bereits am 6. December 1711 die Expectanz auf die Johanniter-Komthurei Lietzen, und wohnte als Major im Regimente Graf Finkenstein der schwedischen Campagne von 1715 bei. Am 19. December 1715 bei der Attaque des Hornwerks vor Stralsund schlug er einen Ausfall der Schweden ab, bei welcher Affaire er einen tödlichen Schuß in die linke Seite erhielt. Er verschied auf dem Kampfplatze, nachdem er noch die freudige Nachricht vernommen, daß die von ihm angeführte Mannschaft Meister des Hornwerks geworden sei.“¹¹⁷ Ein Bildnis von ihm befand sich 1858 im Herrenhaus von Karow (heute zu Jerichow, Landkreis Jerichower Land in Sachsen-Anhalt).¹¹⁸

Im Jahr 2010 wurde bei Ausgrabungen auf dem Areal des 1809 gesprengten Frankenhornwerks in Stralsund ein Massengrab mit den sterblichen Überresten von mindestens 25 der bei den Kämpfen von 1715 Gefallenen entdeckt.¹¹⁹ Auf schwedischer Seite sollen etwa 200 Mann in den Gefechten am Hornwerk ihr Leben gelassen haben, aufseiten der

¹¹⁵ Wartensleben 1858, S. 104 f., Nr. 46. Das Todesjahr Dorothea Sophia von Kattes dort wohl wegen der erst 1707 gedruckten Leichenpredigt falsch mit 1707 angegeben.

¹¹⁶ Ebda., S. 60.

¹¹⁷ Ebda., S. 108, Nr. 48.

¹¹⁸ Ebda. Nachfragen beim Archiv des Landkreises Jerichower Land, beim Museum Jerichower Land Genthin und den Besitzern des Herrenhauses Karow nach dem Bildnis brachten kein Ergebnis. Erhalten ist im Museum Jerichower Land Genthin nur ein Porträt Ludwig von Wartenslebens, für die Information ist Antonia Beran zu danken.

¹¹⁹ Konze/Samariter 2014, insb. S. 164-167, zur Eroberung des Frankenhornwerks S. 165 f.

alliierten Preußen und Sachsen gab es hingegen weit weniger Verluste.¹²⁰ Die Skelette der Männer wurden anthropologisch untersucht. Dass die Gebeine des preußischen Majors darunter waren, lässt sich jedoch ausschließen.

Das Epitaph im Greifswalder Dom ist an der Südseite des ersten südlichen Langhauspfeilers angebracht. Die oben segmentbogig geschwungene Inschrifttafel steht über einem breit ausladenden, massiv wirkenden Sockelgesims mit dem gräflichen Wappen in einer von Palmzweigen gerahmten Kartusche in der Mitte. Gestützt wird das Gesims von einem ausdrucksvoll gearbeiteten geflügelten Chronoskop (Abb. 33). Oben wird die Platte mit der Inschrift von einem flach geschwungenen, profilierten, bandartigen Volutengesims überfangen, über dem der Profession des Geehrten entsprechend ein Trophäenarrangement angeordnet ist. Der martialische Dekor zeigt einen Koller und einen Gitterhelm, Panzerhandschuhe, Fahnen, Schilde, eine Kriegstrommel sowie Hieb- und Schusswaffen und in der Mitte eine (leicht beschädigte) neunzackige Grafenkrone. Möglicherweise fehlen oben Teile, etwa abgebrochene Lanzenspitzen. Der obere Abschluss wirkt etwas unorganisch und wurde vielleicht beschädigt. Es darf auch nicht vernachlässigt werden, dass zu vielen Epitaphien noch eine rahmende Bemalung der Wände mit Draperien o. ä. gehörte, die in den seltensten Fällen erhalten ist (Abb. 34).¹²¹ Seitlich sitzt das Gesims auf als Volutenspannen ausgebildeten Konsolen, unter denen reiche Blütengehänge die Schriftplatte begrenzen. Diese ist hellblau gefasst, die sehr artifiziel ausgearbeitete eingehauene Schrift war sicherlich vergoldet. Die ehemalige Polychromie des Epitaphs wäre restauratorisch zu untersuchen. Ein Schließen der Fehlstellen der Fassung im Schriftfeld würde die Lesbarkeit deutlich verbessern, aber gleichzeitig bei dem jetzigen Zustand der Oberfläche wohl im wörtlichen Sinne zu stark aus dem Rahmen fallen.

Karl Möller vermutete die Herkunft der für unsere Region ungewöhnlichen Arbeit aus Berlin und führte mehrere Vergleichsstücke in der dortigen Nikolaikirche an.¹²² Den von Möller genannten Arbeiten lassen sich weitere aus der Berliner Nikolaikirche hinzufügen: die Epitaphien für den Hofküchenmeister des Markgrafen von Schwedt Matthias

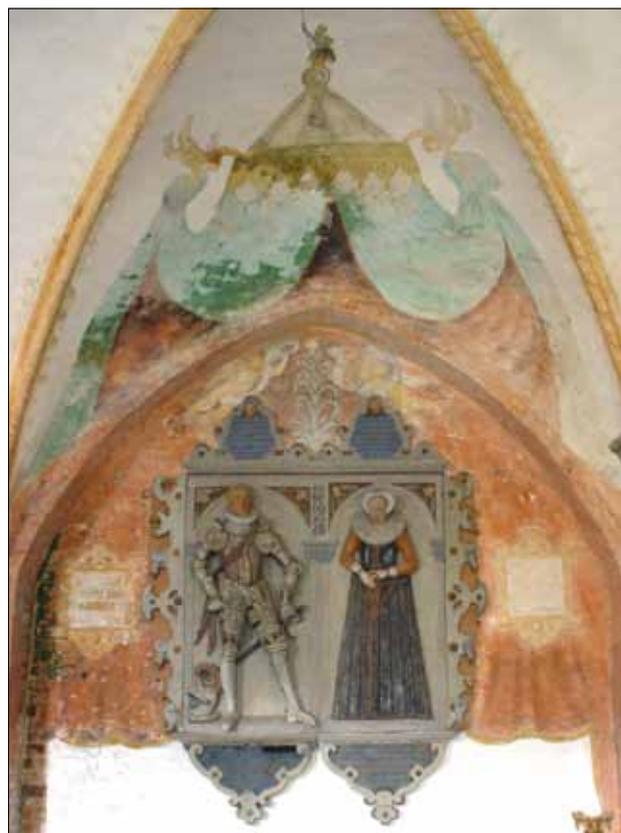


Abb. 34 Samtens auf Rügen, Dorfkirche. Epitaph für Henning von der Osten (1563-1626), Hauptmann zu Lindenberg und Verchen, und seine Ehefrau Anna Levetzow (1579-1612) mit dem dazugehörigen gemalten Baldachin. Das (nach?) 1612 entstandene Gedächtnismal vermittelt eine Vorstellung davon, wie die heute eher als Einzeldenkmale wahrgenommenen Epitaphien ursprünglich in einen größeren gestalterischen Rahmen eingepasst waren. Foto: D. Witt (2006)

Crüger (1658/1659-1713), für den Stadt- und Kirchenmusiker Johann Christoph Körber (1658-1713), den kurfürstlich-brandenburgischen Reisebäcker Caspar Stiller (1665-1714) und für Dorothea Schultze (1648-1716).¹²³ Auffällig ist deren zeitliche Nähe zu dem Greifswalder Monument. Alles deutet darauf hin, dass das Epitaph Wartensleben in derselben Berliner (aus dem Schlüterumkreis hervorgegangen?) Bildhauerwerkstatt gefertigt wurde.

Das künstlerisch anspruchsvolle Gedächtnismal erinnert im Zusammenhang mit dem Fall der schwedischen Festung Stralsund 1715 auch an den nur fünf Jahre währenden Abschnitt dänischer Herrschaft über Vorpommern und ist zugleich ein militärhistorisches Dokument.

¹²⁰ Die Zahlen zu den Gefallenen bei Konze/Samariter 2014, S. 166, wobei aufseiten der Preußen jedoch nur ein verwundeter, aber kein gefallener Major erwähnt wird.

¹²¹ Erhaltene gemalte Baldachine um die Epitaphien zum Beispiel in der Dorfkirche von Samtens auf Rügen (siehe Abb. 34). Zum Epitaph Henning von der Osten und Anna Levetzow dort siehe Zdenka 2002, Nr. 127.

¹²² Möller 1933, S. 66, Grabmal für Joachim Friedrich Falckenberg (siehe Brehm 1994, Nr. 56). Beim Epitaph Christianus Köppen gab Möller das Sterbedatum 1718 an [möglicherweise Brehm 1994, Nr. 70: Christian Köppen (1661-1716)]. Das Epitaph für Jakob Dittmer (gest. 1728) ist bei Brehm 1994 nicht verzeichnet.

¹²³ Brehm 1994, Nr. 47, 48, 52 und 55.

Das Epitaph für Catharina Calen und Joachim Tide und ihre Nachkommen von 1615 in St. Marien

Während steinerne Epitaphien aus dem 18. Jahrhundert in der Region sehr selten sind, blieben aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert häufiger derartige Denkmäler erhalten. Zu den bedeutendsten zählen sicherlich die aufwendigen Epitaphien der Fürsten zu Putbus im Chor der Kirche in Vilmnitz auf Rügen, die um 1600 wohl von einem niederländisch beeinflussten Stralsunder Bildhauer geschaffen wurden.¹²⁴

Viele Kirchengestaltungen der Renaissance und des Frühbarock gingen bei Bränden, Plünderungen in Kriegszeiten oder späteren Erneuerungen zugrunde. Der Stich nach Woerishoffer von 1811 zeigt in der Greifswalder St.-Nikolai-Kirche noch ein monumentales Renaissance-Epitaph an einem Pfeiler auf der Nordseite (vgl. Abb. 2). Erhalten blieb in St. Marien unter anderem das heute links im

Eingangsbereich unter dem Turm eingelassene Epitaph für Catharina Calen, Ehefrau des Joachim Tide (Abb. 35).¹²⁵ Früher hing es am ersten westlichen Pfeiler des südlichen Seitenschiffs auf der Südseite (Abb. 36).¹²⁶

Das zentrale Bildmotiv dieses Epitaphs ist die in flachem Relief wiedergegebene Auferstehung Christi. Die heutige Farbfassung geht auf mehrfache Erneuerungen zurück. Inwieweit dabei originale Befunde mit einbezogen wurden, wäre restauratorisch zu überprüfen. Christus steht als Sieger in einer Strahlenglorie, gerahmt von einem Wolkenband über dem offenen Sarkophag, vor dem die das Grab bewachenden Krieger agieren. Rechts im Hintergrund ist die Stadtsilhouette Jerusalems angedeutet. Eingefasst wird die Szene von den Allegorien der Tugenden Fides und Spes, Glaube und Hoffnung (Abb. 35). Das Kreuz, das Fides im rechten Arm hielt, ging verloren.¹²⁷ Mit der linken Hand weist sie auf den Auferstehenden bzw. auf die



Abb. 35 Greifswald, St. Marien. Epitaph für Catharina Calen und Joachim Tide von 1615. Das Gedächtnismal hängt heute links im Eingangsbereich unterhalb des Turmes, es zeigt zwischen den Allegorien Fides (Glaube) und Spes (Hoffnung) die Auferstehung Christi. Fotos: D. Witt (2018)

¹²⁴ Römer 1935, S. 28-47. Zur von Römer abgelehnten Zuschreibung an Claus Midow siehe S. 41 f.; Zdenka 2002, Nr. 108, 109, 114 und 115.

¹²⁵ Dähnert 1755, S. 289; Römer 1935, S. 26 f., 95 f.; Ohle/Baier 1963, S. 606-608, Nr. 34-37; Baier u. a. 1973, S. 97 f., Nr. 36; Herold/Magin 2009, Nr. 314.

¹²⁶ Haselberg 1885, S. 38; siehe auch die Aufnahme um 1930 im Bildindex von Foto-Marburg: Bilddatei mi00740a03, <https://www.bildindex.de/document/obj20893691>, Abruf 16.08.2018.

¹²⁷ Wie Anm. 126.



Abb. 36 Greifswald, St. Marien. Blick nach Nordosten in den Kircheninnenraum. Das Epitaph für Catharina Calen und Joachim Tide befindet sich auf dieser historischen Fotografie noch an seinem ursprünglichen Standort an der Südseite des südwestlichsten Pfeilers. Die heute fehlende Figur der Caritas in der Bekrönung und das Kreuz im Arm der Fides sind hier noch vorhanden. Außerdem erkennt man auf den seitlichen Ohren noch spitze Docken-Aufsätze, die inzwischen ebenfalls verloren sind. Foto: Universität Greifswald / Caspar-David-Friedrich-Institut / Bild-Archiv (Aufnahme wohl um 1930/1940)

darüber auf dem Architrav stehende Inschrift ›HALTT IM GEDECHTVNS JESVM CHRISTVM / DER AVFERSTANDE IST VON DEN TOTTEN‹. Links steht Spes mit der Taube und dem Anker als Attributen. Die Figur der Caritas (Nächstenliebe) in der rundbogigen Nische des Aufsatzes fehlt heute.¹²⁸ Die Anordnung der christlichen Tugenden am Epitaph entspricht der im ersten Brief des Paulus an die Korinther vorgegebenen Rangfolge (1. Kor. 13,13): „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Verloren sind ebenso die spit-

zen Dockenaufsätze der Seitenwangen des Epitaphs. Auf den Giebelstücken der Bekrönung lagern Todesgenien, die sich auf Schädel stützen und jeweils eine Sanduhr als Symbol der verrinnenden bzw. abgelaufenen Lebenszeit in den Händen halten. Auf der Spitze des Giebels steht ein kleinkindhafter Engel in völliger Nacktheit, mit dem linken Arm zum Himmel weisend. Bemerkenswert ist die Verwendung verschiedener Gesteinsmaterialien. Zwei Köpfechen im Unterhang wurden augenscheinlich aus Alabaster geschnitten und in das Epitaph eingefügt.¹²⁹

Fazit

Die barocken Grabdenkmäler der Greifswalder Kirchen sind unter den verschiedensten Gesichtspunkten beachtenswert. Eine Annäherung kann über die Biografien der hier Bestatteten und deren berufliche Leistungen erfolgen. Einzelne Denkmäler sind so nicht nur für die Stadtgeschichte, sondern auch für die Universitäts-, Militär-, Rechts-, Literatur-, Medizin- oder Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte von Interesse.

Die Kunstgeschichte wird sich in erster Linie den ausführenden Künstlern, den künstlerischen Vorbildern, der Deutung der Bildaussagen und der Inszenierung der Denkmäler im Kirchenraum zuwenden. Mit dem Grabmal des Franz von Essen und seiner Gemahlin Anna Pansow in der Marienkirche haben wir ein Denkmal von hohem künstlerischem Rang vor uns, dessen weitere Restaurierung und Erforschung eine wichtige Aufgabe bleibt. Aber auch viele andere Stücke, darunter abgestellte Epitaphien, Prunksärge und große Leinwandbilder im Dom bedürfen dringend der Restaurierung und Konservierung, um sie als Zeugnisse Greifswalder Geschichte für die Nachwelt zu erhalten und wieder in einen würdigen Zustand zu versetzen. Lebendig und identitätsstiftend für die Gemeinden werden sie aber erst durch die Aufarbeitung und Vermittlung der Quellen zu den Denkmälern und den bestatteten Personen sowie durch die Untersuchung des kulturgeschichtlichen Kontextes. Denkmalpflegern, Historikern, Kunsthistorikern, Theologen und Restauratoren bietet sich hier ein weites Betätigungsfeld.

¹²⁸ Erwähnt bei Römer 1935, S. 96. Vgl. die Aufnahme um 1930 im Bildindex von Foto-Marburg (Anm. 126). Haselberg deutete die weibliche Figur mit zwei Kindern falsch als „Maria mit dem Christuskinde auf dem Schoosse; zur Seite das Johanneskind“ (siehe Haselberg 1885, S. 38). Bei Baier u. a. 1973, S. 97, Nr. 35 ist von einer „Figur Johannes d. Täufers“ im mittleren Giebfeld die Rede, die nach 1936 verloren ging. Vermutlich führte eine Missdeutung der Angabe bei Haselberg zu diesem Irrtum.

¹²⁹ Haselberg 1885, S. 38 und Baier u. a. 1973, S. 97 gaben als Material für das Epitaph Kalkstein an. Es dürfte sich um den in der Region bis 1648 häufiger verwendeten Gotland-Sandstein bzw. Burgsvik-Stein handeln. Zur Verwendung von Gotlandsandstein und zum Einfügen von Köpfen aus Alabaster bei den Semlower Epitaphien vgl. Schneider 2017, S. 31 und 69.

Literaturverzeichnis

Alvermann 2004

Alvermann, Dirk: Akademische Gerichtsbarkeit, Hofgericht und Tribunal - der Streit um das forum competens. In: *Justitia in Pommern*. Hg. Dirk Alvermann und Jürgen Regge. Münster 2004, S. 87-110

Asmus u. a. 2009

Asmus, Ivo; Magin, Christine; Witt, Detlef: „Aber ein guter Nahme bleibet ewiglich...“!? Die barocken Prunksarkophage im Greifswalder Dom. In: *Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte*. Jahrgang 47. Heft 2. Lübeck 2009, S. 38-42

Baier u. a. 1973

Baier, Gerd; Ende, Horst; Krüger, Renate: *Die Denkmale des Kreises Greifswald*. Leipzig 1973

Becker-Carus 2012

Becker-Carus, Brigitte: *Taufengel in Pommern*. [= Beiträge zur pommerschen Landes-, Kirchen- und Kunstgeschichte. Band 15]. Schwerin 2012

Biederbick 2014

Biederbick, Maren: Das Bildprogramm an der Corswandt-Grabkapelle in St. Nikolai zu Greifswald. In: *Architektur als Ort für Embleme. Beiträge zu einer Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 26.01.2013*. Hg. Ingrid Höpel. Kiel 2014, S. 43-57

Biederstedt 1808

Biederstedt, Diedrich Hermann: *Geschichte der Nikolaikirche in Greifswald, vorzüglich der Wiederherstellung derselben in den Jahren 1650 bis 1653*. Greifswald 1808

Biederstedt 1812

Biederstedt, Diedrich Hermann: *Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Nikolaikirche und Gemeinde zu Greifswald*. Greifswald 1812

Biederstedt/Opitz 1966

Biederstedt, Rudolf (Text); Opitz, Hellmut (Fotos): *Greifswald. Geschichte und Gesichter einer Stadt*. [= Kleine Städtereihe. Band 16]. Leipzig 1966

Brehm 1994

Brehm, Knut (Bearb.): *Grabmalkunst aus vier Jahrhunderten*. Epitaphien und Grabdenkmäler in der Nikolaikirche zu Berlin. Katalog der Sepulkralplastik. Berlin 1994

Buske 1989

Buske, Norbert: Theologie- und frömmigkeitsgeschichtliche Voraussetzungen und Hintergründe für die Renovierung der Nikolaikirche durch Gottlieb Giese. In: *Dom St. Nikolai in Greifswald, Beiträge zur Geschichte und zur Wiederherstellung 1989*. Hg. Norbert Buske. Greifswald 1989, S. 57-66

Buske 2010

Buske, Norbert: Das barocke Taufgehäuse in der Stralsunder Nikolaikirche. Die Kirche in der Kirche. Zu den Sinnbezügen barocker Kirchenausstattung. In: *Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte*. Jahrgang 48. Heft 3. Lübeck 2010, S. 38-45

Bütow 1937

Bütow, Hans: Der Schwedter Hofbildhauer Georg Mattarovsky bis 1714. In: *Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte*. Band 49. Berlin 1937, S. 125-141

Czarnecka 2018

Czarnecka, Mirosława: Sibylla Schwarz. In: *Auf den zweiten Blick: Frauen und Männer der Nordkirche vom Mittelalter bis zur Gegenwart* [= Schriften des Vereins für Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte. Band 61]. Hg. Claudia Tietz, Ruth Albrecht und Rainer Hering. Husum 2018, S. 167-182

Fredrich 1920

Fredrich, Carl: Die ehemalige Marienkirche zu Stettin und ihr Besitz II. In: *Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte*. Neue Folge. Band 23. Stettin 1920, S. 1-60

Dähnert 1754

Dähnert, Johann Carl: *J. C. Dähnerts Pommersche Bibliothek*. Band 3. Greifswald 1754

Dähnert 1755

Dähnert, Johann Carl: *J. C. Dähnerts Pommersche Bibliothek*. Band 4. Greifswald 1755

Deckers 2014

Deckers, Renate: Andreas Schlüter in Danzig und Polen. In: *Andreas Schlüter und das barocke Berlin*. Staatliche Mu-

- seen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Hg. Hans Ulrich Kessler. Berlin/München 2014, S. 20-31
- Gesterding 1842
Gesterding, Carl: Genealogien und beziehungsweise Familienstiftungen Pommerscher, besonders ritterschaftlicher Familien. Berlin 1842
- Glaeser 1932
Glaeser, Hanns: Swantow. In: Rügenschwer Heimatkalender für das Jahr 1932, S. 80-86
- Gloria templi secundi Demminensis
Gloria templi secundi Demminensis oder Lob-Gedicht Bey Einweihung Der Neuen Cantzel in der St. Bartholomaei Kirchen zu Demmin [...]. Greifswald [1694]. (Einblattdruck)
- Haselberg 1885
Haselberg, Ernst von: Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund. Bearbeitet von Ernst von Haselberg. Heft 2: Der Kreis Greifswald. Stettin 1885
- Haselberg 1888
Haselberg, Ernst von: Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund. Bearbeitet von Ernst von Haselberg. Heft 3: Der Kreis Grimmen. Stettin 1888
- Hasse 1983
Hasse, Max: Die Marienkirche zu Lübeck. München/Berlin 1983
- Herold/Magin 2009
Herold, Jürgen; Magin, Christine: Die Inschriften der Stadt Greifswald. Gesammelt und bearbeitet von Jürgen Herold und Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften. Band 77]. Wiesbaden 2009
- Heyden 1965
Heyden, Hellmuth: Die Kirchen Greifswalds und ihre Geschichte. Berlin 1965
- Heymel 2010
Heymel, Jenny Louise: Greifswald, Dom St. Nikolai, Epitaph Stephani. Restaurierungsdokumentation. Kreuzmannshagen 2010 (unpubliziert)
- Hinterkeuser 2014
Hinterkeuser, Guido: Andreas Schlüters Skulpturenprogramm für das Berliner Schloss. Zwischen Konzeption und Organisation. In: Andreas Schlüter und das barocke Berlin. Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Hg. Hans Ulrich Kessler. Berlin/München 2014, S. 286-299
- Jacobs 2014
Jacobs, Silvio: Familie, Stand und Vaterland. Der niedere Adel im frühneuzeitlichen Mecklenburg. [= Quellen und Studien aus den Landesarchiven Mecklenburg-Vorpommerns. Band 15]. Köln 2014
- Jörn 2007
Jörn, Nils: Das Personal des Vorpommerschen Hofgerichts während der Großmachtzeit – Einige Thesen zu einer Kollektivbiographie. In: Die Pommerschen Hofgerichte. Geschichte – Personal – Probleme der Forschung. Hg. Nils Jörn. [= Schriftenreihe der David-Mevius-Gesellschaft. Band 2]. Hamburg 2007, S. 323-349
- Jörn 2014
Jörn, Nils: Johann Graf von Lilienstedt – ein Finnlandschwede in Pommern. In: Finnland im Blick. Historische und zeitgeschichtliche Studien. Festschrift für Dörte Pütensen. Hg. Manfred Menger und Burkhard E. Poser. Berlin 2014, S. 34-50
- Jühlke 1858
Jühlke, Ferdinand: Die Zustände des Gartenbaues vor 100 Jahren in Neuvorpommern und Rügen. Ein Beitrag zur geschichtlichen Entwicklung desselben. Eldena 1858
- Kandt 2015
Kandt, Kevin E.: Schlüteriana III: Studies in the Art, Life and Milieu of Andreas Schlüter. Berlin 2015
- Kirmis 1989
Kirmis, Günther: Zur Renovierung des Doms, Bauausführung. In: Dom St. Nikolai in Greifswald. Hg. Norbert Buske. Greifswald 1989, S. 81 f.
- Kob 1975
Kob, Konrad: Die Greifswalder Kirchen: Ein Führer durch St. Marien, St. Nikolai und St. Jakobi. Jena 1975

- Konze/Samariter 2014
Konze, Marlies; Samariter, Renate: Vom Kronwerk des Dreißigjährigen Krieges zum Hornwerk des Nordischen Krieges – Festungsbau in der Stralsunder Frankenvorstadt. In: Kulturerbe in Mecklenburg und Vorpommern. Band 8. Jahrgang 2012. Schwerin 2014, S. 155-170
- Lindemann 2014
Lindemann, Bernd Wolfgang: Die Prunksärge für Sophie Charlotte und Friedrich I. In: Andreas Schlüter und das barocke Berlin. Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Hg. Hans Ulrich Kessler. Berlin/München 2014, S. 400-409
- Łuczak 2016
Łuczak, Marek: Katedra św Jakuba w Szczecinie. Historia, architektura i wyposażenie. Die Jakobikirche in Stettin. St. Jacob's Cathedral in Szczecin. Szczecin 2016
- Magin 2016
Die Inschriften der Stadt Stralsund. Gesammelt und bearbeitet von Christine Magin. [= Die deutschen Inschriften. Band 102]. Wiesbaden 2016
- Meißner/Sperrle 2012
Meißner, Marina; Sperrle, Paul Jakob: Die Marienkirche in Anklam – Baugeschichte und Kirchengeschichte unter der Lupe. Greifswalder Studenten erforschen Kunstgeschichte vor Ort. In: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte. Jahrgang 50. Heft 4. Lübeck 2012, S. 28-31
- Mieth 2011
Mieth, Andreas: Greifswald, St. Marien. Grabmal Franz von Essen. Restauratorisches Gutachten 2011 (unpubliziert)
- Mieth 2012/2013
Mieth, Andreas: Greifswald, St. Marien. Grabmal Franz von Essen, Restaurierung „Verschwiegenheit“. Restaurierungs-Dokumentation, Bearbeitung 2012/2013 (unpubliziert)
- Mieth 2015/2018
Mieth, Andreas: Greifswald, St. Marien. Grabmal Franz von Essen, Restaurierung „Weisheit“. Restaurierungs-Dokumentation, Bearbeitung 2015/2018 (unpubliziert)
- Möller 1933
Möller, Karl: Die Stralsunder Bildhauerkunst des 18. Jahrhunderts. In: Pommersche Jahrbücher. Band 27. Greifswald 1933, S. 3-131
- Ohle/Baier 1963
Ohle, Walter; Baier, Gerd: Die Kunstdenkmale des Kreises Ohle. Leipzig 1963
- Pyl 1885
Pyl, Theodor: Geschichte der Greifswalder Kirchen und Klöster, sowie ihrer Denkmäler, nebst einer Einleitung vom Ursprunge der Stadt Greifswald. Teil 1. Greifswald 1885
- Römer 1935
Römer, Ilse: Renaissanceplastik in Neu-Vorpommern. [= Inaugural-Diss.]. Greifswald 1935
- Schmitt 1928
Schmitt, Otto: Johannes Graf Lilljenstedts Grabdenkmal in der Marienkirche zu Stralsund. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 30. Stettin 1928, S. 201-212
- Schneider 2017
Schneider, Carsten: Kirche Semlow. Untersuchung der Epitaphien an der Südwand-Chor Adam von Behr, Christoph von Behr, Dokumentation 2017 (unpubliziert)
- Schneider 2013
Schneider, Richard: Das Berliner Schloss in historischen Photographien. Berlin 2013
- Schönrock/Witt 2013
Schönrock, Felix; Witt, Detlef: Die Verschwiegenheit - eine Tugend in Pommern. Zur Rückkehr der restaurierten Skulptur des Grabmals. In: Pommern. Zeitschrift für Kultur und Geschichte. Jahrgang 51. Heft 4. Lübeck 2013, S. 13-17
- Schulz 1960
Schulz, Heinrich: Erhard Löffler, ein Stettiner Bildhauer. Er fertigte nach einem unerfreulichen Streit den Altar in der Jakobikirche an. In: Pommersche Zeitung. 12. März 1960, S. 9
- Schulz 1963
Schulz, Heinrich: Pommersche Dorfkirchen östlich der Oder. Ein Buch der Erinnerungen. Herford (Westf.) 1963

Skottki 2010

Skottki, Kristin: Denn die Toten sind unvergessen: Zu den Grabmälern der Marienkirche in Rostock. [= Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock. Heft 29]. Rostock 2010

Sörries 2002

Sörries, Reiner: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur. Band 1: Volkskunde, Kulturgeschichte. Braunschweig 2002

Sörries 2005

Sörries, Reiner: Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur. Wörterbuch zur Sepulkralkultur. Band 2: Archäologie, Kunstgeschichte. Braunschweig 2005

Spies u. a. 2016

Spies, Paul; Schwirkmann, Peter; Bartmann, Dominik (Hg.): Schloss. Stadt. Berlin. Die Residenz rückt in die Mitte (1650-1800). Berlin 2016

Steiger 2016 I

Steiger, Johann Anselm: Gedächtnisorte der Reformation. Sakrale Kunst im Norden (16.-18. Jahrhundert). Band 1: A-K. Regensburg 2016

Stolle 1772

Stolle, Wilhelm Carl: Beschreibung und Geschichte der uralten, ehemals festen, grossen und berühmten Hansestadt Demmin, wie auch der daran liegenden festen und berühmten Burg Haus Demmin genannt, aus Urkunden und bewährten Geschichtschreibern ausgefertigt von Wilhelm Carl Stolle, Archidiacono an der St. Bartholomäikirche und Pastore zu St. Marien in Demmin. Greifswald 1772

Stubenrauch 1902

Stubenrauch, Adolf: Führer durch die St. Jacobi-Kirche in Stettin. Stettin 1902

Thümmel 1990

Thümmel, Hans Georg: Greifswalder Inschriften. In: Baltische Studien. Pommersche Jahrbücher für Landesgeschichte. Neue Folge. Band 76. Marburg 1990, S. 116-133

Vogel 2000

Vogel, Gerd-Helge: Bildende Kunst in Greifswald von den Anfängen bis zur Reichsgründung. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 335-356

Wartensleben 1858

Wartensleben, Julius Graf von: Nachrichten von dem Geschlechte der Grafen von Wartensleben. 2. Teil: Biographische Nachrichten. Berlin 1858

Wisłocki 2002

Wisłocki, Marcin: Protestantische Epitaphien des 16. und 17. Jahrhunderts in den pommerschen Hansestädten Stettin (Szczecin), Greifswald und Stralsund. In: Hansestadt, Residenz, Industriestandort. Beiträge der 7. Tagung des Arbeitskreises Deutscher und Polnischer Kunsthistoriker. Hg. Beate Störtkuhl. [= Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa. Band 19]. München 2002, S. 103-121

Witt 1997

Witt, Detlef: Über einige alte hölzerne Bildwerke aus der Sammlung des Victor-Schultze-Instituts. In: Zwischen Apostelgrab und Zeigestock: Festschrift für Hans Georg Thümmel zum 65. Geburtstag. Typoskript. Greifswald 1997, S. 61-70

Witt 2009

Witt, Detlef: „... haben sich bey allen diesen Geschäften auch mühsam und fleissig bewiesen.“ Zu den Kirchengeschichten des Barock im nördlichen Vorpommern. In: Ecclesiae ornatae. Kirchengeschichten des Mittelalters und der frühen Neuzeit zwischen Denkmalwert und Funktionalität. Hg. Gerhard Eimer, Ernst Gierlich, Matthias Müller. [= Kunsthistorische Arbeiten der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen. Band 6]. Bonn 2009, S. 57-77

Witt 2013:

Witt, Detlef: Uecker, Max. In: Biographisches Lexikon für Pommern. Band 1. Köln u. a. 2013, S. 244-248

Zdrenka 2002

Zdrenka, Joachim: Die Inschriften des Landkreises Rügen. Gesammelt und bearbeitet von Joachim Zdrenka. [= Die deutschen Inschriften. Band 55]. Berlin/Wiesbaden 2002

Zitzlsperger 2014

Zitzlsperger, Philipp: Schlüters Grabmal Männlich. In: Kessler, Hans Ulrich (Hg.): Andreas Schlüter und das barocke Berlin. Staatliche Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz. Berlin; München 2014, S. 328-339

Der Alte Friedhof in Greifswald Geschichte und bauliche Besonderheiten

Anja Kretschmer, Regina Ströbl und Andreas Ströbl

Einführung

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzogen sich wegweisende Veränderungen innerhalb der Bestattungskultur. Aus hygienischen Gründen und wegen des Platzmangels auf den Kirchhöfen und in den Gotteshäusern selbst waren Begräbnisstätten vor den Stadtmauern dringend erforderlich geworden. Auch in Greifswald suchte man daher nach einem geeigneten Areal, das nicht zu weit von der Stadt entfernt lag und eine Bodenbeschaffenheit aufwies, die für den Zweck eines Friedhofes geeignet erschien. Das Gelände der Ziegelei von St. Marien, an der Wolgaster Straße gelegen, entsprach grundsätzlich diesen Anforderungen. Allerdings gab es dort noch eine Senke, die zunächst aufgefüllt werden musste. Hierzu diente das Erdreich, welches beim Abbruch der hohen Bastion vor dem Mühlentor und bei der Planierung der Defensionswerke im Bereich des Schießwalls anfiel.¹

Mit der Planung des neuen Begräbnisplatzes wurde der Universitätsbaumeister und akademische Zeichenlehrer Johann Gottfried Quistorp betraut, dessen Entwurf vom Mai 1818 auf allgemeine Zustimmung traf (Abb. 1). Anregung fand Quistorp wohl in Dessau. Dort war knapp 30 Jahre zuvor ein mustergültiger Friedhof konzipiert worden, der für viele Städte maßgebend wurde.² Ein Beispiel dafür ist der 1815 bis 1816 entstandene Trinitatisfriedhof in Dresden.³ Auch dieser Bestattungsplatz könnte dem Planer als Vorbild gedient haben, schließlich lebte einer seiner Schüler, der inzwischen angesehene Maler Caspar David Friedrich, seit vielen Jahren in der sächsischen Stadt.

Zur Gestaltung des Terrains

Für Greifswald entwarf Quistorp eine gleichförmige, nahezu quadratische Vier-Felder-Anlage, unterteilt durch ein Wegekreuz und eingefasst von einer umlaufenden Wegführung. Die großen Rasenparterres sollten als Umrandung eine Anpflanzung von Pappelreihen bekommen, in den Flächen war dagegen nur eine punktuelle vegetabile

Gestaltung vorgesehen. An den Endpunkten der Wege gedachte Quistorp, mit halb- bzw. viertelkreisförmig abgesteckten Bereichen besondere florale Akzente zu setzen. Eine herausgehobene Bedeutung kam jedoch dem zentralen Rondell des Wegekreuzes zu. Hier war die Errichtung einer Leichenhalle angedacht, für die zwei Varianten zur Wahl gestellt wurden. Gemäß dem damals typischen Zeitgeschmack legte Quistorp Pläne für einen neugotischen und einen antik-griechischen Bau vor.

Leichenhallen bildeten vor allem im 19. Jahrhundert einen neuen wichtigen Bautyp auf den Friedhöfen, sie waren aufgrund der Angst, lebendig begraben zu werden, eine notwendige Institution zur Aufbahrung der Verstorbenen geworden.⁴ Quistorp plante hierfür ein Gebäude auf kreuzförmigem Grundriss und fertigte zwei unterschiedliche Aufrisszeichnungen für die traufständige Hauptfassade an. Der gotische Bau sollte stiltypisch ein hohes Satteldach mit pfeilerbesetzten Dreiecksgiebeln sowie spitzbogig geschlossene, von einer (Maßwerk)Rosette bekrönte Zwillingfenster erhalten. In der Mitte der Hauptfront zeigt die detaillierte Darstellung eine dreiaxige Vorhalle mit Dreiecksgiebel, Spitzbogenportal und einer reichen Auswahl gotischer Zierelemente. Der klassizistische Plan weist eine ähnliche Achseneinteilung auf, ansonsten wird er ganz und gar bestimmt durch die Vorbilder griechisch-antiker Architektur. Charakteristisch sind etwa das sehr flache Dach sowie der säulengestützte Portikus.

Am 13. September 1818 fand die Einweihung des neuen Greifswalder Friedhofs statt, der damit zu den frühesten symmetrisch gestalteten Begräbnisanlagen im norddeutschen Raum zählt. Vollzogen wurde der feierliche Akt vom Generalsuperintendenten Dr. Johann Christoph Ziemsen.⁵ Das zentrale Rondell blieb zunächst jedoch unbebaut. Erst in den Jahren 1821-1826 entstand hier statt einer Leichenhalle eine Friedhofskapelle, jedoch nach vollkommen neuen Entwürfen des Greifswalder Architekten und Malers Johann Gottlieb Giese, der ebenfalls zu den Schülern

¹ Lissok 2000, S. 517.

² Der Stadtgottesacker in Dessau wurde zum Leitbild für viele deutsche Friedhöfe, er entsprach ganz dem aufklärerischen Programm jener Zeit (vgl. Lissok 2000, S. 518).

³ Witt 1996, S. 21.

⁴ Vgl. Hufeland 1791.

⁵ Witt 1996, S. 23.

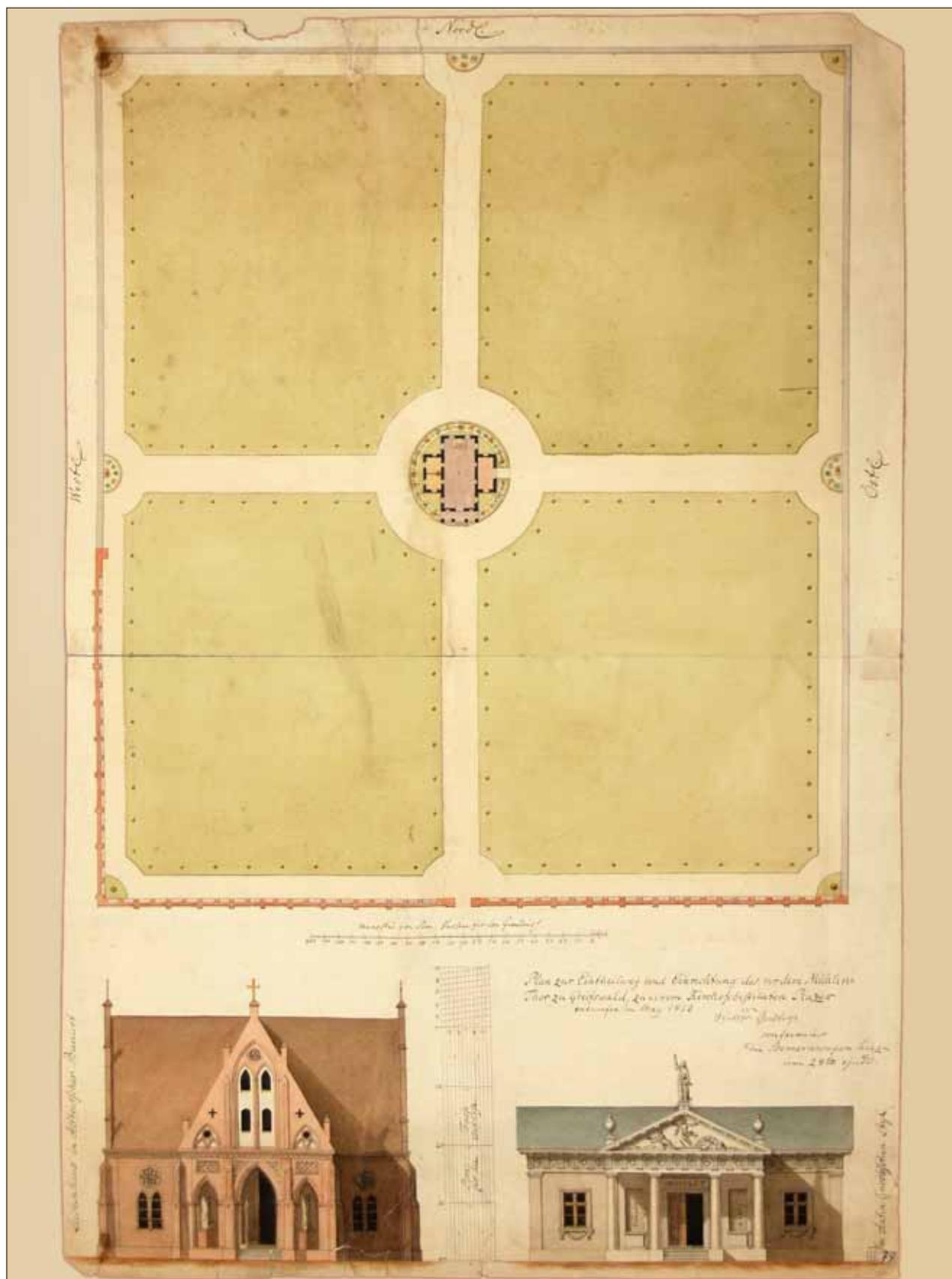


Abb. 1 Entwurfsskizze für den neuen städtischen Friedhof an der Wolgaster Straße in Greifswald, vorgelegt von Johann Gottfried Quistorp im Jahr 1818. Der weitgehend realisierte Grundrissplan orientierte sich am Vorbild des 1787-1789 entstandenen Stadtgottesackers in Dessau. Die beiden in ihrer Stilistik unterschiedlichen Entwürfe für die Leichenhalle auf dem zentralen Rondell wurden hingegen nicht verwirklicht. Abbildung: STAG Pläne III 79



Abb. 2 Greifswald, Alter Friedhof. Südseite der 1821-1826 entstandenen Kapelle auf dem zentralen Rondell der ursprünglichen Anlage. Der zurückhaltend neogotisch gestaltete Bau wurde im Januar 1987 abgebrochen. Blick nach Norden. Foto: Universität Greifswald /Caspar-David-Friedrich-Institut / Bild-Archiv (Aufnahme 1920er Jahre)

Quistorps zählte (Abb. 2).⁶ Heute erinnern nur noch der sichtbare Grundriss sowie eine Bronzeplatte an das Sepulkralgebäude, mit dessen Abbruch im Januar 1987 eines der frühesten romantisch-sakralen Bauwerke überhaupt verloren ging.⁷ Backsteinsichtig ausgeführt bestach die Kapelle mit ihrer schlichten aber filigranen Architektur. Die Ecken des achtseitigen Gebäudes wurden durch Strebepfeiler betont, das Portal und die hohen, in gotischer Formensprache gegliederten Fenster waren spitzbogig überfangen. Das schiefergedeckte Zeltdach bekrönte ein großes, schmiedeeisernes Kreuz, kleinere Kreuze in vergleichbarer Ausführung waren auch den Fialen der Eckpfeiler aufgesetzt. In den 160 Jahren seines Bestehens bot dieser zentrale Friedhofsbau Platz für Trauerfeiern, zudem waren hier die Gerätschaften des Totengräbers untergebracht.⁸ Obwohl der Friedhof 1851 eine Erweiterung nach Norden und Osten erfuhr, musste er elf Jahre später wegen Über-

belegung vorerst geschlossen werden. Ab 1864 nutzte man einen neuen Friedhof am anderen Ende der Stadt, der sich aufgrund von Lage und Erweiterungsmöglichkeiten als zweckmäßiger erwies.⁹ Dennoch fand im Jahr 1886 eine beschränkte Wiederbelegung auf dem Bestattungsort an der Wolgaster Straße statt. Verantwortlich für die in diesem Zusammenhang notwendige Umgestaltung des Areals war Stadtbaumeister Friedrich Haas, der die zunächst streng symmetrische Anlage Quistorps zugunsten einer landschaftlich geprägten Struktur mit geschwungenem Wegesystem und verdichteter Bepflanzung auflockerte.¹⁰

Mit der Umgestaltung erreichte der Friedhof seine heutige Größe von 4,4 Hektar. Seit 1992 steht er unter Denkmalschutz und ist für Urnenbeisetzungen noch immer nutzbar. Darüber hinaus setzt sich der Förderverein „Alter Friedhof Greifswald e. V.“ für die Erhaltung und Pflege der Anlage ein. Durch öffentlichkeitswirksame Aktivitäten wie Arbeitseinsätze, Führungen und Vorträge stellt er die Bedeutung dieses Kulturdenkmals immer wieder in den Fokus. Bundesweite Aktionen wie der „Tag des Friedhofs“ oder der „Tag des offenen Denkmals“ sind wichtige Plattformen, um den Friedhof in das Bewusstsein der Menschen zu rücken. Zur Erhaltung der Grabstätten selbst gibt es andernorts die Möglichkeit der Grabmalpatenschaft, die ein kostengünstiges Mittel ist, um diese historischen Zeugnisse zu erhalten und für die Gegenwart zu nutzen.¹¹ Der Alte Friedhof befindet sich im Wandel und bleibt doch ein Ort der Vergangenheit. Er ist Spiegel der Stadt- und Kunstgeschichte sowie ein Quellenfundus der Genealogie. Darüber hinaus bildet er aber auch einen Hort für Flora und Fauna, und nicht zuletzt ist er eine Stätte der Begegnung - mit sich selbst und anderen.

Die Grufthäuser auf dem Alten Friedhof

Um jene Familien, die mitunter jahrhundertealte Familiengrabstätten in den Kirchen besaßen, dazu zu bewegen, auf dem neuen Begräbnisplatz an der Wolgaster Straße eine Grabstelle anzulegen, beschloss die Stadt eine Art Entschädigungsprogramm. Diese Familien durften *gegen un-*

⁶ Stadtarchiv Greifswald (im Folgenden: StAG) Rep. 5 Nr. 6298, fol. 13.

⁷ Den genauen Zeitpunkt des Abbruchs nannte Torsten Rütz (Greifswald), der den Vorgang mit einigen Fotoaufnahmen dokumentierte. Laut den Unterlagen im Stadtplanungsamt war der Abriss bereits für das erste Halbjahr 1986 bewilligt [Registatur der Unteren Bauaufsichtsbehörde der Universitäts- und Hansestadt Greifswald (im Folgenden: Bauamtsakte): Wolgaster Straße / Alter Friedhof, Akte unfoliiert].

⁸ Ab 1821 soll es an der Kapelle ein verstecktes Gewölbe gegeben haben, welches zur Aufbahrung der Leichen diente (vgl. Witt 1996, S. 45).

⁹ Lissok 2000, S. 519 f. Zur Planung des neuen Friedhofs in der westlichen Vettenvorstadt siehe auch den Beitrag von Michael Lissok in diesem Heft (S. 15 ff.).

¹⁰ StAG Rep. 5 Nr. 6282; vgl. auch Witt 1996, S. 23-28.

¹¹ Als erste Stadt in Deutschland bietet Köln bereits seit 1981 Grabmalpatenschaften an. Danach wurde diese Form der Neunutzung von einigen Städten übernommen. (vgl. hierzu Kretschmer 2012, S. 301 ff.).



Abb. 3 Greifswald, Alter Friedhof. Darstellung der Anlage in dem 1842 angefertigten Stadtplan Friedrich von Hagenows. Zum Zeitpunkt dieser Aufnahme gab es bereits 16 Grufthäuser, randständig an der Friedhofsbezugnung errichtet (zwei auf der Südseite als Doppelanlagen, vgl. Abb. 4). Abbildung: Pommersches Landesmuseum K2/944 (Ausschnitt)

entgeltliche Überlassung einer verhältnismäßigen Stelle, separiert an der Friedhofsmauer, ein eigenes privates Grabgebäude errichten.¹² Der Stadt selbst war auch in Bezug auf diese Gruftanlagen an einem einheitlichen Friedhofsbild gelegen und so bedurfte es nicht nur der Genehmigung durch den Magistrat, sondern auch der Einhaltung strenger Richtlinien.¹³ Um diese den Bürgern detailliert verständlich zu machen, ließ man 1819 einen Musterbau ausführen, der sich an der Nordmauer befand.¹⁴

Von dem genannten „Vorzeigebau“ existieren weder Entwürfe noch historische Aufnahmen. Jedoch beziehen sich die in den Folgejahren realisierten Gruftgebäude deutlich auf die städtischen Vorgaben. Diese sahen ein mittig angelegtes Portal, seitlich flankierende Pilaster oder Halbsäulen und ein Pultdach vor. Im Inneren der Grüfte befand sich ein offener Raum, der von einem Gewölbe überfangen wurde. Auf dem Stadtplan Friedrich von Hagenows aus dem Jahr 1842 sind bereits 16 Gebäude ver-

zeichnet (Abb. 3). Diese Quelle bildet eine maßgebliche Grundlage bei der Erforschung insbesondere der nicht mehr vorhandenen Bauwerke, von denen nur sehr wenige Entwurfsskizzen oder Lagepläne überliefert sind. Immerhin bieten das Sterberegister und einige historische Aufnahmen aus den 1930er Jahren Anhaltspunkte für ihre Gestalt und den einstigen Standort. Insgesamt gab es bis 1912 nachweislich 25 Grüfte (Abb. 4).¹⁵

Generell kann man festhalten, dass das städtische Angebot von den Greifswalder Bürgern sehr gut angenommen wurde und schon in den ersten zehn Jahren eine Vielzahl von Grabbauten entstand. Zu den Bauherren gehörten in dieser und in der Folgezeit namhafte Persönlichkeiten der Stadt, darunter Bürgermeister Carl Gesterding und Kammerarius Rosenthal, denen auch die administrativen Aufgaben bei der Realisierung des Friedhofes oblagen. Des Weiteren richteten sich Professoren der Universität, Kaufleute, Kommerzienräte und Rechtsanwälte hier eine

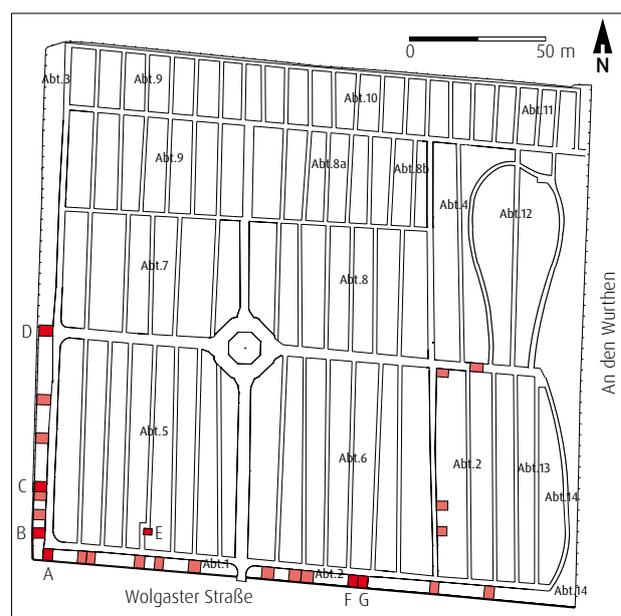


Abb. 4 Greifswald, Alter Friedhof. Kartierung der bis 1912 vorhandenen Grufthäusern. Von den 25 Gebäuden (darunter vier Doppelanlagen) sind heute noch sieben Grablegen zum Teil bedeutender Greifswalder Familien erhalten: A = von Haselberg; B = von Vahl/Gesterding; C = Schütze; D = von Klot-Trautvetter; E = Pyl; F = Meyer/Anderssen; G = Mende und Beumer. Kartierung der Grüfte: A. Kretschmer (2018). Plangrundlage: UHGW / Stadtbauamt / Abt. Vermessung (2017)

¹² StAG Rep. 5 Nr. 1538, Bd. 2, sowie Rep. 5 Nr. 6279, Bd. 1.

¹³ StAG Rep. 5 Nr. 1538, Bd. 2. Darin: *Im Jahre 1819 wurde die Begräbnisstelle [...] auf öffentliche Kosten mit einem massiven Begräbnisgewölbe bebaut, um so ein Muster zu geben, wie es gewünscht würde, daß gesamte Begräbnisstellen längs der Mauer auf der 1. und 2. Abteilung bebaut werden möchten.*

¹⁴ Ebd. sowie Rep. 5 Nr. 6295. Dieser Musterbau wurde vermutlich von Stadtbaumeister Hoffmann konzipiert und diente bis zur Fertigstellung der zentralen Friedhofskapelle als Abstellraum für Gerätschaften sowie zur Aufbahrung Verstorbener. Man versuchte diesen Bau an Familien zu veräußern, um mit dem Erlös den schlecht gedeckten Baufond für die Friedhofskapelle auszugleichen, was jedoch nicht gelang (vgl. Witt 1996, S. 45 sowie Friedhofsverwaltung, Sterberegister Abt. 1).

¹⁵ Nach Sterberegister Abt. 1 und 2 der Friedhofsverwaltung. Zu den nicht mehr existierenden Grufthäusern gibt es eine sehr detaillierte und gut bebilderte Dokumentation in Kretschmer 2012, S. 153-167.



Abb. 5 Greifswald, Alter Friedhof. Gruftgebäude der Familie von Haselberg wenige Jahre vor seiner restauratorisch betreuten Instandsetzung. Bauliche Hülle und Inventar waren nach Jahrzehnten der Vernachlässigung sowie durch mutwillige Zerstörungen in einem beklagenswerten Zustand. Blick nach Süden. Foto: A. Kretschmer (2009)

neue Familiengrablege ein. Derzeit noch erhalten sind sieben Gruftanlagen, datiert in den Zeitraum zwischen 1821 und 1912 (Abb. 4).¹⁶

An der Südmauer des Friedhofs steht im westlichen Abschnitt (Abteilung 1) heute noch die Gruft der **Familie von Haselberg**. Es handelt sich dabei um einen verputzten Backsteinbau, dessen Schaufront ein mittig gelegenes Rundbogenportal, seitlich flankierende dorische Halbsäulen mit dazwischen liegenden Lüftungsfenstern und ein gedrungener Dreiecksgiebel mit Eckakroterien zieren

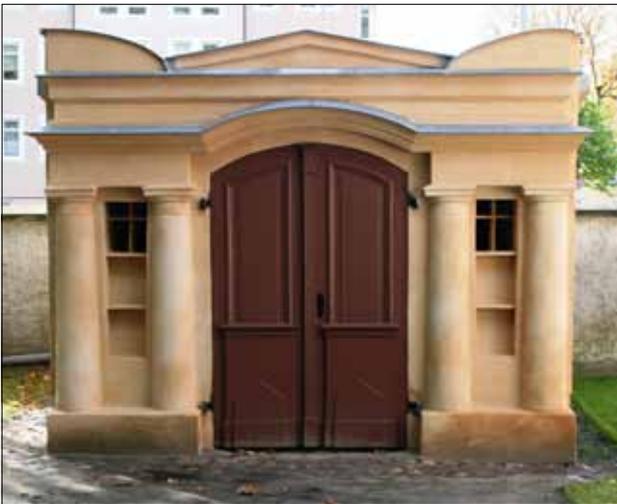


Abb. 6 Greifswald, Alter Friedhof. Gruftgebäude der Familie von Haselberg aus der Zeit um 1830. Das Bild zeigt den Zustand unmittelbar nach der Sanierung. Blick nach Süden. Foto: A. Kretschmer (2012)



Abb. 7 Greifswald, Alter Friedhof. Blick nach Süden in die Gruft der Familie von Haselberg. Vor der Sanierung des vom Verfall bedrohten Grabgebäudes sind die Särge bzw. ihre Überreste sowie die verstreut aufgefundenen Gebeine geborgen worden. Foto: Universität Greifswald / Institut für Rechtsmedizin / B. Bockholdt (2008)

(Abb. 5 und 6). Stilistisch ist diese Grabanlage als eine Besonderheit anzusehen: Sie folgt dem sogenannten barocken Klassizismus, in dem sich spätbarocke Gestaltungselemente und eine frühklassizistische Architekturgliederung in einer ausgewogenen Synthese vereinen. Schon aufgrund dessen lässt sich die Haselberg-Grablege in die Anfangszeit des Friedhofes datieren.

Als die Gruft während einer dringend notwendig gewordenen Sanierung im Jahr 2009 geräumt wurde, konnten nur noch Särge und Sargfragmente in äußerst schlechtem Zustand geborgen werden; sämtliche sterbliche Überreste lagen im gesamten Grabraum verteilt. Vandalismus und jahrzehntelanger Verfall hatten auch das Gebäude selbst stark in Mitleidenschaft gezogen (Abb. 5 und 7). Glücklicherweise waren alle Inschriftentafeln der sieben Särge erhalten, was eine genaue Zuordnung der dort Bestatteten ermöglichte.¹⁷ Demnach gehörten die Gebrüder Gabriel Peter von Haselberg (1763-1838) und Lorenz Wilhelm von Haselberg (1764-1844) zu den Bauherren, die mit ihren Familien dort die letzte Ruhe fanden. Gabriel Peter machte Karriere als Jurist und wurde 1831 zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts befördert. Sein Enkel war der bekannte Stralsunder Stadtbaumeister Ernst von Haselberg (1827-1905), der wegen des von ihm herausgegebenen Inventars für die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund noch heute besondere Beachtung

¹⁶ Datierung nach den Angaben im Sterberegister Abt. 1 und 2 (ebda.). Die im Folgenden gemachten Angaben bezüglich Namen und Lebensdaten der in den Grüften bestatteten Personen basieren auf der Durchsicht des Sterberegisters (ebda.), dem Nachlass der Familie von Haselberg und der Familie von Klot-Trautvetter im Stadtarchiv Stralsund, sowie der Allgemeinen Deutschen Biographie und dem Archiv für Sippenforschung. Zu den hier jeweils nur kurz abgehandelten Biografien einzelner Persönlichkeiten siehe umfassender: Kretschmer 2012, S. 168-182.

¹⁷ Ausführliche Informationen zur Instandsetzung der Gruft in: Förderverein Alter Friedhof Greifswald e. V. 2012.

verdient.¹⁸ Lorenz Wilhelm hingegen erlangte hohes Ansehen als Mediziner an der Greifswalder Universität, wurde 1795 zudem Stadtphysikus und 1799 sogar zum Königlich Schwedischen Archiater ernannt. Sein repräsentatives Wohnhaus am Markt 17 diente oftmals bedeutenden Gästen wie dem schwedischen und später dem preußischen König als Quartier.¹⁹ Bei der Instandsetzung der Grabanlage wurden alle Teile des ursprünglichen Bestandes erhalten und fehlende Elemente ergänzt. Nach restauratorischen Befunden erhielten die Gruft, das Portal und die zwei Särge, die man vor dem vollständigen Verfall retten konnte, ihre ursprüngliche Farbigkeit zurück (Abb. 6). Am „Tag des offenen Denkmals“ im September 2012 wurden die beiden restaurierten und teilrekonstruierten Särge feierlich in die fertiggestellte Gruft überführt.

An der Westmauer in Abteilung 1 stehen heute noch drei Grabgebäude. Dem beschriebenen Haselberg-Begräbnis schräg gegenüber befindet sich die 1823 errichtete Gruft der Familien des Kommerzienrates und Kaufmanns **Balzer Peter von Vahl** (1755-1825) sowie des Bürgermeisters **Carl Gesterding** (1774-1843). Bei der Gestaltung des Grabbaus stand ein Entwurf von Friedrich Gilly Pate, den dieser bis 1800 für den Berliner Friedhof vor dem Halleschen Tor angefertigt hatte (Abb. 8). Die dargestellte Schaufassade wird bestimmt von zwei gestuft angeordneten Rundbögen, die den gedrungenen Eingang in die Gruft einfassen sollten. Der äußere Bogen ist durch eine Rustikaquaderung besonders stark betont, den inneren begleitet umlaufend eine Reihe von Rosetten.

Friedrich Gilly (1772-1800) war Mitbegründer des Berliner Frühklassizismus und sein Entwurf avancierte vor allem in Mecklenburg und Pommern zum Musterbau.²⁰ Die Grabanlage der Familien Vahl und Gesterding in Greifswald legt noch im heutigen Zustand Zeugnis davon ab (Abb. 9). Auch hier gab es zunächst die den Eingang umlaufenden Rosetten, sie fehlen erst seit der Sanierung im Jahr 1995 vollständig.²¹ Ein Nachfahre der Familie hatte bereits 1925 zur Umgestaltung der Gruft beigetragen, indem er verfügen ließ, dass die Gruft verfüllt und geschlossen wird.²² In die Zumauerung des Einganges setzte man eine Sandsteintafel mit den Namen der dort bestatteten

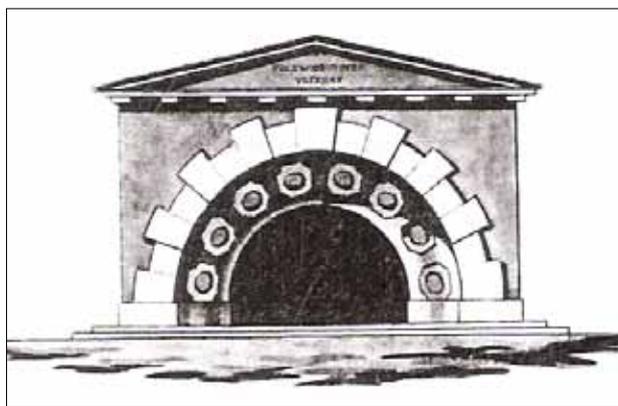


Abb. 8 Entwurf von Friedrich Gilly für ein Mausoleum auf dem Friedhof vor dem Halleschen Tor in Berlin (um 1800). Nach diesem Vorbild entstand die Greifswalder Grabanlage der Familien Gesterding und von Vahl. Abbildung: Riedel 1803, Tafel 1a



Abb. 9 Greifswald, Alter Friedhof. Grabgebäude der Familien von Vahl und Gesterding, errichtet im Jahr 1823. Die Schaufassade entspricht auch in Details dem Entwurf Friedrich Gillys (vgl. Abb. 8). Bis zur Sanierung 1995 waren noch einige der Rosetten um den ehemaligen Zugang erhalten. Die Zumauerung des Einganges wurde bereits 1925 veranlasst. Blick nach Nordwesten bzw. Westen. Fotos: T. Rütz (1992) / A. Kretschmer (2008)

¹⁸ Bei diesen Bänden von Ernst von Haselberg, welche zwischen 1881 und 1902 erschienen, handelt es sich um Dokumentationen namhafter Bauwerke samt Auflistung ihrer Ausstattungsstücke. Sie gelten als wegweisende und allgemeingültige Grundlage der Denkmalpflege.

¹⁹ Stadtarchiv Stralsund Rep. N Has 102 Bd. 1, S. 41, 47, 52, 65.

²⁰ Grabbauten nach diesem Vorbild gibt es auf dem Güstrower Gertrudenkirchhof, auf den Kirchhöfen in Weitendorf bei Rostock-Laage und in Wasdow.

²¹ Witt 1996, S. 47.

²² Friedhofsverwaltung: Special-Akten betreffend Verkauf und Benutzung von Erbbegräbnisplätzen. 1914-1925, fol. 271.



Abb. 10 Greifswald, Alter Friedhof. Grabgebäude für den Gutsbesitzer Ferdinand Schütze (1815-1899) und seine Frau. Der Bau wurde 1886 im Stil der Neorenaissance errichtet, die in Frieszone und Giebel dargestellten Symbole weisen den Auftraggeber als Freimaurer aus. Der Innenraum ist nicht abgetieft, die beiden reich verzierten Zinksärge stehen zu ebener Erde. Blick nach Westen. Foto: A. Kretschmer (2008)

Personen ein, den äußeren Bogen mit der Rustikaquaderung zieren seither die zugehörigen Familienwappen. Angesichts der Tatsache, dass es die obertägigen Teile der Gruftanlage von Gilly in Berlin nicht mehr gibt, kommt dem Greifswalder Bau auch eine überregionale architekturgeschichtliche Bedeutung zu.

Einige Meter nördlich der Grablege Gesterding/Vahl steht äußerlich kaum verändert das Mausoleum des Freimaurers und Gutsbesitzers **Ferdinand Schütze** (1815-1899). Auf dem Portalschlussstein finden sich eingraviert die Jahreszahl 1886 sowie seine Initialen FS (Abb. 10 und 11). Im Stil der Neorenaissance soll der verputzte Backsteinbau den Anschein einer Sandsteinarchitektur erwecken. Die Portalrahmung mit gequadrerten Pilastern offenbart durch einige Details die Philosophie des Bauherrn: In die Metopenfelder des Triglyphenfrieses sind fünf Marmortafeln mit den Symbolen der Freimaurer eingefügt, das Dreiecksfeld des die Fassade abschließenden Giebels zeigt in einem Eichenkranz als Ruhmeszeichen ein Pentagramm mit dem allsehenden Auge Gottes.²³ Im Inneren stehen zwei reich verzierte Zinksärge für die Eheleute Schütze.

Direkt am Endpunkt des Wegekreuzes an der Westmauer ist die Gruft des **Barons von Klot-Trautvetter** (1788-1858) erhalten geblieben (Abb. 12). Dieser war Hofgerichtsdirektor am Greifswalder Königlichen Hofgericht und gab 1853 den Auftrag für einen spätklassizistischen Grabbau, der

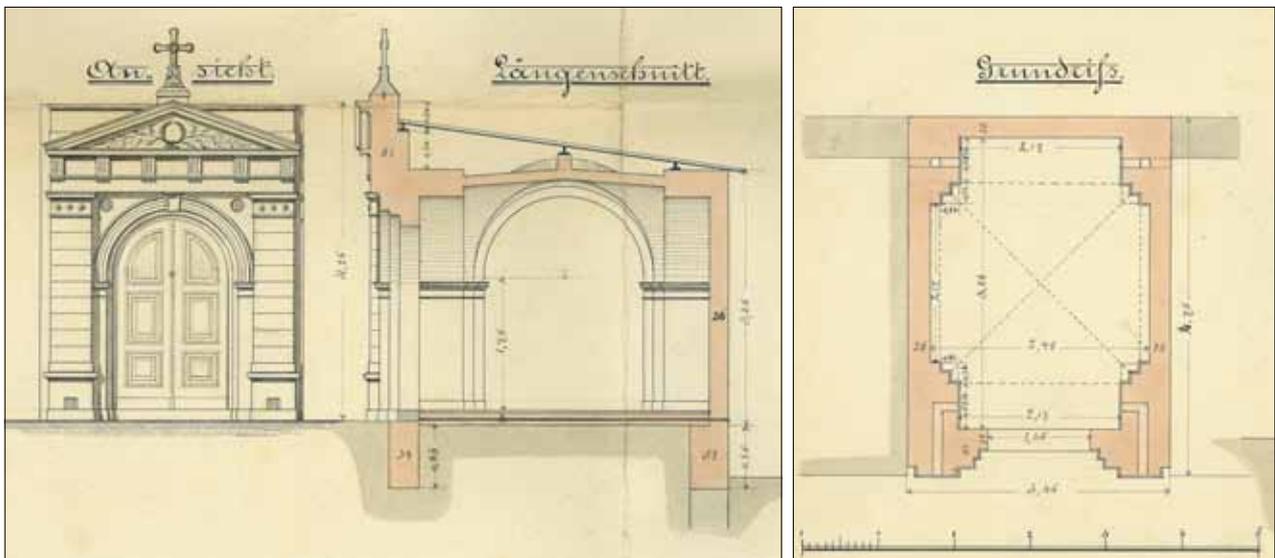


Abb. 11 Greifswald, Alter Friedhof. Planzeichnungen von Stadtbaumeister Friedrich Haas für das Mausoleum des Gutsbesitzers und Freimaurers Ferdinand Schütze (vgl. Abb. 10). Der überwölbte Innenraum ist ebenerdig konzipiert worden, noch heute stehen darin die gut erhaltenen Särge des Auftraggebers und seiner Frau. Abbildung: Bauamtsakte: Wolgaster Straße / Alter Friedhof (Ausschnitte)

²³ Ein im europaweiten Vergleich einzigartiges Freimaurermausoleum befindet sich in Schwerin auf dem Alten Friedhof. Dort führte der Stadtbaumeister Georg Adolph Demmler seinen eigenen Grabbau aus, auch dieser entstand ganz im Geiste freimaurerischer Glaubensvorstellungen und unter Verwendung der entsprechenden Symbolik (vgl. Wulz 1998).

in schlichter Manier als reine Portalgruft konzipiert wurde. Abgesehen von dem Stufenportal zeigt das Gebäude lediglich durch sein Hauptgesims und eine getrepte akroterienartige Bekrönung zurückhaltend würdevolle Gestaltungselemente. Seit 1995 wird der Bau als Urnenab-schiedsraum genutzt.

Als einzige Gruft, die auf dem Rasenparterre entstand, ist die **Kapelle Pyl** zu nennen. Aus einem bestehenden einfachen Erdbegräbnis der Familie ergab sich die Genehmigung zur Errichtung eines obertägigen Grabgebäudes auf Abteilung 5 (Abb. 13).²⁴ Der Kunstgeschichtsprofessor und Altertumswissenschaftler Carl Theodor Pyl (1826-1904) ließ zum Andenken an seine Vorfahren eine schlichte backsteinsichtige Kapelle errichten, in der er und sein Sohn die letzte Ruhe fanden.

Auf Abteilung 2 befinden sich heute zwei Grüfte, die direkt miteinander verbunden sind, jedoch zu unterschiedlichen Zeiten entstanden (Abb. 14).²⁵ Bei der ersten handelt es sich um die Gruft der Familien **Meyer und Anderssen**, die vermutlich um 1823 fertiggestellt wurde. Jahrzehntlang verharrte sie in einem sehr schlechten Bauzustand; vor der Sanierung im Jahr 2016 war der Putz längst abgebröckelt und die Särge im Inneren waren fast vollständig zerstört. Als Grundlage für die Wiederherstellung diente eine Fotoaufnahme aus der Zeit um 1930, auf der die ursprüngliche Gestaltung noch gut zu erkennen ist (Abb. 14): In der Mitte der Schauffront befindet sich ein Segmentbogenportal, seitlich flankiert von Doppelpilastern mit Kanneluren. Darüber ist ein klassischer Architekturaufbau mit Gebälk und Attikazone zu sehen, den oberen Abschluss bildet ein flacher, seitlich eingerückter Aufsatz. Zwischen den Pilastern befinden sich ovale Lüftungsöffnungen mit einfachen Kreuzsprossen. Der Rechtsanwalt und Notar Siegfried Joachim Meyer (1751-1833) war Bürgermeister und Königlich-landrat. Durch Heirat seiner Tochter Johanna Carolina Juliana mit dem Jurist Emanuel Friedrich Anderssen (1784-1840) kam diese gemeinschaftliche Gruft zustande.²⁶ Unmittelbar an dieses Gruftgebäude schließt die Grablege der Familien **Mende und Beumer** an (Abb. 14), wobei die beiden Namen nicht in familiärer Verbindung stehen, sondern vielmehr auf eine Veränderung der Besitzverhältnisse Bezug nehmen. Ab 1823 sind in der Gruft Familienangehörige des Professors für Geburtshilfe und Gerichts-



Abb. 12 Greifswald, Alter Friedhof. Grabbau des Barons von Klot-Trautvetter (1788-1858). Das spätklassizistische Gebäude in seiner nüchternen und dennoch würdevollen Gestalt entstand 1853. Blick nach Westen. Foto: A. Kretschmer (2008)

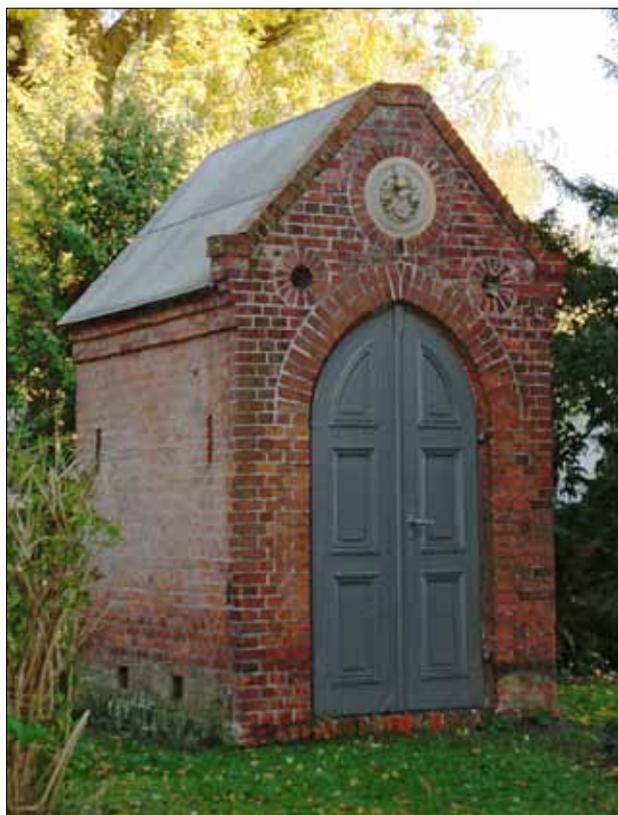


Abb. 13 Greifswald, Alter Friedhof. Grabkapelle von Carl Theodor Pyl (1826-1904). Der um 1800 errichtete Sepulkralbau für den bekannten Regionalhistoriker entstand als einziger nicht an der äußeren Friedhofsbe-grenzung, sondern auf einem der Rasenparterres. Blick nach Südosten. Foto: A. Kretschmer (2008)

²⁴ Die Familie besaß zudem einen nicht mehr vorhandenen Grabbau aus den 1820er Jahren (Abt. 1, Nr. 7; vgl. Kretschmer 2012, S. 153).

²⁵ Siehe die Ausführungen zur Inventarisierung für beide Anlagen nachfolgend in diesem Beitrag.

²⁶ Das Wohnhaus der Anderssens am Markt 21 war im Jahr 1851 Quartier des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV., hier wurde für den hohen Gast auch ein feierlicher Empfang gegeben (Ziegler 1897, S. 90).



Abb. 14 Greifswald, Alter Friedhof. Grufthäuser der Familien Meyer/Anderssen (jeweils vorn) sowie Mende und Beumer, errichtet 1823 bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts. Blick jeweils nach Südosten. Fotos: Landesamt für Kultur und Denkmalpflege M-V / Landesdenkmalpflege G2622 Stettin (links, Aufnahme um 1930) / A. Kretschmer (rechts, 2008)

medizin Julius Ludwig Kaspar Mende (1779-1832) bestattet worden. Dessen Berufung nach Göttingen zwang ihn jedoch zur Aufgabe der Grabstätte. 1889 wurde diese laut Sterberegister an den Kreisphysikus und Geheimen Medizinalrat Ludwig Wilhelm Otto Beumer (1849-1918) übertragen, der den Bau im nüchternen neoklassizistischen Stil des beginnenden 20. Jahrhunderts erneuern ließ. Das hochrechteckige Portal mit seiner kassettierten zweiflügeligen Tür wird seitlich von zwei glatt verputzten Doppelpilastern eingefasst, der Dreiecksgiebel zeigt aufgeputzt ein lateinisches Kreuz. Vor allem die Dachform - ein Satteldach - verweist auf die jüngere Bauzeit, denn bis dato war nur ein Pultdach genehmigungsfähig gewesen. Es ist anzunehmen, dass Otto Beumer diesen Bau erwarb, nachdem seine Frau sowie sein Sohn verstorben waren und er sie zeitweise in der alten Pylgruft (Abt. 1, Nr. 7) hatte aufbahren lassen. Im Bauamt ist ein Antrag von Otto Beumer erhalten, der diese Vermutung bestätigt. Im Dezember 1912 schrieb er: *›Auf der von mir erworbenen Begräbnisstelle auf dem alten Begräbnisplatze, Abt. II Nr. 12 beabsichtige ich nach dem Plane der beiliegenden Zeichnung ein Begräbnisgewölbe zu errichten‹.*²⁷

Im Jahr 2016 hatte der Förderverein „Der Alte Friedhof Greifswald e. V.“ zusammen mit der Stadt Greifswald Mittel

zur Rettung der beiden letztgenannten Grufthäuser akquirieren können. So war es möglich, ihre Fassaden zu sanieren sowie die Grabräume zu reinigen und in würdevoller Weise neu herzurichten. Dafür wurde die Forschungsstelle Gruft aus Lübeck hinzugezogen, die neben der Bergung und Dokumentation der Sargüberreste auch die Reinigung der Sargbeschläge und Plaketten vornahm sowie die Bestandteile der Sarginhalte dokumentierte und sicherte.²⁸

Die Untersuchung der Grufthäuser Meyer/Anderssen und Mende/Beumer - Inventar

Plünderungen und Vandalismus haben zum Teil schwere Schäden am Inventar beider Grufthäuser verursacht. Vor allem die Meyer/Anderssen-Gruft hat unter den gewalttätigen Eingriffen gelitten. Dennoch erlauben die Särge und ihre Überreste in den beiden Grablagen aufschlussreiche Einblicke in die Bestattungskultur vom Biedermeier bis zur Zeit fortgeschrittener Industrialisierung im Historismus. Im April 2016 begannen die Arbeiten zur Sanierung und Wiederherstellung der Würde beider Grabstätten. Die Befunde wurden dokumentiert und sowohl die erhaltenen Särge bzw. Sargteile als auch die Gebeine zwischenzeitlich ausgelagert, damit die Gebäude renoviert werden konnten. Sämtliche Beschläge wurden gereinigt und kunsthis-

²⁷ Vgl. Bauamtsakte: Wolgaster Straße / Alter Friedhof.

²⁸ Die Forschungsstelle Gruft aus Lübeck ist eine Gruppe von Archäologen und Kunsthistorikern, die sich deutschlandweit für die Rettung, Dokumentation, Sicherung und Instandsetzung von Gräften einsetzen.

torisch angesprochen. In beiden Grufthäusern befanden sich große Mengen an Abfall, Ästen und herabgefallenem Wandputz sowie reichlich Tierknochen, letztere vor allem in der Meyer/Anderssen-Grablege. Entweder waren diese als Speisereste in die Gruft geworfen worden oder es waren Überreste von Vögeln, die kleine Raubtiere dorthin verschleppt hatten.²⁹

Im **Grufthaus der Familien Meyer und Anderssen** erlaubte ein Eisengestell die Belegung mit Sargbestattungen auf zwei Ebenen. Die Säрге waren auseinandergebrochen und die vormals obenstehenden von den Eisenträgern auf die unteren verstürzt (Abb. 15, vgl. Abb. 14). Durch die eingedrungene Feuchtigkeit waren zudem die Untersäрге teilweise zu einer festen, humosen Masse geworden. Insgesamt ließen sich die Überreste von sechs Holzsärgen identifizieren, dazu zählte ein Kindersarg. Alle waren profilierte Eichenholzsäрге mit teils aufwendig gestalteten, ursprünglich hell-silbernen glänzenden Metallbeschlägen aus einer Zinn/Blei-Legierung, die durchbrochen gearbeitet wurden. Alle Inschriften sind graviert. Aufgrund der starken Zerstörungen lassen sich die Säрге nur noch teilweise und nicht völlig zweifelsfrei den nachweislich in der Gruft bestatteten Personen zuordnen.

Bei der Beräumung geborgene Inschriftentafeln verweisen auf die Säрге des Bürgermeisters Siegfried Joachim Meyer (1751-1833), seiner Frau Johanna Charlotte Friederica (1753-1823), ihres Sohnes Siegfried Gustav Ferdinand Meyer (1792-1872) sowie des Schwiegersohnes Friedrich Emanuel Anderssen (1784-1840), der mit ihrer dritten Tochter Johanna Carolina Juliana (1790-1870) verheiratet war. Laut Sterberegister wurde auch sie in der Gruft bestattet. An weiteren hier Beigesetzten sind im Register ein 1828 gestorbenes Kind der beiden Letztgenannten, die Gattin eines Predigers Küsel (gest. 1829), Johanna Meyer, geb. Balthasar (gest. 1844, Gattin von Siegfried Gustav Meyer), und ein Fräulein Anderssen (gest. 1866, eventuell eine Enkelin von Siegfried Joachim Meyer) aufgeführt.³⁰

Immerhin vermitteln drei Sargdeckel noch etwas vom ursprünglichen Aussehen der repräsentativ gestalteten Säрге; allerdings handelt es sich hierbei um die späteren Objekte. Von den Holzcorpora der Säрге des Bürgermeisters Meyer und seiner Gattin haben sich hingegen nur wenige, kaum aussagefähige Fragmente erhalten, die sich zudem nicht



Abb. 15 Greifswald, Alter Friedhof. Blick nach Süden in den Gruftraum der Familien Meyer und Anderssen zu Beginn der Sanierung. Trotz des schlechten, zum Teil sehr fragmentarischen Zustandes wurden sechs Holzsäрге identifiziert. Ein Eisengestell ermöglichte die Beisetzung auf zwei Ebenen. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl (2016)

mehr klar zuordnen lassen. Einzig die lose aufgefundenen Inschriftentafeln weisen die Bestattungen sicher nach.

Die Inschriftentafeln des ältesten Sarges, in dem Johanna Charlotte Friederica Meyer beigesetzt worden war, sind vergleichsweise bescheiden gearbeitet (Abb. 16). Zwei ovale, gravierte Kartuschen mit jeweils unterschiedlichem Lorbeer-Rahmen geben zum einen den Namen und die Lebensdaten an, zum anderen spiegelt sich in ihnen die Trauer ihrer Familie wider: *›Sie war XLIII Jahre die treue Gefährthin Ihres jetzt bekümmerten Gatten die liebevollste*



Abb. 16 Greifswald, Alter Friedhof. Meyer/Anderssen-Guft. Inschriftentafel vom Sarg der Johanna Charlotte Friederica Meyer (1753-1823), verhältnismäßig schlicht gehaltene ovale Kartusche mit Lorbeer-Rahmung. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

²⁹ Kurzbericht zu den Dokumentations- und Bergungsarbeiten in beiden Grufthäusern im Greifswalder Stadtplanungsamt, Abteilung Denkmalpflege. Darin finden sich nähere Beschreibungen und weiteres Bildmaterial für die der Übersicht wegen durchnummerierten Säрге beider Grablegen.

³⁰ Sämtliche biografische Angaben nach: Archiv für Sippenforschung 1983/1984 (Band 49/50), S. 206.



Abb. 17 Greifswald, Alter Friedhof. Meyer/Anderssen-Guft. Inschriftentafel vom Sarg des Bürgermeisters Siegfried Joachim Meyer (1751-1833), feinteilig ausgearbeitete Kartuschenrahmung mit vegetabilen Motiven und eingebundener Schleife. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

Mutter Ihrer Kinder und Enckel und die Pflegerin der Armen. Sicher gehören zu diesem Sarg diverse, einzeln aufgefundene Lorbeerfestons, die ähnlich wie einer der Kartuschenrahmen gestaltet sind. Da weitere entsprechende Beschläge fehlen, war die Dekoration des Sarges wahrscheinlich eher schlicht gehalten und auf die genannten Zierelemente begrenzt.

Etwas aufwendiger verziert ist die Inschriftentafel vom Sarg ihres Gatten, des Juristen und Bürgermeisters Siegfried Joachim Meyer (Abb. 17). Offenbar gab es eine weitere, verlorengegangene Tafel, die sich auf den Tod Meyers bezog, denn das Sterbedatum fehlt auf dem geborgenen Exemplar. Den Kartuschenrahmen dieses noch vorhandenen Stücks bilden durchbrochen gearbeitete Blüten, Ranken und Blätter, zuoberst sitzt eine Schleife. Sehr wahrscheinlich zugehörig sind kreuzblumenartige Schraubenbeschläge, die eine ähnliche Gestaltung aufweisen. Verschieden ausgebildete Lorbeerzweige und Schleifen dürften die Särge der Eheleute Meyer geziert haben; beides sind typische Schmuckelemente klassizistischer bis biedermeierzeitlicher Sargausstattungen.

Zu einem der beiden Särge gehören die traditionellen, oblongen Griffe aus geschmiedetem Eisen. Alle anderen Särge waren mit gegossenen Zinn/Blei-Ringgriffen leicht unterschiedlicher Machart versehen, die den Verfassern in dieser Form noch nicht bekannt waren. Entweder sind sie eine regionale Variante oder sie wurden von einem Greifswalder Sarghersteller angeboten. Dies ist durchaus denkbar, denn ab der Mitte des 19. Jahrhunderts spezia-

lisierten sich zunehmend einzelne Firmen auf Fertigung und Verkauf von Särgen.³¹

Der zur Einstellung nach der Sanierung der Gruft restaurierte Kindersarg hatte Seilgriffe, wie sie auch aus anderen norddeutschen Befunden des 18. und 19. Jahrhunderts bekannt sind. Dieser schwarz gebeizte oder lasierte Sarg könnte der des Kindes von Friedrich Emanuel Anderssen und seiner Gattin Johanna Carolina Juliana sein. Er ist ohne jegliche Beschläge ausgesprochen schlicht gehalten.

Auch der Sarg Friedrich Emanuel Anderssens von 1840 ist nur noch durch die Beschläge belegt. Die runde Inschriftentafel mit Namen und Lebensdaten wird von einem Rahmen aus Akanthusranken eingefasst. Die zugehörigen Schraubenbeschläge ähneln in ihrer Kreuzblumenform denen des Sarges seines Schwiegervaters, sie sind aber insgesamt einfacher ausgebildet.



Abb. 18 Greifswald, Alter Friedhof. Meyer/Anderssen-Guft. Vermutlich Deckel des Holzsarges von Siegfried Gustav Ferdinand Meyer (1792-1872), mit verschiedenen aufgenagelten Zierbeschlägen. Ein Griffbeschlag am Deckel (unten rechts) passt stilistisch sehr gut zu der separat aufgefundenen Inschriftentafel (vgl. Abb. 19). Fotos: R. Ströbl / A. Ströbl

³¹ Ströbl 2014, S. 64 f.

Zwei der zumindest teilweise erhaltenen Särge - in der Dokumentation³² als Sarg 1 und 3 bezeichnet - sind in Corpusgestaltung und Ornamentik sehr ähnlich bis identisch und gehören zeitlich eng zusammen. Sarg 3 ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der von Siegfried Gustav Ferdinand Meyer, dem 1872 gestorbenen Sohn des Bürgermeisters Meyer, denn die lose aufgefundene Inschriftentafel passt stilistisch zu den restlichen Ornamenten dieses Sarges (Abb. 18, vgl. Abb. 19). Er ist kräftiger und lebhafter profiliert als Sarg 1, jedoch sind die Deckelplatten gleich gestaltet. Auf ihnen befindet sich jeweils ein symmetrisch geschweiftes Element, das zwei gespiegelten liegenden Karniesen entspricht und aus einem einfachen Brett herausgearbeitet wurde. Dieses Motiv ist in stehender Form als Bekrönung von Biedermeierschränken bekannt und wirkt auf Särgen wie ein langgezogenes aufgeschlagenes Buch. Bei Särgen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Nord- und Mitteldeutschland kommt diese Deckelplattenform ausgesprochen häufig vor.³³

Besonders ins Auge springen aber die Neobarock- und vor allem Neorokoko-Elemente der Beschläge. Es gibt drei Inschriftentafeln, deren Kartuschenrahmen identisch sind; eine enthält Namen und Lebensdaten von Siegfried Gustav Ferdinand Meyer, die beiden anderen mit religiösen Texten dürften ebenfalls zu seinem Sarg gehören (Abb. 19). Mit gebogenen Schraffen gefüllte S-Voluten, Blüten und Ranken bilden die Rahmen der in ihrer Grundform leicht an Urnen erinnernden Tafeln. Bei den Texten handelt es



Abb. 19 Greifswald, Alter Friedhof. Meyer/Anderssen-Guft. Inschriftentafel vom Sarg des Siegfried Gustav Ferdinand Meyer (1792-1872), reich gestaltete Kartusche mit S-Voluten sowie verschiedenen Blüten- und Rankenornamenten. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl



Abb. 20 Greifswald, Alter Friedhof. Meyer/Anderssen-Guft. Deckel eines Sarges ohne klare Zuordnung (spätes 19. Jahrhundert). Ungewöhnlich sind die Deckplatte in Form eines langgestreckten Giebelaufsatzes mit gerollten Enden sowie die Perlstabornamente. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

sich um Offb. 2,9 („Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“) und um Strophe 17 des Auferstehungsliedes „Frühmorgens, wenn die Sonn aufgeht“ („Mein Herz darf nicht entsetzen sich, Gott und die Engel lieben mich, die Freude, die mir ist bereit, vertreibt Furcht und Traurigkeit. Halleluja, Halleluja!“).

Die teilweise identischen Kantenbeschläge beider Särge zitieren hochbarocke Bandelwerk-Ornamentik aus dem frühen 18. Jahrhundert, als Schraubenbeschläge dienen geschwungene Phantasie-Blumen. Diese Rückgriffe auf unterschiedliche Stilformen sind typisch für den Historismus, insbesondere in der Sargdekoration.³⁴

Die Griffbeschläge von Sarg 1 zeigen zum Teil die gleichen Elemente wie die von Sarg 3, verfügen aber zudem über feines, volutenartig gerolltes Akanthus-Rankenwerk. Die Ähnlichkeiten legen nahe, dass dies der Sarg von Johanna Carolina Juliana, der Gattin Friedrich Emanuel Anderssens, ist, da sie und ihr Bruder Siegfried Gustav Ferdinand Meyer im Abstand von zwei Jahren gestorben sind.

Ein weiterer Sarg ist durch Griffbeschläge mit Blüten- und Fruchtfestons und aufsitzender Krone belegt. In der Machart ähneln sie denen der Särge 1 und 3, allerdings in einer anderen ornamentalen Ausführung.

Der dritte Sarg, dessen Deckel noch erhalten ist, Sarg 2, datiert in das ausgehende 19. Jahrhundert (Abb. 20). Die Gestaltung der Deckelplatte in Form eines langgestreckten Dreiecksgiebelaufsatzes mit eingerollten Längsseiten

³² Vgl. Anm. 29.

³³ Ströbl 2014, S. 70.

³⁴ Ebd., S. 125.

war den Verfassern bislang unbekannt. Das gleiche gilt für die beiden hölzernen Eierstabfriese, welche die Profilierung des Deckels gliedern.

Die Beschlagzier dieses hellbraun gebeizten oder lasierten Eichensarges ist im gestalterischen Aufwand zurückgenommen; die als Blattrosetten gearbeiteten Griffbeschläge, die blattförmigen Schraubenaufsätze und die angegossenen Griffzierer - geflügelte Puttenköpfe - aus Weißmetall wurden bereits als Massenware industriell hergestellt und waren überregional weit verbreitet.³⁵

Keramikfragmente im Fundmaterial deuten auf den Friedhofsbetrieb im 19. Jahrhundert hin. So bezeichnet die Bleistift-Aufschrift auf einem Terrakotta-Blumentopf ›*Aurantia superba*‹ eine ab der Mitte des 19. Jahrhunderts beliebte Azaleensorte.³⁶ Ein Henkeltopf aus glasierter Irdenware ist mit einer Zeile aus dem Kirchenlied „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ („Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, Verricht das deine nur getreu“) beschriftet.

Auch die **Mende/Beumer-Gruft** verfügte über zwei Etagen; für die obere waren hier allerdings Doppel-T-Träger aus Eisen eingebaut worden, was demnach erst im späten 19. Jahrhundert geschehen sein kann. Die letzte Belegung des jedoch deutlich älteren Grufthauses beschränkte sich auf drei Zinksärge in der oberen Ebene und einen Holzsarg, der darunter auf dem Boden stand; zudem fand sich eine Urne aus Buntmetall, die ihren Platz auf einem regalartigen Einbau an der Rückwand hatte. Zwar waren Eindringlinge auch in dieses Grabgebäude gelangt, sie hatten aber lediglich einen der Zinksärge aufgebrochen (Abb. 21, vgl. Abb. 14).

Der schwarz lackierte Holzsarg (Sarg 4, Abb. 22) ist bezüglich Machart und Gestaltung denkbar schlicht, Griffe fehlen. Die sparsame Profilierung wurde maschinell gefertigt, die Schraubenbeschläge bestehen aus Pappe. Die Schrauben sind die gleichen wie die von Sarg 2 in der Meyer/Anderssen-Gruft, diese Form wurde über Jahrzehnte überregional verwendet. Der auf gedrechselten Kugelfüßen stehende Sarg datiert um die Jahrhundertwende und ist keiner Person zuzuordnen.

Die drei Zinksärge sind industriell hergestellt worden und wirken mit ihrem halbplastischen, neobarocken Dekor ausgesprochen repräsentativ. Relativ kostengünstig in der Herstellung vermittelten sie durch das frisch verarbeitete Metall den Anschein hochwertiger Prunksärge. Zwei der in



Abb. 21 Greifswald, Alter Friedhof. Mende/Beumer-Gruft. Blick nach Südosten in den Grabraum vor seiner Beräumung (oben) und während der Dokumentation des Inventars in der unteren Ebene. Die Doppel-T-Träger wurden wohl erst eingebaut, als die Gruft von der Familie Mende auf die Familie Beumer übergegangen war. Fotos: R. Ströbl / A. Ströbl (2016)



Abb. 22 Greifswald, Alter Friedhof. Mende/Beumer-Gruft. Sehr schlicht gestalteter, schwarz lackierter Holzsarg aus dem Untergeschoss des Grabgebäudes (vgl. Abb. 21). Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

³⁵ Ebda. und S. 82.

³⁶ Mettler 1846/1847, S. 86.



Abb. 23 Greifswald, Alter Friedhof. Mende/Beumer-Gruft. Zinksarg von Agnes Beumer (1856-1885). Material und Dekor verliehen dem Sarg einen durchaus repräsentativen Charakter. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

ihnen bestatteten Personen konnten aufgrund der kleinen Inschriftentafeln, die jeweils am Griff des Kopfhauptes fixiert waren, sicher zugeordnet werden (Abb. 25). Demnach handelt es sich um die Särge von Agnes Beumer, geb. Pyl (1856-1885, Sarg 2), und ihrem Sohn Paul Beumer (1879-1885, Sarg 3), den sie nur um wenige Wochen überlebte. Im dritten Zinksarg (Sarg 1) auf der oberen Ebene ist der Leichnam von Friedrich Otto Wilhelm Beumer (1849-1918) zu vermuten, die Inschriftentafel fehlte jedoch.

Die Urne enthielt die Asche von Carl Bliedung (1889-1925). Laut Sterberegister, in dem sie aufgeführt wird, befanden sich in der Gruft die Särge von Ida Schmitz (gest. 1906) und Otto Beumer (gest. 1937). Es ist daher nicht auszuschließen, dass in Sarg 1 und 4 diese beiden Personen bestattet lagen. Die ebenfalls genannte Urne eines Eduard Schröder (gest. 1939) gehörte nicht mehr zum Inventar, sie ist 1950 nach Güstrow überführt worden.



Abb. 24 Greifswald, Alter Friedhof. Mende/Beumer-Gruft. Sarg von Paul Beumer (1879-1885). Die drei Zinksärge aus diesem Grabhaus waren industriell gefertigt und daher wohl verhältnismäßig kostengünstig zu erwerben (vgl. Abb. 23). Foto: R. Ströbl / A. Ströbl



Abb. 25 Greifswald, Alter Friedhof. Mende/Beumer-Gruft. Namensschild am Kopfhaupt des Sarges von Agnes Beumer. Die Inschrift nennt auch die Geburts- und Sterbedaten. Foto: R. Ströbl / A. Ströbl

Bei allen drei Metallsärgen sind durch Deckel und Untersarg gewissermaßen zwei Karniese aufeinandergesetzt, statt einer Deckelplatte schließt ein Zylindersegment ab. Die Särge stehen auf Löwenfüßen und sind mit Perlstäben oder Floralfriesen verziert. Die Ecken von Sarg 2 und 3 schmücken verspielte Akanthusranken (Abb. 23 und 24). Auffällig am Sarg von Agnes Beumer (Sarg 2) ist das aufgelötete große Kreuzifix aus Dornenranken in Flechtwerkornamentik (Abb. 23, vgl. Abb. 25).

Der Deckel des Außensarges von Agnes Beumer lag abgehoben an der Seite. Das Sichtfenster des Innensarges war mutwillig zerbrochen worden, was allerdings eine genauere Beschreibung der Ausstattung ermöglichte: Die Tote liegt auf einer Unterlage, vermutlich aus Seide, und das Haupt ruht auf einem aufwendig mit Biesen und Spitze gearbeiteten Kissen. Bekleidet war sie mit einem hellen, langen Kleid aus gemustertem Seidensatin, dessen Kragen mit Organzastoff und Lochspitze besonders dekoriert ist. Die Ärmel und die Mitte des Kleides sind ebenfalls in dieser Weise verziert.

Auf dem rückwärtigen Regal lagen Fragmente von Kranzschleifen in mehr oder minder gutem Zustand, zum Teil waren sie bereits herabgefallen. Zu nennen sind beispielsweise Reste einer rot-weißen Schleife mit der Inschrift ›Stadt Greifswald‹ sowie eine schwarze Schleife mit der silbernen Aufschrift ›Studentischer akademischer Verband Greifswald‹. Wahrscheinlich ebenfalls auf dem Regal hatte eine Christusstatue aus Gips gestanden, von der nur noch ein Teil des Kopfes erhalten war. Möglicherweise gehörte er zu einer Replik im Stil des Thorvaldsen-Christus; diese Nachbildungen waren in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet.



Abb. 26 Greifswald, Alter Friedhof. Grufthäuser der Familien Meyer/Anderssen und Mende/Beumer im heutigen, sanierten Zustand. Blick nach Südwesten. Foto: D. Brandt (2018)

Würdevolle Rückbettung

Nach der Bergung und Zwischenlagerung der Särge wurden die Grabgebäude Mende/Beumer und Meyer/Anderssen saniert (Abb. 26). Im August 2016 kamen die Särge bzw. Sargteile und die menschlichen Überreste wieder in ihre nunmehr fest verschlossenen Grufthäuser zurück. In der Mende/Beumer-Grablege stehen alle vier Särge auf einer neu eingebauten Ebene mit Holzplanken.

Auch in die Meyer/Anderssen-Grablege ist ein hölzerner Zwischenboden eingezogen worden, der die ursprünglichen, stark korrodierten und nicht mehr belastbaren Eisenstreben ersetzt. Unter diesem Boden liegen auf Paletten einzelne Sargteile, die wegen ihrer Beschläge erhaltenswert sind. Daneben steht, ebenfalls auf einer Palette, ein erhaltener Sargdeckel, unter den weitere, kleine Einzelteile und Funde gelegt wurden. Oben auf dem neuen Holzboden standen zunächst nur ein neuer Holzsarg mit allen Beschlägen und Funden sowie der restaurierte Kindersarg. Im Rahmen einer Feierstunde mit kurzer Andacht wurde am 24. September 2016 schließlich auch der neue Sarg mit den sterblichen Überresten in das Grufthaus eingebracht.

Literaturverzeichnis

Förderverein Alter Friedhof Greifswald e. V. 2012

Förderverein Alter Friedhof Greifswald e. V. (Hg.): Die Grabgruft von Haselberg auf dem Alten Friedhof in Greifswald. Historie und Instandsetzung eines der ältesten Sepulkralwerke Vorpommerns. Wolgast 2012

Hufeland 1791

Hufeland, Christoph Wilhelm: Über die Ungewissheit des Todes und das einzige untrügliche Mittel sich von seiner

Wirklichkeit zu überzeugen, und das Lebendigbegraben unmöglich zu machen nebst der Nachricht von der Errichtung eines Leichenhauses in Weimar. Weimar 1791

Kretschmer 2012

Kretschmer, Anja: Häuser der Ewigkeit. Eine Einführung in die Sepulkralarchitektur am Beispiel Mecklenburg-Vorpommerns. Hamburg 2012

Lissok 2000

Lissok, Michael: Die Geschichte der kommunalen Grünanlagen und Friedhöfe vom späten 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Greifswald. Geschichte der Stadt. Hg. Horst Wernicke. Schwerin 2000, S. 511-520

Mettler 1846/1847

Mettler, Rudolph: Neue allgemeine deutsche Garten- und Blumenzeitung. Eine Zeitschrift für Garten- und Blumenfreunde, für Kunst- und Handelsgärtner. Band 2. Hamburg 1846/1847

Riedel 1803

Riedel, Heinrich Karl: Sammlung architectonischer äusserer und innerer Verzierungen für angehende Baumeister und Liebhaber der Baukunst. Heft 1. Berlin 1803

Ströbl 2014

Ströbl, Andreas: Die Entwicklung des Holzсарges von der Hochrenaissance bis zum Historismus im nördlichen und mittleren Deutschland. [= Kasseler Studien zur Sepulkralkultur. Band 20]. Düsseldorf 2014

Witt 1996

Witt, Andrea: Planung und Gestaltung kommunaler Friedhofsanlagen in Vorpommern im 19. Jahrhundert - vorgestellt anhand ausgewählter Beispiele. [= Magisterarbeit / Kunstgeschichte] Typoskript. Greifswald 1996

Wulz 1998

Wulz, Fredrik: Das Mysterium eines Freimaurergrabes. Schwerin 1998

Ziegler 1897

Ziegler, Joachim: Geschichte der Stadt Greifswald. Greifswald 1897

Impressum

Herausgeber:	Universitäts- und Hansestadt Greifswald Der Oberbürgermeister Stadtbauamt Abteilung Stadtentwicklung / Untere Denkmalschutzbehörde
Redaktion:	Dirk Brandt Thilo Kaiser Astrid Ewald Torsten Rütz Felix Schönrock André Lutze
Idee und Konzeption:	Sonderheft 2018 Torsten Rütz und Dirk Brandt
Wissenschaftliche Betreuung, Lektorat und Layout:	Dirk Brandt Büro für bauhistorische Untersuchung und Dokumentation - Arbeitsgemeinschaft A. Lutze & D. Brandt GbR
Umschlag:	Hintergrund: Greifswald, Markt 13, Westfassade, Detail (Foto: T. Rütz) Themenbild: Greifswald, St. Marien, nördliche Turmseitenhalle, Chronos am Grabmal Franz von Essens und Anna Pansows (Foto: D. Witt)
Druck:	Druckhaus Panzig Studentenberg 1a 17489 Greifswald
Auflage: ISSN:	500 Stück 1613-3870
Internetpräsenz der Reihe:	https://www.greifswald.de/de/wirtschaft-bauen-verkehr/bauen/denkmalschutz-und-denkmalpflege/



Universitäts- und Hansestadt
Greifswald

Herausgeber:

Universitäts- und Hansestadt Greifswald · Der Oberbürgermeister ·
Stadtbauamt · Abteilung Stadtentwicklung / Untere Denkmalschutzbehörde
Postfach 31 53 · D-17461 Greifswald · Tel.: +49 (0) 3834 8536 4241/-40 · Fax.: +49 (0) 3834 8536 4213
E-Mail: a.ewald@greifswald.de · stadtbauamt@greifswald.de